Kleine schriften: reihe. Zur erkenntnissle... und ...

Christoph Sigwart

יהוה

INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.

Ps. CXIX. 169.
כדברך
הבינני

JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια εστι

ΑΚΡΟΓΩΝΙ ... ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ



Kleine Schriften

von

Christoph Sigwart,
Professor der Philosophie an der Universität Tübingen.

Zweite Reihe.

Zur Erkenntnißlehre und Psychologie.

Zweite, unveränderte Ausgabe.



Freiburg i. B. 1889.
Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.
(Paul Siebeck.)



Vorwort.

Die Rede, welches dieses Bändchen eröffnet, ist zuerst in der Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg vom 5. April 1876 gedruckt worden, und hier nur insofern etwas abgekürzt, als einige Sätze weggelassen sind, welchen keine allgemeinere Bedeutung zukam.

Die zweite und dritte Abhandlung sind aus hier gehaltenen Vorträgen entstanden; die vierte ist ein revidierter Abdruck des auf Ostern 1879 erschienenen Programmes der hiesigen philosophischen Facultät. Die wenigen Veränderungen, welche die Darstellung erfahren hat, bestehen theils in genauerer Ausführung einzelner Punkte, theils in Weglassung überwiegend kritischer Stellen.

Die fünfte Nummer führt einige Gedanken weiter aus, welche ich in dem Artikel „Temperamente" in der pädagogischen Encyclopädie von Schmid, Palmer und Wildermuth niedergelegt hatte.

Der letzte Vortrag endlich ist in engerem Kreise gehalten; sein Gegenstand wird das leichtere Gewand rechtfertigen, welches, wie ich hoffe, nicht so weit seine Gleichartigkeit mit ernsteren Untersuchungen verhüllen wird, daß er nicht die Reihe derselben beschließen dürfte.

Tübingen, März 1881.

Der Verfasser.

Inhalt.

Ueber die sittlichen Grundlagen der Wissenschaft.

Rede zur Feier des Geburtsfestes des Königs in der Aula zu Tübingen am 6. März 1876.

In einer Stunde, in welcher wir zusammentreten, um den Gefühlen ehrfurchtvollen Dankes gegen den hohen Erhalter und Beschützer unserer Hochschule Ausdruck zu geben, ziemt es sich wohl auf das Ziel hinzublicken, das unsere akademische Gemeinde sich steckt, und uns den Sinn unseres gemeinschaftlichen Thuns zu vergegenwärtigen. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß sich darüber nichts Neues und nur Selbstverständliches sagen lasse; denn an das, was selbstverständlich ist, muß zuletzt in der Wissenschaft wie im Leben jede Ueberlegung und jede Entscheidung anknüpfen; und der Philosoph wenigstens lernt in dem unaufhaltsamen Wechsel neuer Lehre alte und erprobte Wahrheit so schätzen, daß er in der Wiederholung des Alten keine Gefahr sieht. Ueberdem gilt der Gewohnheit und der herrschenden Meinung Vieles als längst ausgemacht und selbstverständlich, bei dem vorsichtigere Untersuchung doch noch das Recht hat, nach der Begründung seines Anspruchs zu fragen und den Sinn festzustellen, in welchem dieser Anspruch gilt. So wird heutzutage Niemand, auf dessen Stimme wir hören,

die Nothwendigkeit bestreiten wollen, daß der Staat die Wissenschaft pflege und wissenschaftliche Anstalten erhalte, daß eine Anzahl von Männern die Wissenschaft und ihre Lehre zum ausschließlichen Lebensberuf mache, und daß die Erkenntniß und Verbreitung der Wissenschaft von keiner Rücksicht beschränkt werden dürfe; aber doch würden wir nicht durchweg gleichlautende Antworten erhalten, wenn wir fragten, was denn der letzte Grund dieser Nothwendigkeit und ihr eigentlicher Charakter sei.

Wir reden häufig von der Wissenschaft, als ob sie ein selbständiges, wesenhaftes Dasein hätte, wie ein ausgedehnter Bau auf festen Fundamenten, in den wir nur einzutreten und dessen einzelne Räume wir zu durchwandern und unter uns zu theilen hätten, oder wie ein lebendiger Organismus, der aus unscheinbaren Anfängen wächst und sich entwickelt, Zweig um Zweig aus sich hervortreibt nach inneren Gesetzen, die wir aus seiner Geschichte zu entnehmen trachten, und nach denen wir uns eine Vorstellung des vollen ausgewachsenen Ganzen entwerfen. Aber unter welchem Bilde wir von solchem Sein und Leben der Wissenschaft reden mögen, es bleibt immer ein Bild, dem nur unsere Phantasie ein selbständiges Dasein verleiht. In ähnlichem Sinne reden wir auch von der Sprache, von ihrem Material, ihrem Bau, ihren Gesetzen, ihrer Entwicklung, und vergessen oft dabei, daß die Sprache ihre wirkliche Existenz nur im Sprechen und Verstehen der Einzelnen hat; oder wir reden vom Staate als einer außer uns und über uns stehenden Macht, wir leihen ihm eine Art von persönli-

chem Dasein, ein Leben das Jahrhunderte oder Jahrtausende dauert; und doch besteht der Staat nur durch den Willen und die Thätigkeit seiner Glieder, hat seine Festigkeit nur in ihrer Uebereinstimmung, und seine Macht nur dadurch, daß die Ordnungen des gemeinsamen Lebens bei der weit überwiegenden Zahl der Zusammenlebenden vermöge ihrer Interessen und ihrer sittlichen Gesinnung Anerkennung erlangen und den Willen erzeugen, diese Ordnungen zu erhalten.

So ist es auch mit der Wissenschaft; sie besteht und lebt nur in dem Geiste der Einzelnen; sie wurzelt in ihrem Gedächtniß und der Kraft ihres Denkens, und ihr Fortbestand ist die ununterbrochene Arbeit, durch welche der Einzelne das Wissen erwirbt, sich gegenwärtig hält und erweitert, ihre Zukunft endlich ruht darauf, daß statt der absterbenden Generationen immer neue und neue Reihen dieselbe Arbeit des Lernens und Forschens wieder beginnen und weiter führen. Wohl mag es uns, wenn wir den immer wachsenden Umfang des Wissens bedenken, mit einer Art von Bangigkeit erfüllen, daß in so zerbrechlichen und engen Gefäßen eine so unermeßliche Fülle kostbaren Gutes aufbewahrt werden soll, und wir fragen besorgt, wohin es kommen mag, wenn ein immer kleinerer Bruchtheil des gesammten Schatzes wirklicher Besitz eines Einzelnen werden, als lebendiger Gedanke in ihm vorhanden sein und in Andern erzeugt werden wird. Und wie zum Troste wenden sich dann unsere Blicke hinauf zu den weiten Räumen, in denen schwarz auf weiß die Wissenschaft von Jahrhun-

derten und Jahrtausenden ihre dauernde greifbare Wirklichkeit hat, und die lange Kunst der Vergänglichkeit des kurzen Lebens entrückt ist. Aber es ist ein melancholischer Trost; denn erst recht dringlich fragen uns diese Bände, wie viel lebendige Kraft nöthig sei, um die erstarrten Gedanken aus dem Todtenschlafe zu erwecken, und es muthet uns an, als sollten wir einen Gletscher mit dem Hauche unseres Mundes flüssig machen.

Je deutlicher wir uns aber vergegenwärtigen, daß die Wirklichkeit der Wissenschaft nur in dem Bewußtsein der einzelnen Wissenden ihren Sitz hat, desto sicherer stellt sich die Frage ein, woher wir denn das Recht haben, von der Wissenschaft in der Einzahl, wie von einem einheitlichen geschlossenen Ganzen zu reden. Wo ist sie, diese Wissenschaft, wessen Wissen ist sie und welcher Geist besitzt sie?

Es scheint nicht schwer, eine Antwort auf diese Frage zu geben. Wie die deutsche Sprache von keinem Deutschen ganz gesprochen, von keinem ganz verstanden wird, aber doch eine in sich zusammenhängende, von gleichartigen Regeln beherrschte Summe von Wörtern und Wortverbindungen bildet, die von Deutschen gebraucht werden; wie ein Theil des Wortvorrathes allen gemeinsam und verständlich, ein anderer Theil nur in kleinen Kreisen im Gebrauche ist, und jeder zuletzt eine individuelle Auswahl trifft, um seine Gedanken zu bezeichnen, so scheint es auch mit der Wissenschaft zu sein. Von dem unermeßlichen Gesammtgebiete des Wißbaren hat jeder einen besonderen, von dem Besitze aller anderen unterschiedenen Theil inne; Einzelnes

ist ihm allein bekannt, anderes theilt er mit Wenigen, anderes mit einem größeren Kreise; noch anderes, die elementarsten und einfachsten Kenntnisse, die uns der Verlauf des Lebens selbst zu erwerben zwingt, sind in Aller Hand. Wenn wir also von der Wissenschaft als einheitlichem Ganzen reden, könnten wir die Summe des Wissens aller Einzelnen meinen, die sich durch vielfach ineinandergreifende, aber doch nirgends sich deckende Kreise bildlich darstellen läßt, und der Zusammenhang des Ganzen bestünde darin, daß, wie Glieder einer Kette, das Wissen des Einen in das der zunächststehenden Anderen eingreift, und ergänzend und fortführend sich daran anschließt.

Bei genauerer Betrachtung aber werden wir uns doch bedenken, dieser Summe alles dessen, was die Einzelnen wissen, dem in seiner Vollständigkeit gedachten, aber nirgends greifbaren Conglomerate ihrer Kenntnisse, den stolzen Namen der Wissenschaft zu geben. Dächten wir auch die Kenntnisse der mannichfaltigsten Art so lückenlos aneinandergefügt, daß sie sich zu einem annähernd vollständigen Bilde der Welt gestalteten, fänden wir das ganze Universum in den einzelnen Geistern abgespiegelt wie in den tausend Facetten eines Insektenauges, deren jede einen Bruchtheil desselben enthielte — es fehlte uns das Auge, das jenes Mosaik betrachtete, es fehlte uns die Seele, für welche jenes Ganze da wäre und einen Werth hätte.

Nicht in dieser äußerlichen Aneinanderreihung können wir die Einheit der Wissenschaft suchen; sie hat ihre Existenz als gewußter und gewollter Zweck. Nicht dort er-

kennen wir Wissenschaft an, wo zufällig Kenntnisse entstehen, wie sich eben der Neugier die Gelegenheit zur Beobachtung bietet, oder das Bedürfniß des Lebens auf die Natur der Dinge zu achten zwingt, oder ein glücklicher Einfall eine allgemeine Wahrheit richtig trifft; sie ist uns weder ein Geschenk einer von selbst sich entwickelnden Natur, noch ein bloßer Nebenerwerb bei der Befriedigung unserer Bedürfnisse, sondern eine mit Bewußtsein übernommene Aufgabe und ein Gegenstand planmäßiger Arbeit; erst ein Ideal des Wissens, auf das wir unsern Erwerb von Kenntnissen beziehen, macht denselben zur wissenschaftlichen Thätigkeit, und wir messen die Reinheit und Stärke des wissenschaftlichen Sinnes an der Klarheit, mit der das Ideal der Wissenschaft gedacht wird, und an der Sicherheit, mit der es unser Thun regelt.

Entwerfen wir uns aber dieses Ideal in seinen Hauptzügen, so enthält es zuerst die extensive Vollständigkeit unserer Erkenntniß. Ein treues Bild des Universums, das unabsehbar nach Raum und Zeit vor uns sich ausbreitet, soll gezeichnet werden; der Riß des Weltbaus soll in seinen Maßen vor uns liegen; mit gleicher Klarheit suchen wir die Vertheilung der kosmischen Massen, welche die immer sich schärfende Sehkraft der Teleskope in den zurückfliehenden Fernen des Weltraumes erblickt, wie die Lagerung der Atome in dem kleinsten Splitter von Materie zu ergründen; auf der ganzen Erdoberfläche soll sich keine Höhe und keine Tiefe unserem Auge und unserer Messung entziehen, kein Gewässer rinnen, keine Pflanze

wachsen, kein Thier sich regen, das wir nicht kennen; wir fragen selbst den Wind, von wannen er kommt und wohin er fährt. Das Unbekannte, wo es sei, empfinden wir wie einen Vorwurf, von dem uns zu befreien keine Anstrengung zu groß, keine Unternehmung zu gewagt dünkt.

Ebenso verfolgen wir rückwärts in der Zeit die Geschichte der Welt; aufgerollt vor unsern Blicken soll die Vergangenheit des Alls liegen; wir wollen im Geiste zusehen, wie seit Myriaden von Jahren die Himmelskörper ihre Kreise gezogen, wie die Erde sich geballt und ihre Oberfläche sich geschichtet hat, wie die Geschlechter der Pflanzen und der Thiere auf ihr erschienen und wieder verschwunden sind; und zuletzt soll die Geschichte unseres eigenen Geschlechtes uns erzählen, wie die Völker gelebt und das vielverschlungene Netz ihrer rastlosen Thätigkeit über die Erde gesponnen haben, wie sie gedacht und gesprochen und von welchen Ideen ihr Geist, von welchen Regungen ihr Gemüth bewegt worden ist.

Aber ein solches Gesammtbild der Welt wäre ein verwirrendes Chaos von Formen und Vorgängen, das festzuhalten keine Einbildungskraft ausreichte, wenn es nicht unsern Begriffen gelänge, Ordnung und Uebersicht in die Vielheit zu bringen und die unzählbare Menge des Einzelnen in das feste Fachwerk von Gattungen und Arten zu stellen. Erst dadurch erhebt sich ja die Wahrnehmung zur Erkenntniß, daß wir vergleichend und unterscheidend das Einheitliche und Gemeinsame in dem Vielen herausfinden und in festen Abständen seine Unterschiede ab-

stufen, bis uns der Stammbaum vorliegt, aus dem die Nähe oder Ferne der Wesensverwandtschaft aller Dinge abzulesen ist. Ein System von Begriffen in der Welt verwirklicht zu denken, ist die zweite Forderung unseres wissenschaftlichen Ideals.

Aber neben der extensiven Vollständigkeit und der logischen Ordnung ist noch ein Drittes darin enthalten — die durchgängige Gesetzlichkeit. Alles was ist und geschieht als nothwendig zu begreifen, in seinem Hervorgehen aus bestimmenden Ursachen nach allwaltenden unveränderlichen und unfehlbaren Gesetzen zu verstehen, ist uns die höchste Vollendung des Wissens; nur dasjenige Gebiet gibt uns das Gefühl wirklicher Herrschaft, in dem wir solche Gesetze ergründet haben und nach ihnen den aus jeder Kombination mit Nothwendigkeit eintretenden Erfolg voraussagen können. Längst hat das ruhelose Weiterdringen der Forschung die Grenze überschritten, welche der Erkenntniß strengen Causalzusammenhanges durch den Unterschied des geistigen Lebens von dem materiellen Geschehen gezogen schien; die Gedanken und Bilder, die verschwiegen durch unsere Seele ziehen, die Handlungen unseres Willens und die Ausbrüche der Leidenschaft müssen, wenn eine strenge Wissenschaft von der Seele möglich sein soll, ebenso festen Gesetzen gehorchen als der Gang der Magnetnadel und der Schlag des elektrischen Funkens, und der vollendeten Erkenntniß müßte es gelingen, den weiteren Gang der Geschichte mit derselben Sicherheit vorauszusehen, wie eine Mondsfinsterniß oder einen Venusdurchgang.

Mögen wir noch so weit von der Verwirklichung dieses Ideals entfernt sein — das klare Bewußtsein desselben und der feste Glaube, daß es unsere Aufgabe sei, dasselbe zu verwirklichen, scheidet uns von dem Abenteurer, der planlos auf Entdeckungen ausgeht, wie von dem Lohnarbeiter, der sich für Zwecke müht, die er nicht kennt, einigt dagegen die gesammte Thätigkeit aller Einzelnen und gibt ihrem Zusammenwirken Richtung und Maß.

Woher aber haben wir die Züge dieses Ideals genommen und woraus entspringt der Wille es zu verwirklichen?

Wenn wir die Geschichte fragen, auf welchem Wege der Mensch sich aus der Verwirrung erhebt, in welche ihn die von allen Seiten auf ihn einstürmenden Eindrücke der äußeren Natur, in welche ihn die Unruhe seiner eigenen Triebe und der stete Kampf ums Dasein zu stürzen drohen, so sehen wir überall ihn zuerst damit beginnen, daß er in seine eigene Thätigkeit Ordnung und Plan, Sinn und Vernunft bringt, unter klar gedachte Zwecke die Mannichfaltigkeit seiner Strebungen und Triebe beugt, das gemeinsame Leben nach Sitte und Recht ordnet und damit ein für Alle gültiges, über seinem Belieben stehendes Gesetz anerkennt. In dem Bewußtsein dessen, was er *soll*, vollzieht er zuerst den Gedanken einer systematischen Einheit, der vernünftigen, von Grundsätzen beherrschten Ordnung einer Vielheit von Wesen und ihrer Beziehungen; denn sein Wollen ist nur dann vernünftig, wenn es aus

Einem Gedanken den Wechsel seiner vielfältigen Thätigkeit regelt.

Das Bewußtsein eines Zweckes, den er sich setzt, eines Gesetzes, das er sich gibt, einer Pflicht, die er anerkennt, gibt ihm das Gefühl seiner Würde als eines freien und vernünftigen Wesens; in diesem hebt er sich aus dem Zusammenhange der vernunftlosen Natur heraus, und stellt sich ihr gegenüber als ein Wesen eigener Art; sie ist ihm der Schauplatz seiner Thätigkeit, das Gebiet, auf dem er zu herrschen berufen ist. Und so scheidet er zuerst in ihr, was ihm freundlich entgegenkommend die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke bietet, und was feindlich widerstrebend ihn zu Kampf und Ueberwindung herausfordert, die guten und die bösen, die lichten und die finstern Gewalten. Aus seinem Wollen, das Zwecke in der Welt verwirklicht, entspringen die Motive, die ihn drängen, sein Verhältniß zu ihr zu verstehen; je deutlicher er seiner vernünftigen Freiheit sich bewußt ist, desto mehr rückt er in den Abstand von den übrigen Dingen, von dem aus er sie zu übersehen vermag; erst dann kann er sich berufen glauben, sie mit seinem Wissen zu umspannen und in sich selbst alle ihre Strahlen in Ein Bild zu vereinigen.

Nur aus sich selbst kann er zuletzt das Maß dessen nehmen, was er als höchstes Ziel für sich anerkennt; nichts Aeußeres, was ist und geschieht, kann ihm sagen, was er als sein höchstes Gut, als den Zweck seines Daseins zu betrachten habe. In dem Stoff des Wissens freilich ist er von außen abhängig; was da ist und geschieht, kann er

nur dadurch erfahren, daß die Dinge auf seine offenen Sinne einwirken; aber diese Einwirkungen, zerstreut und zufällig wie sie der natürliche Verlauf ihm zuführt, könnten ihn niemals zwingen, sie zu einem Ganzen zu vereinigen, und niemals die Idee eines allumfassenden Systems erzeugen. Wohl ist von Anfang an ein natürlicher Erkenntnißtrieb in ihm lebendig, und sucht bald dieses bald jenes zu beobachten und zu begreifen, und aus ihm entnimmt er die Formen, in denen sein Wissen sich gestalten muß; aber was ihn seine Natur zu thun treibt, kann sich erst dann zu einem festen Zwecke, zu einer unwiderruflichen Aufgabe gestalten, wenn er den Werth dieses Triebes begreift und ihn als einen Theil seiner Bestimmung anerkennt, die zu erfüllen er verpflichtet ist. Was er wissen kann, ist ihm durch die Welt und seine geistige Organisation vorgeschrieben; daß er wissen soll, entspringt aus seiner sittlichen Natur und kann nur von seinem Willen bejaht werden. Und diesen Primat des Wollens auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete könnte selbst die vollendete Wissenschaft nicht aufheben. Gelänge es uns auch, mit mathematischer Genauigkeit die Formeln aufzustellen, nach denen das wirkliche Denken und Thun der Menschen vor sich geht, sie würden uns nicht belehren über das was sein soll, so wenig als die Moralstatistik uns überzeugt, daß jährlich so und so viele Verbrechen begangen werden sollen; es ist uns ja nicht gegeben, unserem lebendigen Thun nur zuzusehen, und es wie ein fremdes Ereigniß zu zergliedern; indem wir das thun, wollen wir, und die vollste theoretische Ueber-

zeugung, im Wollen von einer unausweichlichen Nothwendigkeit bestimmt zu sein, könnte weder den Unterschied zwischen dem aufheben was geschieht und dem was geschehen soll, noch unser Wollen hindern, immer wieder über das Gegebene hinauszustreben. Das Erste und Höchste ist immer die Ueberzeugung von dem, was unsere letzte Bestimmung ist; und nur weil uns aus dem Bewußtsein dieser Bestimmung die Idee der Wissenschaft fließt, ist sie da als Aufgabe, und verwirklicht sie sich in ununterbrochenem Fortschritt.

Es erklärt sich daraus, daß die dem Wollen und Handeln des Menschen entnommenen Begriffe zuerst die leitenden Gesichtspunkte für die Erkenntniß der Welt werden; er sucht sie in demselben Sinne zu verstehen, in welchem er sich selbst und sein bewußtes Thun versteht, aus den leitenden Zwecken. Wenn Sokrates den planlosen und fruchtlosen Phantasieen der älteren Naturphilosophie entgegen ein festes und seiner Sache gewisses Wissen fordert, da beginnt er mit der Forderung, daß der Mensch wissen soll, was er will, daß er in einem deutlich gedachten Begriffe sich zuerst über sein eigenes Thun Rechenschaft gebe. Seine ethische Richtung wirkt in Platon nach; die ewigen Musterbilder, nach denen die Welt geschaffen ist, durch welche sie allein erkannt werden kann, finden ihre Einheit in der Idee des Guten; und ebenso ist für Aristoteles der Gedanke des Zwecks der Schlüssel, mit dem er in alle Räthsel einzudringen strebt; Natur wie sittliche Welt werden ihm verständlich, wenn er sie als ein von Zwecken beherrschtes Werden betrachtet. Das Interesse, die Welt als

ein zweckvolles Ganze zu verstehen, drängt Platon und Aristoteles zum Monotheismus; denn der Polytheismus, der in der Welt nur die getheilten Kreise von einander unabhängiger Gewalten sieht, ist seiner Natur nach der die Einheit suchenden Wissenschaft feind. Umgekehrt hat der Monotheismus der jüdischen und christlichen Religion den fruchtbaren Boden für die Idee einer allumfassenden, die einheitlichen Gesetze des Universums erforschenden Wissenschaft gegeben. Oder in welcher andern Form konnte zuerst der Gedanke aufgehen, daß Himmel und Erde von Einem Gedanken umfaßt, und daß der Mensch berufen ist, diesen Gedanken zu verstehen, als in dem Glauben an Einen Schöpfer, der Himmel und Erde gemacht und den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat? in welcher Form konnte wirksamer ausgesprochen werden, daß nichts zufällig ist und die Dinge nicht nach blindem Ungefähr in verworrenen Bahnen sich kreuzen, als in dem Gedanken einer Vorsehung, ohne deren Willen kein Sperling zu Boden fällt? Theils die allzu menschlichen Bilder, welche sich an diese religiösen Gedanken knüpfen und die damit verwandte Neigung, in Wundern die göttliche Wirksamkeit sinnlich anzuschauen, theils die Erinnerungen an die Kämpfe gegen die Dogmen der Kirche, unter denen die Wissenschaft großgewachsen ist, lassen leicht die durchschlagende Bedeutung jener Grundanschauungen des christlichen Glaubens für die Entwickelung der wissenschaftlichen Ideen unterschätzen; aber es genügt ein Blick auf die eigentlichen Begründer der großen Grundsätze heutiger Forschung, auf Galilei und Kepler, um

zu sehen, was ihnen die christliche Gottesidee war. Die Erforschung der Gesetze, durch die alles nach Maß und Gewicht bestimmt ist, hat für Galilei nur einen Sinn, wenn wir an die Stetigkeit und durchgängige Allgemeinheit der Naturgesetze glauben; und dieser Glaube hat zu seinem Fundamente den Glauben an den allmächtigen und weisen Schöpfer, der die Welt nach bestimmten Zwecken geordnet hat; und ebenso ist Kepler's Sinnen und Rechnen von dem Gedanken getragen, die Harmonie in der Welt zu finden, welche das Werk einer unendlichen Intelligenz haben muß.

Wir bescheiden uns heutzutage, und mit Recht, den göttlichen Weltplan zu erforschen und die Zwecke einzeln nachzuweisen, zu denen alles gerade so geordnet ist; aber auch in den Gebieten, die am sichersten vor jedem Vergleiche mit menschlichem Thun geschützt zu sein scheinen, verrathen die Grundbegriffe noch den Boden, auf dem sie gewachsen sind. Wenn die Mechanik alles Geschehen auf Kräfte zurückzuführen trachtet, die unabänderlichen Gesetzen gehorchen, so erkennen wir leicht in dem Ausdrucke Kraft noch das schattenhafte Bild unseres Wollens, das durch unsere Muskeln Druck und Zug zu üben Macht hat; und in dem Worte Gesetz klingt noch vernehmlicher der gebietende und Gehorsam fordernde Wille durch, der die Glieder eines Gemeinwesens in ihren Handlungen an feste und unverbrüchliche Regeln bindet; und so haben wir auch in der Mechanik nur das übertragene Bild eines Reiches, in dem jeder Einzelne willig die Aufgabe erfüllt, die ihm die

Ordnung des Ganzen vorschreibt, und eben darin die vollkommenste Erfüllung dessen, was zuerst die Forschung suchte.

Aber auch wo die wissenschaftliche Einsicht in die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens uns noch nicht gelungen ist, lassen wir uns nicht irren; wir halten an dem wissenschaftlichen Ideale fest, und das Recht dazu, und damit die Gültigkeit der höchsten Grundsätze wissenschaftlicher Forschung fließt zuletzt nur daraus, daß wir die Erkenntniß wollen müssen. Aus der Erfahrung läßt sich ja niemals die Unmöglichkeit des Zufalles und regelloser Verwirrung beweisen; es ist nicht so, daß die logische Ordnung eines Begriffssystems, daß der durchgängige ursächliche Zusammenhang alles Geschehens mit Händen zu greifen wäre; aber wir verfahren so, als müßte die Welt erkennbar sein, wir halten an der Forderung fest, daß auch das scheinbar Verworrenste in durchsichtige Formeln sich müsse auflösen lassen, und wir glauben an ein immer fortschreitendes Gelingen, weil wir die Wissenschaft als eine Aufgabe betrachten, auf deren Erfüllung wir nicht verzichten dürfen. Mag uns noch so oft die Hoffnung täuschen, mag uns die Wahrnehmung, daß eine Theorie um die andere im Laufe der Zeiten stürzt, manchmal zweifelhaft machen, ob wir nicht einem für uns unlösbaren Räthsel gegenüberstehen, mag uns das Gefühl beschleichen, als ob schon wieder der Boden unter uns wanke, und was wir bisher geglaubt zu der langen Reihe von Irrthümern sich gesellen werde — wir hielten es für unmännliche Schwäche, uns darum der skeptischen Stimmung hinzugeben, welche die Hände in den Schoß legt, weil zu

einer so unendlichen Aufgabe unsere Kräfte nicht zureichen. So wenig die Gesetzgebung deßhalb rastet, weil es doch nicht möglich ist, die Verbrechen zu verhindern und das goldene Zeitalter des allgemeinen Friedens herbeizuführen, so wenig rastet die Forschung, ihr Ziel zu verfolgen; hier wie dort ist es die verpflichtende Kraft der sittlichen Idee, welche die immer erneuten Anstrengungen fordert.

Auf dieser ruht es, daß die Pflege der Wissenschaft nicht der persönlichen Liebhaberei der Einzelnen überlassen, sondern als eine gemeinsame Angelegenheit und als ein Theil der Aufgabe erkannt ist, welche der in den Staatsordnungen zusammengefaßte und wirksame Gesammtwille sich setzt; und daraus ergibt sich, daß die Arbeit an der Wissenschaft ein Beruf werden kann und soll, eine der Formen, in denen der Einzelne seine Kraft in den Dienst des Ganzen stellt. Aus dem Bewußtsein des gemeinsamen Ziels geht das Zusammenwirken Aller, welche die Wissenschaft betreiben, die Gliederung der Wissensgebiete, die Theilung der Arbeit hervor; sie würde der Wissenschaft feindlich sein, sobald sie das Bewußtsein der Gemeinschaft aufhöbe, und es dahin käme, daß die einzelnen Gebiete, wie revolutionäre Provinzen eines großen Reiches, sich für selbständig erklären und die anderen ignorieren und mißachten, oder fehdelustig und eroberungssüchtig ihre besonderen Gesetze auch den andern aufdrängen wollten.

Weil das Wissen eine gemeinsame Angelegenheit ist, werden wir auch nur dem zugestehen, daß er mit wissenschaftlichen Sinne arbeite, der lernend und lehrend in die

gemeinschaftliche Arbeit eintritt. Weder wer verschmähte, sich den Erwerb anderer zu Nutze zu machen und den schon begonnenen Bau weiter zu fördern, wird uns als ein Mann der Wissenschaft gelten, noch der gelehrte Schatzgräber, der im Dunkel der Einsamkeit nur zu eigener Befriedigung Kenntnisse sammelt und mit ihrer Mittheilung geizt. Darum fordern wir von jedem, den wir als vollberechtigtes Mitglied unserer Gemeinschaft anerkennen sollen, daß er nicht blos die Kraft habe, sondern auch den Trieb und den Willen bethätige, an der Förderung des gemeinsamen Wissens Theil zu nehmen und durch Schrift oder Wort zu lehren. Und wie keine sittliche Gemeinschaft die Pflicht abweisen kann, ihre Grundsätze dem nachwachsenden Geschlecht einzupflanzen und dasselbe zur Fortführung ihrer Aufgabe zu erziehen, so geht auch aus dem Wesen der Wissenschaft die Pflicht der Erziehung zur Wissenschaft hervor.

Nicht darin allein sehen wir ja das Ziel unseres Berufes, unsern Schülern ein bestimmtes Maß von Kenntnissen mitzutheilen, das ihnen etwa für die spätere Praxis unentbehrlich wäre, sondern darin, ihnen das Ziel des vollendeten Wissens vorzuhalten, damit sie den weiten Blick und den freien Geist gewinnen, den die Richtung auf das Ganze der Wissenschaft verleiht, und ihnen die Regeln der Forschung und die Methoden zu zeigen, welche die Idee des Wissens in jedem Gebiete vorschreibt.

Denn davon muß überall jedes vernünftige Thun ausgehen, daß es an den Zwecken die Mittel und an dem Plane des Ganzen den Werth jedes einzelnen Versuches mißt;

darum fragen wir zuerst, was als Wahrheit 'gelten darf und was nicht; was als strenge bewiesen für alle feststehen muß, und auf welchen Wegen die Beweise zu erbringen sind; wo die feine Grenzlinie läuft zwischen der Gewißheit und der Vermuthung, zwischen der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit, zwischen der Thatsache und der Hypothese. Je deutlicher das Bewußtsein über die Bedingungen des Erkennens, desto empfindlicher ist das wissenschaftliche Gewissen, desto strenger die Kritik, in der dieses Gewissen sein Urtheil fällen soll. Nichts beweist so deutlich für die Vertiefung und Verschärfung der ethischen Forderungen, welche das Ideal der Wissenschaft einschließt, als die klare Einsicht, die in jedem Gebiete allmählich über die dem Gegenstand angemessene Methode gewonnen wird, und die Strenge, mit der wir darauf achten, daß diese Methoden befolgt werden; sie stellen die Moral der wissenschaftlichen Thätigkeit dar, den Inbegriff der Regeln, die für den Dienst an der Wissenschaft die Natur des Zweckes vorschreibt.

Uebersehen wir die Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes in den letzten Jahrhunderten, so finden wir als den hervorstechendsten Zug des Fortschrittes nicht sowohl die ungeahnte Erweiterung des Wissens, sondern vor allem das, woraus diese Erweiterung erst entsprungen ist, daß nemlich immer schärfer auseinandertritt, was individuelle Meinung und was fester Erwerb für alle Zeit ist. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß der menschliche Geist, ungeduldig zu seinem Ziele zu gelangen, durch Gebilde seiner Phantasie die Lücken ergänzt, die er durch Beweise nicht füllen kann,

und geneigt ist für wahr zu halten, was ihm Zusammenhang und verständliche Einheit in das Stückwerk seines Wissens zu bringen vermag. Nicht bloß die Philosophie, die das Ideal einer einheitlichen allumfassenden Erkenntniß als die eigentliche Triebkraft unseres Strebens lebendig zu erhalten berufen ist, hat seit Platon die Dichtung zu Hilfe gerufen, um in festen und bestimmten Zügen zeichnen zu können, was sie ahnte und suchte; auch den nüchternsten Wissenschaften ist es nicht erspart, in unbeweisbaren Vorstellungen die Einheitspunkte zu suchen, aus denen sich die einzelnen Thatsachen zu einem sinnvollen und verständlichen Ganzen ordnen; weder die Atome der Chemie, noch die Entwicklungslehre der organischen Wissenschaften sind mehr als die Formen, in denen wir heute unserer Ueberzeugung von einem einheitlichen Grunde einer unübersehbaren Menge von Einzelnheiten Ausdruck geben. Aber unser Auge ist geschärft für den Unterschied zwischen Schein und Wahrheit; wir nehmen es schwerer, auf ungenügenden Beweis zu glauben und Glauben zu verlangen; und je lauter das kritische Gewissen seine Stimme erhebt, desto friedlicher können nebeneinander die verschiedenen Wissensgebiete bestehen und sich die Hand reichen. Die Ansprüche der Philosophie, ein absolutes Wissen zu besitzen und in ihren Formeln den letzten Sinn alles Seins und Werdens endgiltig auszudrücken, sind verstummt; die wissenschaftliche Theologie weigert sich nicht mehr, die Grundsätze geschichtlicher Forschung auf ihrem Gebiete zuzulassen, die Naturwissenschaft kommt von dem Wahne zurück, als sei mit Attraction und Repul-

sion oder dem Geseze der Erhaltung der Kraft das Räthsel auch der geistigen Welt gelöst; und so gewinnen wir allmählich gleiches Maß und Gewicht, nach dem die Wahrheit gewogen wird, wir disputiren nicht mehr darüber, ob etwas in der Philosophie falsch und in der Theologie wahr sein könne; es bildet sich ein gemeinsames Recht, dem sich alle unterordnen, ein festes Prozeßverfahren, nach dem die Streitigkeiten entschieden werden können.

Fassen wir die Wissenschaft unter dem Gesichtspunkte der Erfüllung einer sittlichen Aufgabe, dann haben wir auch das Recht von einem nationalen Charakter derselben, von einer deutschen Wissenschaft zu reden. Ihrem Gegenstande nach ist die Wissenschaft kosmopolitisch; dieselbe Welt bietet sich allen dar, und dieselben Bedingungen der Erkenntniß sind allen gestellt; und so fügt sich auch, was irgendwo an Wissen erworben wird, von selbst ineinander zu einem Gemeingute der Menschheit. Wohl aber bestehen Unterschiede des Sinnes, in dem die Wissenschaft betrieben, und der Vollständigkeit, mit der das gemeinsame Ziel gedacht und nach allen Seiten ins Werk gesetzt wird, ebenso Unterschiede der Lebendigkeit, mit der die ganze Nation die Wissenschaft als ihre Aufgabe anerkennt. Wenn wir mit Stolz von deutscher Wissenschaft reden, so meinen wir nicht sowohl den Glanz ihrer Erfolge, als die Reinheit der Gesinnung, die jede Vermischung mit fremdartigen Interessen verschmäht, und die, getragen von der Willigkeit, das wissenschaftlich Erkannte gelten zu lassen, freimüthig und rücksichtslos der Wahrheit die Ehre gibt; wir denken an den großen Ver-

band unserer Universitäten, die, durch den Wetteifer aller Glieder des deutschen Volkes gegründet, in ihren Einrichtungen dahin zielen, jeder tüchtigen Kraft einen Wirkungskreis zu eröffnen, und die selbst wetteifernd jede im Kleinen ein Bild des Gesammtstrebens der ganzen Nation darstellen; wir rühmen uns, daß zwei Grundsätze an unsern Universitäten reiner und voller als irgendwo sonst verkörpert sind — die Einheit der Wissenschaft, die nur leben kann, wenn alle ihre Glieder in Wechselwirkung stehen, und die Regel, daß die Forschenden lehren und die Lehrenden forschen, durch die allein eine nationale Erziehung zu wissenschaftlichem Sinne möglich ist.

Eine Pflanzstätte deutscher Wissenschaft in diesem Sinne zu sein ist unsere Hochschule unter dem Schutze des hohen Fürstenhauses, dem sie ihre Gründung verdankt, redlich bestrebt gewesen; enger und durch mannichfaltigere Fäden als vielleicht irgend eine andere mit dem Lande verbunden, dem sie angehört, hat sie doch nie ein Sonderleben geführt, sondern ist gebend und nehmend in dem befruchtenden Verkehre des gesammten deutschen Universitätslebens gestanden; durch sie will Württemberg seinen vollen Theil zum Bau der deutschen Wissenschaft beitragen, und die stets wachsende Zahl ihrer Arbeiter soll den guten Namen erhalten, den Württembergs Anstalten immer gehabt haben. Ein dankbares und ehrendes Andenken sei denen bewahrt, die nach treuer Arbeit aus unserer Mitte geschieden sind; ein aufrichtiges Willkommen denen zugerufen, die von nah oder fern kommen, ihre Arbeit mit der unseren zu vereinigen.

Das lebendige Bewußtsein aber, daß jede deutsche Hochschule einem allgemeinen Zwecke dient, und daß jedes Glied des deutschen Volkes eine Pflicht gegen die deutsche Wissenschaft zu erfüllen hat und an ihrer Ehre Antheil nehmen soll, möge uns auch für die Zukunft erfüllen, und eine Mahnung sein zuzusehen, daß Württemberg nicht nachlasse das Seine zu thun und sein Kontingent von Arbeitern auf dem Felde des Wissens zu stellen. Und so wende ich mich an Sie, Commilitonen, an alle, die ein lebendiges Interesse für das Gedeihen der Wissenschaft haben und die Kraft in sich fühlen, an ihrem Weiterbau zu arbeiten — lassen Sie den Gedanken nicht aufkommen, Ihr Pfund zu vergraben, um nachher zu sprechen: Ich weiß, daß du ein harter Mann bist und erntest, das du nicht gesäet hast; verwechseln Sie nicht die ächte Bescheidenheit, welche die eigenen Leistungen an der Höhe des unerreichten Zieles mißt, mit der falschen, die sich ihr Ziel niedrig genug steckt, um auch ohne sonderliche Anstrengung nicht merklich unter demselben zu bleiben; bedenken Sie, daß es auch für die Wissenschaft eine allgemeine Wehrpflicht gibt, und daß ihr Dienst fortwährend die Freiwilligen unter seine Fahnen ruft, um die sich lichtenden Reihen zu ergänzen.

Es ist zugleich der Dienst des Vaterlandes; und an diesen vor allem mahnt uns der Tag, an dem wir das Geburtsfest unseres Königs feiern. Aufs Neue ist auch im letzten Jahre durch reichliche Zeichen königlicher Fürsorge uns der höchste Wille kund geworden, unsere Hochschule zu immer vollerer Thätigkeit auszurüsten; so durchdringe und

vereinige uns alle der Dank für die uns zugewendete Huld, der Wille, die königlichen Gedanken nach Kräften zu verwirklichen, und der Wunsch, daß in langer Zukunft seines edlen Strebens reiche Früchte zu sehen unserem Könige beschieden sei!

Der Kampf gegen den Zweck.

Der zweihundertjährige Todestag Spinoza's, der am 21. Februar 1877 im Haag durch eine Rede Ernst Renans gefeiert wurde, und die Enthüllung seines Denkmals am 14. September 1880 haben auf's Neue die Blicke der weitesten Kreise auf den kühnen und einsamen Denker gezogen, der, in dem ersten Jahrhundert nach seinem Tode verabscheut oder mißachtet, seit der Zeit, da Lessing, Jacobi und Herder das Verständniß für ihn erschloßen, nicht bloß Gegenstand immer erneuten Studiums und immer sorgfältigerer Forschung geworden ist, sondern auch durch seine Gedanken einen tiefgreifenden Einfluß auf die Entwicklung der Philosophie geübt hat, ja gerade heutzutage als der Vertreter einer weitverbreiteten wissenschaftlichen Richtung wie ein Lebendiger vor uns steht. Denn einer der hervorstechendsten und bezeichnendsten Züge seiner Weltanschauung ist die Läugnung der Gültigkeit des Zweckbegriffes und die Bekämpfung des Rechtes ihn irgendwie in der Wissenschaft zu verwenden; und gerade dieser mit all der Strenge und Rücksichtslosigkeit, die ihn auszeichnet, von ihm vorgetragenen Lehre kommt eine weit allgemeinere Bedeutung

zu, als der bestimmten Formulierung seiner Definitionen der Substanz, der Attribute und der Modi, aus denen er seine Sätze über Gott, den Menschen und des Menschen wahre Freiheit entwickelt. Die einzelnen philosophischen Systeme haben ja außer dem individuellen Gepräge, das ihnen die eigenthümliche Fassung der metaphysischen Grundbegriffe ausdrückt, noch gewisse Gattungscharaktere, die, wie Stilgattungen in der Baukunst, die Anlage des Ganzen bedingen und durch alle einzelnen Glieder hindurchwirken, so daß nach ihnen die Verwandtschaften und die Gegensätze der verschiedenen Weltanschauungen durchgreifend bestimmt sind. Ein solches Gattungsmerkmal ist die Verwerfung des Zweckbegriffs gegenüber dem Begriffe der wirkenden Ursache. Was Spinoza in dieser Hinsicht aufgestellt, ist der classische Ausdruck einer großen Hauptrichtung in der Auffassung der Welt; es ist einer der Gesichtspunkte, die zu verschiedenen Zeiten sowohl in der Philosophie als in den besonderen Wissenschaften immer wiederkehren; und es dient darum vielleicht zur Orientierung in einer Frage, welche fast jede wissenschaftliche Forschung berührt, wenn wir, an Spinoza zunächst anknüpfend, uns über die Bedeutung und das Recht dieser Läugnung der wissenschaftlichen Gültigkeit des Zweckbegriffs Rechenschaft zu geben suchen.

Nachdem Spinoza im ersten Buche seiner Ethik die Lehre entwickelt hat, daß aus Gott als der Einen unendlichen Substanz, deren verschiedene Seinsweisen wir als einzelne Dinge bezeichnen, die gesammte Welt mit strenger

Nothwendigkeit hervorgeht, in allen ihren Theilen durch die Natur des unendlichen Seins unabänderlich bestimmt; nachdem er mit dem Satze abgeschlossen, daß die Dinge auf keine andere Weise hervorgebracht werden konnten, als sie wirklich hervorgebracht worden sind, so wenig als aus der Natur des Dreiecks je etwas anderes folgen kann, als daß seine Winkel gleich zwei Rechten sind, womit zugleich gesagt ist, daß alles Mögliche wirklich, alles Wirkliche nothwendig ist: wendet er sich im Anhange des ersten Buches gegen die teleologische Auffassung der Welt, gegen den Gedanken, daß Gott in der Hervorbringung derselben durch einen Zweck bestimmt werde, und diesen aus freier Willkür verwirkliche.

Die Vorurtheile, sagt er, welche der Einsicht in die durchgängige Nothwendigkeit des Zusammenhangs der Natur entgegenstehen, wurzeln zuletzt in einem einzigen: in der Meinung nemlich, daß alle natürlichen Dinge um eines Zweckes willen wirken, ja daß Gott selbst alles auf einen bestimmten Zweck hinlenke; denn Gott, sagt man, habe die Welt um des Menschen willen geschaffen, den Menschen aber, damit er Gott verehre.

Dieses Vorurtheil entspringt daraus, daß die Menschen allerdings von Natur den Trieb haben, ihren Nutzen zu suchen, und daß sie sich ihres Triebes bewußt sind. Sie handeln also allerdings nach Zwecken; sie wissen das von sich selbst, und erklären sich auch die Handlungen Anderer aus Zwecken; und bei dieser Erklärung beruhigen sie sich, weil sie gar nicht daran denken, nach den Ursachen zu fragen,

von denen sie zum Begehren und Wollen bestimmt werden, vielmehr aus Unkenntniß dieser Ursachen sich für frei halten. Sie finden ferner an sich selbst und in der äußeren Natur Vieles, was ihnen als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke nützlich ist, die Augen zum Sehen, die Zähne zum Kauen, Pflanzen und Thiere zur Nahrung; und da sie wissen, daß sie diese natürlichen Dinge nicht selbst verfertigt haben, und sie doch nur als Mittel für ihren Nutzen betrachten, kommen sie auf den Gedanken, daß ein anderer oder andere da seien, welche über die Natur Macht haben und das alles für sie bereit stellen. Den Gott oder die Götter aber, welche sie die Welt für ihre Zwecke einrichten lassen, stellen sie sich nach ihrem eigenen Bilde vor und schreiben ihnen Motive nach Anleitung ihres eigenen Sinnes zu; deßhalb glauben sie, die Götter thun alles für den Nutzen der Menschen, um diese sich zu verpflichten und ihre Verehrung sich zu sichern; und darum ersinnen sie ihrerseits verschiedene Weisen die Götter zu verehren, damit diese sie besonders bevorzugen und die ganze Natur ihrer blinden Gier und ihrer unersättlichen Habsucht zu Gefallen lenken. Je tiefer dieser Aberglaube einwurzelt, desto mehr treibt er wiederum, alles aus Zweckursachen nach dem Grundsatze zu erklären, daß die Natur nichts umsonst thue. Darum glauben sie jetzt, daß die Uebel, die sie in der Welt finden, daher kommen, daß die Götter ihnen wegen der Beleidigungen zürnen, die sie ihnen angethan, oder wegen der Fehler, die sie sich in der Gottesverehrung haben zu Schulden kommen lassen; und wenn sie sehen, daß

Gutes und Uebles Fromme und Gottlose gleichmäßig trifft, retten sie sich, um nur ihr Vorurtheil nicht aufgeben zu müssen, durch die Auskunft, daß die Rathschlüsse der Götter den Menschen unbegreiflich seien, und verewigen so die Unwissenheit.

Aber diese Zweckursachen, aus denen Alles erklärt wird, sind nichts als menschliche Erdichtungen. Diese Ansicht kehrt die Ordnung der Natur um; sie macht das Letzte, den Erfolg, zum Ersten, und das Erste, die Ursache, zum Letzten; sie hebt die Vollkommenheit Gottes auf, denn indem sie Gott nach einem Zwecke wirken läßt, behauptet sie, daß er etwas begehre, dessen er entbehre, und macht ihn von etwas abhängig, das außer ihm ist.

Läßt sich aber die Lehre von Zwecken, welche die Natur erreichen soll, nicht festhalten, so fallen auch alle die Begriffe, welche den Zweckbegriff voraussetzen, dahin; gut und schlecht, Ordnung und Verwirrung, Schönheit und Häßlichkeit drücken nichts aus, was den Dingen an sich zukäme, sondern diese Prädikate wurzeln nur in dem zufälligen Interesse und dem zufälligen Geschmack der Einzelnen; und darum sind darüber soviele Meinungen als Köpfe.

Gegenüber dieser Verwechslung zufälliger Maßstäbe mit wahrer Einsicht hat die Mathematik den richtigen Weg zur Erkenntniß gezeigt; in ihr ist keine Rede von Zwecken, sondern nur von dem, was aus den Eigenschaften der Figuren mit Nothwendigkeit folgt; das ist der richtige Maßstab der Wahrheit, und die einzige wahre Erkenntniß ist

also die Einsicht, daß alles was ist, vermöge seiner Ursachen nothwendig ist.

Das sind die Sätze, durch welche Spinoza den Zweckbegriff beseitigt. Seit Lucrez war mit so rücksichtsloser Schärfe die Verurtheilung aller Teleologie von Keinem mehr ausgesprochen worden. Es entspricht der ganzen Bildungsgeschichte des Philosophen, der zum jüdischen Rabbiner bestimmt gewesen war, daß sein Widerspruch sich hauptsächlich gegen die Teleologie der religiösen Weltauffassung richtet, theils gegen den frommen Volksglauben an eine göttliche Vorsehung, die nach menschlich verständlichen Zwecken die Welt regiere, theils gegen die theologischen Systeme, welche diesem Glauben einen metaphysischen Unterbau gegeben hatten. Die Verwendung des Zweckbegriffs im engeren Gebiete der Naturwissenschaft, insbesondere als eines Erklärungsgrundes für den Bau und die Lebensverrichtungen der organischen Wesen, lag ihm ferner; obgleich aus seinen Grundsätzen die Nothwendigkeit folgt, auch hier nur wirkende Ursachen gelten zu lassen, hat er doch diese Seite der Teleologie nicht ebenso ausdrücklich bekämpft.

Auf diesem Gebiete hatte schon fünfzig Jahre früher Franz Bacon von Verulam Grundsätze der naturwissenschaftlichen Forschung ausgesprochen, welche sich der bis dahin fast ausschließlich herrschenden aristotelischen Philosophie entgegenstellten. Ihre Naturbetrachtung war ja durchaus teleologisch; die wirksame Ursache in allem natürlichen Geschehen, deren Wirkungsweise sich am deutlichsten in den lebendigen Wesen zeigt, ist die Form, das

im Begriffe gedachte einheitliche Wesen der Dinge; diese setzt die Materie in Bewegung und weist dieser Bewegung die bestimmte Richtung und das bestimmte Maß an. Das Werden des ganzen einheitlichen organischen Wesens ist aus der einheitlichen idealen Form zu erklären, die als seine Seele, als innere Bewegungs- und Bildungskraft in den Organismen thätig ist, ihre einzelnen Entwicklungsstufen nach einander hervortreibt und in der Vollendung der reifen, dem Zweck vollkommen entsprechenden Gestalt ihr Ziel erreicht. Jedes einzelne Glied eines Organismus und jede einzelne Verrichtung ist erklärt, wenn sie als Mittel für den Bestand des Ganzen nachgewiesen ist; denn der Zweck bestimmt die Form der einzelnen Theile, die Idee des Ganzen ist früher als die Theile, und zugleich die Kraft, welche sie hervorbringt. Nur wirkt diese Kraft, im Unterschiede von der rein theologischen Auffassung, nicht willkürlich, in den übrigen Naturlauf da oder dort eingreifend, sondern der ganze in sich zusammenhängende Naturlauf ist zuletzt durch einen einheitlichen Zweck bedingt, der sich in regelmäßiger Ordnung verwirklicht.

Gegen diese Anschauung vertritt nun Bacon die scharfe Unterscheidung der wirkenden und der Zweckursachen, der causae efficientes und der causae finales, die für Aristoteles in letzter Instanz zusammengefallen waren. Die Physik ist die Erforschung der wirkenden Ursachen; sie sucht dieselben in den Eigenschaften der Materie, die ideellen Ursachen aber schließt sie von der Betrachtung aus; die rein mechanische Erklärungsweise der Atomisten, die alles aus

der Nothwendigkeit der Materie ableiten, ist hier auf dem rechten Wege uud fördert die Wissenschaft mehr als die Erklärung aus Zweckursachen. Die Augenlider mit ihren Wimpern sind nicht erklärt, wenn man sagt, sie dienen zum Schutze der Augen; die Festigkeit der Haut der Thiere nicht durch den Zweck der Abhaltung von Wärme und Kälte, die Knochen nicht damit, daß sie als Säulen und Balken dem Körperbau Festigkeit geben sollen. Man muß sagen, warum gerade an den Augenlidern Haare wachsen, nemlich weil die Feuchtigkeit an den Mündungen, an denen sie austritt, Haare erzeugt; man muß sagen, daß an der Oberfläche des Körpers die Poren durch die Kälte und die Luft geschlossen werden und so das feste Gewebe sich bildet.

Auch wo Bacon der aristotelischen Lehre sich mehr zu nähern scheint, indem er als den Hauptgegenstand der Naturwissenschaft die Formen bezeichnet, meint er unter diesem Worte doch etwas anderes als Aristoteles, und setzt die Form dem Zwecke entgegen, während Aristoteles beides hatte zusammenfallen lassen. Unter ‚Form' versteht er nemlich die allgemeinsten Structurverhältnisse und Bewegungsformen der Materie, welche der bleibende und in allen besonderen Fällen identische Grund bestimmter Classen von Natur-Erscheinungen sind. So ist ihm die Form der Wärme eine expansive Bewegung in den kleinsten Theilchen; das ist der eigentliche Grund, um dessen willen die Dinge warm sind, so verschieden die wirkenden Ursachen — Reibung, Feuer u. s. w. — sein mögen, welche sie warm machen.

Auf der andern Seite ist er weit entfernt, die Be-

trachtung der Natur unter dem Gesichtspunkte des Zwecks ganz zu verwerfen; nur der Vermischung der Zweckursachen mit den Natursachen will er steuern; aber er erkennt nicht nur an, daß die Erforschung der wirkenden Ursachen der Betrachtung der Natur unter dem Gesichtspunkte des Zwecks nicht widerstreitet, sondern er behauptet im Gegentheil, daß die Erforschung der natürlichen Ursachen erst in der Erkenntniß der Zwecke sich vollende, wie umgekehrt die vollendete Zweckmäßigkeit die uneingeschränkte gesetzmäßige Wirkungsweise der natürlichen Ursachen fordere. Ganz ähnlich, wie später Kant in der Einleitung zur Naturgeschichte des Himmels, führt er aus, daß es ein höherer Erweis der Weisheit der göttlichen Vorsehung sei, wenn die Naturkräfte durch ihr blind gesetzliches Wirken die göttlichen Zwecke erfüllen, als wenn in allen einzelnen Gestaltungen und Bewegungen die Vorsehung durch besondere Acte eingreifen müßte; die Verfolgung der Natursachen führe aber zuletzt nothwendig auf die Zweckthätigkeit Gottes, da bei einem zufälligen Zusammentreffen der Theile der Materie im Sinne der alten Atomisten stehen zu bleiben unmöglich sei.

So weist er denn die Lehre von den Zweckursachen einem besonderen Theile seiner Metaphysik zu; und das oft angeführte Wort (De Dign. et Augm. Scientiarum III, 5), daß die Erforschung der Zweckursachen unfruchtbar sei, wie eine gottgeweihte Jungfrau, hat einen ganz anderen Sinn als den, in welchem es häufig verstanden wird. Denn es bezieht sich blos darauf, daß von der Erkenntniß der

Zwecke keine practische Anwendung gemacht werden könne; während die Physik die Grundlage der Mechanik, die Metaphysik der Formen die Grundlage der Magie bildet, läßt sich die Kenntniß der Zwecke nicht benützen um nach ihr irgend etwas hervorzubringen; denn alle practische Thätigkeit kann nur darin bestehen, wirkende Ursachen in Bewegung zu setzen. Aber damit ist der rein wissenschaftliche Werth der Teleologie nicht geläugnet; Bacon ist weit entfernt, geistige und ideale Principien aus der Philosophie überhaupt auszuschließen; er ist noch viel zu abhängig von Aristoteles und der scholastischen Philosophie, die er bekämpft, um so durchgreifend wie Spinoza den Zweckbegriff überhaupt für unzuläßig zu erklären.

In unserem Jahrhundert haben die Gedanken Bacons und Spinozas neues Leben gewonnen. Es bedarf nur eines kurzen Hinweises darauf, wie weit aller theologischen Auffassung und insbesondere dem Wunderbegriff gegenüber die Ueberzeugung sich verbreitet hat, daß alle einzelnen Erscheinungen der endlichen Welt auch auf endliche, gesetzmäßig wirkende Ursachen müssen zurückgeführt werden, und daß die göttliche Causalität nicht neben, sondern nur in den Naturgesetzen wirke, daß ferner die Uebertragung der Form menschlichen Wirkens, das erst den Zweck denkt und dann die Mittel sucht, auf die unendliche Ursache vermieden, ihr Wirken als die mit ihrem Wesen unmittelbar gegebene Thätigkeit gefaßt werden müsse. Die eingreifende Kritik, welche Schleiermachers Glaubenslehre der gewöhnlichen Form theologischer Dogmatik entgegensetzte, kommt

in ihren Grundgedanken der Betrachtungsweise Spinozas sehr nahe.

Auf der andern Seite ist auf dem besonderen Gebiete der Naturwissenschaft die Forderung einer durchaus mechanischen Erklärung des Lebens immer stärker betont worden, seit der Begriff der Lebenskraft, in der teleologischen Fassung, die Schellings Schule ihm gegeben hatte, Gegenstand einer lebhaften und erfolgreichen Kritik geworden war. Niemand wird heutzutage Widerspruch erheben, wenn die Durchführung einer rein causalen Betrachtung durch alle Gebiete des Wissens als die erste und vornehmste Forderung wissenschaftlicher Methode hingestellt wird. Das Gegebene erklären, heißt nichts anderes, als die Ursachen aufzeigen, aus welchen es nach allgemeinen und erkennbaren Gesetzen mit Nothwendigkeit geworden ist. Die Mechanik, welche zu sagen vermag, was aus irgend einer Lage und Bewegung bestimmter Massen vermöge der ihnen einwohnenden Kräfte nach unabänderlichen Gesetzen geschehen wird, ist darum zum Muster aller Wissenschaft geworden; auch wo der Versuch nicht gemacht wird, überhaupt alles Geschehen in der Welt auf Bewegung von Massentheilchen zurückzuführen, wird doch der Grundsatz anerkannt, daß die wissenschaftliche Betrachtung und Erforschung jedes Gebietes von Erscheinungen eben darin bestehe, die Wirkungsweise der dabei betheiligten Elemente zu untersuchen, und die Erfolge zu berechnen, die nothwendig eintreten müssen, sobald sie unter bestimmten Bedingungen zu einander ins Verhältniß treten. Das ganze organische Leben erklärt sich

aus den gesetzmäßigen Veränderungen der Zellen, und für diese selbst scheint keine andere Annahme zu bleiben, als daß ihre Bildung und ihre Veränderungen Folgen der in ihnen vereinigten Stoffatome und ihrer Kräfte sind. Wo etwas aus der Nothwendigkeit wirkender Ursachen hervorgeht, ist für den Zweck keine Stelle; nichts geschieht ja darum, damit etwas werde, sondern weil die vorhandenen Ursachen diesen bestimmten Erfolg hervorbringen müssen; es ist eine nebelhafte und im Einzelnen unvollziehbare Vorstellung, daß ein Zweck irgendwo in den Naturlauf eingreife und ihn bestimme.

Ist nun in der That mit diesen allgemein anerkannten Grundsätzen wissenschaftlicher Forschung, die sich leicht auch auf das Gebiet des geistigen und insbesondere des gesellschaftlichen Lebens übertragen lassen, alle und jede Anwendbarkeit des Zweckbegriffs ausgeschlossen? haben diejenigen Recht, welche meinen, man begebe sich aus dem Gebiete der Wissenschaft heraus und verirre sich in eine populäre, der strengen Wissenschaft unwürdige und verkehrte Anschauungsweise, wenn man irgendwo von Zwecken rede, außer natürlich da, wo sie vorgestellte und erstrebte Gedanken einzelner beseelter Wesen sind, die aber ebenso dann aus ihrer Natur und ihrer jeweiligen Lage mit Nothwendigkeit hervorgehen und weiter wirken, also der causalen Betrachtung unterworfen, nur Glieder in der Reihe von Ursachen und Wirkungen sind, welche in der Thätigkeitsweise beseelter Subjecte ablaufen? Ist also alle Teleologie wirklich der Wissenschaft feind? Ehe ein definitives Verdammungsurtheil

gegen eine so alte und so weitverbreitete Auffassung ausgesprochen wird, lohnt es sich vielleicht doch den Streitpunkt genauer zu untersuchen.

Das wissenschaftliche Interesse ist zunächst ganz allgemein das, das Gegebene, unserer Beobachtung Vorliegende zu begreifen, indem wir seinen Grund aufzeigen, um dessen willen es ist und gerade so ist wie wir es finden. Wir begnügen uns nicht damit zu wissen, das es ist, sondern wollen wissen, warum es so ist. Dieses Interesse wird befriedigt, wenn wir die Ursache anzugeben vermögen, durch die es so geworden ist. Es würde hier zu weit führen, die Herkunft dieses Begriffs und den Grund seiner allgemeinen Geltung zu untersuchen; es genügt uns, daß seine Anwendung in der wissenschaftlichen Praxis eine unbestrittene ist, und daß diese Anwendung in den Gebieten, die am vollständigsten ihn durchzuführen vermögen, in einem bestimmten Sinne geschieht. Was vorausgesetzt wird, ist eine Vielheit von Dingen, Substanzen, Atomen etwa, welche eine bestimmte Beschaffenheit haben; diese Beschaffenheit besteht aber eben darin, daß, sobald sie in bestimmte Beziehungen zu einander treten, nach unabänderlichen Gesetzen bestimmte Erfolge eintreten. Wenn zwei Massen im Raume in bestimmter Entfernung von einander sich befinden, bewegen sie sich gegen einander, und zwar ist ihre Bewegung nach bestimmten Gesetzen von ihrer Masse und ihrer Entfernung abhängig; das ist zuletzt Folge der Schwere als der allgemeinen Eigenschaft der Materie. Wenn ein Körper den andern stößt, so erfolgt wieder eine nach Rich-

tung und Geschwindigkeit bestimmte Bewegung, die von der Masse, der Geschwindigkeit, der Elasticität der Körper abhängig ist. Die letzten und eigentlichen Ursachen sind dabei eben die Dinge mit ihren Eigenschaften oder Kräften; in secundärem Sinne wird aber Ursache auch der Zustand genannt, in dem sie sich eben befinden, die Beziehung, in der sie stehen, weil davon abhängt, ob und in welchem Maße ihre Kräfte in lebendige Wirksamkeit treten und einen Erfolg hervorbringen. Indem wir so das einzelne Geschehen aus Ursachen begreifen, sehen wir seine Nothwendigkeit ein, und diese Nothwendigkeit stellt sich uns in Form eines allgemein gültigen alle Wesen gleicher Art zu jeder Zeit beherrschenden Gesetzes dar, aus welchem wir durch logische Schlüsse den einzelnen Fall abzuleiten vermögen; die Nothwendigkeit der Natur ist damit das Gegenbild der logischen Nothwendigkeit, mit der aus den Prämissen der Schlußsatz folgt, und eben darum wird die Natur auf diesem Wege unserem Denken durchsichtig, und wir vermögen auf wenige Principien die unabsehbare Vielheit der Erscheinungen zurückzuführen.

Wo wir nun aber auch in der wirklichen Erforschung der Natur diese Betrachtungsweise anwenden mögen, ist immer unser Ausgangspunkt eine bestimmte Constellation von wirkungsfähigen und wirkenden Dingen. Aus Einem Ding für sich kann keine Veränderung folgen; alle Veränderung beruht darauf, daß mindestens zwei in Beziehung treten; alle Kräfte drücken Wechselbeziehungen verschiedener Substanzen aus, alle Ursachen sind äußere Ursachen.

Darum muß, damit überhaupt eine Wirkung eintreten, eine Mehrheit von Dingen in bestimmten Verhältnissen vorausgesetzt sein: dieß ist ein Thatbestand, der gegeben sein muß, damit die Kräfte wirksam werden können. Das Gesetz sagt: Wenn Kohle und Sauerstoff bei bestimmter Temperatur, unter Abwesenheit anderer Einflüsse sich räumlich berühren, entsteht Kohlensäure; wenn zwei Körper aufeinanderstoßen und einen Theil ihrer Bewegung einbüßen, entsteht eine bestimmte Temperaturerhöhung u. s. w. Wollen wir das Gesetz anwenden, um etwas nach demselben abzuleiten, so müssen wir den Thatbestand vorfinden, und er ist zunächst etwas rein Gegebenes; das Gesetz sagt nicht, daß dieser Thatbestand da sein müsse, sondern bestimmt nur seine nothwendigen Folgen, wenn er da ist. Wir können weiter zurückgehen und fragen, wodurch diese Constellation, von der wir zunächst ausgehen, ihrerseits verursacht war; wir kommen dann auf einen früheren Zustand, auf eine frühere Constellation wirksamer Dinge, aus welchem die spätere mit gleicher Nothwendigkeit hervorgehen mußte. Wir können die gesammte in einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Vertheilung der Massen, der verschiedenen wirksamen Stoffe rückwärts in ihre Ursachen verfolgen; wir kommen dann etwa mit Kant und Laplace zu einem ursprünglichen Nebelball, in welchem alle Materie unseres heutigen Sonnensystems in weitem Raume gleichmäßig vertheilt war; aber wieder haben wir diese bestimmte Constellation vieler Elemente als einen gegebenen Ausgangspunkt; von diesem aus muß die ganze Reihe der Veränderungen

erfolgen, die zur Bildung der Sonne und der Planeten, zur Gestaltung der Oberflächen dieser Körper geführt hat. Jener Ausgangspunkt ist aber schließlich nicht weiter abzuleiten; irgendwo müssen wir stehen bleiben, um diese Begriffe von Ursache und Wirkungsgesetz anzuwenden.

Das erkennt auch Spinoza an. Mit der Consequenz, die ihm eigen ist, zeigt er selbst die Lücke, welche sein Versuch, die ganze Welt als nothwendige Folge aus dem Wesen Gottes darzustellen, nicht wirklich auszufüllen vermag. Denn das Einzelne ist nach ihm auf zweierlei Weise bedingt: einmal durch das Wesen Gottes, durch die allgemeine Natur der Ausdehnung und des Denkens; dadurch hat es bestimmte Eigenschaften, die ein bestimmtes Verhalten nothwendig machen. Aber aus diesen allgemeinen Gründen erklärt sich nicht das Einzelne in seiner concreten Bestimmtheit; aus der allgemeinen Natur der Ausdehnung erklärt sich nicht, daß ein Körper von dieser Größe und Gestalt eben hier ist und in dieser Weise sich bewegt; das Einzelne wird vielmehr von anderem Einzelnen zum Sein und Wirken bestimmt, und dieses wieder von anderem, und sofort ins Unendliche — so daß die causale Betrachtung von dieser Seite sich nicht abzuschließen vermag — und der letzte Grund, warum alles Einzelne gerade so ist, doch unerreichbar bleibt. Denn die Behauptung, daß alles aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur folge, bleibt eine bloße Versicherung, für die ein Nachweis nicht erbracht werden kann.

Wie stellt sich nun zu dieser Erklärung aus Ursachen der Zweckbegriff?

Darüber kann ja gar kein Zweifel sein, daß dieser Begriff aus dem Bewußtsein unseres Wollens und Handelns entsprungen ist. Wir wissen, daß unser bewußtes willkürliches Thun von dem Gedanken eines zukünftigen Zustandes ausgeht. Dieser Gedanke wird Gegenstand unseres Wollens, und unser Wollen bestimmt nun weiter die Thätigkeiten, die auf die Verwirklichung jenes Gedankens gerichtet sind, und die, wo es sich um äußere Veränderungen handelt, in willkürlichen Bewegungen unseres Leibes bestehen. Diese Beziehung auf die künftige Verwirklichung durch unser Thun scheidet die Gedanken, welche wir als Gegenstände unseres Wollens Zwecke nennen, von anderen, die ihnen darin ähnlich sind, daß sie gleichfalls unser Interesse erwecken und einen Reiz auf uns ausüben, an deren Verwirklichung wir aber verzweifeln, von bloßen Wünschen oder unerreichbaren Idealen; dadurch tritt der Zweck aus seiner bloß subjectiven Innerlichkeit heraus, und fordert seinen Correlatbegriff, den des Mittels; dieser drückt die wirkliche Ursache aus, die nach den Gesetzen der Natur den Zweck zu realisieren geeignet ist, und von uns in Bewegung gesetzt werden kann. Ebendamit aber ist der Zweckbegriff, auch wenn wir ihn nicht weiter in seine eigene Entstehung zurückverfolgen, dem Begriff der wirkenden Ursache nicht entgegengesetzt, sondern schließt ihn vielmehr ein; er enthält die künftige Verwirklichung, er kann ja aber nur dadurch verwirklicht werden, daß eine reale Macht vor-

handen ist, welche den gegebenen Zustand so verändert, daß das Gewollte daraus hervorgeht, und daß diese reale Macht durch den Zweckgedanken selbst zu ihrer Aeußerung bestimmt werden kann. Der Zweck als bloßer Gedanke, als rein innerliches ideales Bild des Künftigen, wäre vollständig machtlos und unfähig in die Wirklichkeit einzugreifen, wenn nicht die Natur dem Wesen, das ihn denkt und will, zugleich die Möglichkeit verliehen hätte, durch seine Hände die Dinge zu bewegen und so diejenige Combination herzustellen, aus welcher nach allgemeinen Causalgesetzen der Erfolg hervorgeht, der beabsichtigt war. Was den Zweck wirksam macht, ist also zuerst die psychologische Causalität, vermöge der er den Willen zur Bewegung der Glieder bestimmt, zum zweiten die psychophysische Causalität, vermöge der die Glieder dem Willensimpuls gehorchen, endlich die mechanische Causalität, vermöge der die Bewegung der Glieder äußere Dinge bewegt und in die Lage bringt, in der sie weiter wirken. So entsprechen sich die Glieder einer Gedankenkette und die Glieder einer realen Kette von Ursachen und Wirkungen in umgekehrter Folge: im Gedanken ist erst der Zweck da, die Ueberlegung sucht von ihm rückwärtsgehend aus bekannten Naturgesetzen die Mittel, die ihn verwirklichen, findet eine bestimmte Combination von äußeren Dingen, welche durch Bewegungen des Körpers herbeizuführen sind; und nun erfolgen diese Bewegungen, die Dinge fangen an zu wirken und der letzte Erfolg entspricht dem ursprünglich gedachten Zweck. Dabei ist allerdings eines characteristisch: der Zweck, objectiv be-

trachtet also der letzte Erfolg, erscheint für unser Denken als eine Einheit; die verschiedenen Ursachen, die zusammenwirken müssen, und die aufeinander folgenden Bewegungen, die entstehen, sind eine Vielheit, deren räumlicher und zeitlicher Zusammenhang durch die Einheit des Zwecks bestimmt ist.

Wenn wir nun nicht in uns selbst diesen Zusammenhang zwischen dem Denken und Wollen eines Zwecks, der Berechnung der Mittel und den daraus hervorgehenden Handlungen beobachten können, wenn wir vielmehr dem Handeln eines Andern und den Ergebnissen desselben als Beobachter gegenüberstehen, so ist uns unmittelbar nur das äußere Geschehen gegeben; wir sehen etwa einen Menschen, der Holzscheiter zusammenträgt, in dem Ofen schichtet, einen brennenden Span unter sie legt, und den Luftzug herstellt, der das Brennen begünstigt; objectiv betrachtet ist das eine Reihe gesonderter Bewegungen, durch welche eine bestimmte räumliche Combination verschiedener Dinge hergestellt wird, aus der dann das Brennen des Holzes, die Erwärmung des Ofens und durch ihn die Erwärmung des Zimmers hervorgeht; aber wir begreifen die ganze Reihe der Handlungen, und die daraus hervorgehende Combination einer Vielheit von Dingen aus dem, was objectiv betrachtet der Erfolg ist, aus dem Zwecke das Zimmer zu erwärmen; zu diesem gewollten Erfolge combinieren sich alle die verschiedenen Elemente des objectiven Geschehens, und ihr Zusammenhang ist verstanden, wenn wir sie als Mittel zu demselben erkennen.

Sehen wir nun davon ab, daß der Gedanke des Erfolges durch den Willen des Menschen und seine Organisation hindurch die einzelnen Bewegungen wirklich hervorbringt, betrachten wir nur das objective Verhältniß des realisierten Zwecks zu den äußeren Mitteln, die ihn verwirklicht haben, vermöge dessen der Zweck der einheitliche Enderfolg einer Vielheit von Ursachen, diese aber geeignet sind einen Erfolg hervorzubringen: so ergibt sich zunächst die Möglichkeit einer rein formellen Anwendung des Zweckbegriffs, in der nur das Verhältniß des einheitlich gedachten Erfolges zu der Vielheit der Mittel in den Gesichtskreis tritt, und in der die gewöhnliche causale Betrachtung umgekehrt wird, indem sie von einem Erfolg zu den ihn bedingenden Ursachen zurückgeht. Der causalen Betrachtung ist es natürlich, von den einzelnen wirksamen Elementen auszugehen, und zu untersuchen, was sich aus ihren mannichfaltigen Combinationen nach bekannten Naturgesetzen ergeben muß; sie verfährt synthetisch, von den Gründen zu den Folgen vorwärts gehend. Eine andere Betrachtung nimmt den Erfolg zum Ausgangspunkt, und fragt, durch welche Combination von Ursachen er hervorgebracht wurde, oder hervorgebracht werden konnte; der Erfolg erscheint damit als der Zweck, dem die Ursachen als Mittel dienen, diese sind zweckmäßig für die Hervorbringung des Erfolgs. Diese Betrachtungsweise ist analytisch, von dem einheitlichen Resultat zu den Bedingungen desselben rückwärts gehend.

Causale Betrachtung und Zweckbetrachtung so einander

entgegengestellt verhalten sich wie zwei entgegengesetzte Rechnungsarten, etwa wie Multiplication und Division. Wenn im Einmaleins uns gezeigt wird, welche Producte die Multiplication je zweier einfacher Zahlen gibt, so entspricht das der causalen Betrachtung; wird aber gefragt, welche Zahlen mit einander multipliciert werden müssen, um ein bestimmtes Product zu geben, so entspricht das der teleologischen Auffassung. Die Betrachtung der gegebenen Massen und Umlaufszeiten der Planeten ergibt, daß die Störungen sich immer wieder ausgleichen und nur Oscillationen in den Bahnelementen innerhalb gewisser Grenzen hervorbringen, so daß der Erfolg dieser Anordnung die Stabilität des Sonnensystems ist. Wird diese Stabilität zum Ausgangspunkt genommen und gefragt, wie sie möglich ist, so erscheint sie als ein Zweck, der realisiert wird, und es zeigt sich, daß sie nur möglich war, wenn die Umlaufszeiten incommensurabel sind; jene Anordnung erscheint jetzt als das zweckmäßige Mittel, um jene Stabilität zu sichern.

Beiderlei Betrachtungsweisen enthalten auch, an der Forderung absoluter Nothwendigkeit gemessen, ein hypothetisches Element, das selbst zunächst nicht als nothwendig erwiesen wird; die eine sagt: wenn die und die Ursachen gegeben sind, so muß dieser Erfolg eintreten; die andere sagt: wenn dieser Erfolg heraus kommen sollte, so mußten die Ursachen so und so beschaffen sein. Dabei führt die rückwärtsgehende Betrachtung vielleicht auf eine Mehrheit von Combinationen, welche denselben Erfolg hervorbringen

können; gerade wie das Product 36 durch Multiplication entweder von 4 mit 9 oder von 6 mit 6 entstehen konnte.

Es sind dieselben Causalbeziehungen und Wirkungsgesetze, welche die eine und die andere Betrachtungsweise zu Grunde legt; die Auffassung, welche irgend einen Erfolg als Zweck betrachtet, läßt ihn zunächst durch dieselben Ursachen zu Stande kommen, von denen die causale Betrachtung ausgeht. Hätten wir eine durchgängige Einsicht in den Causalzusammenhang der Welt, vermöchten wir alles was ist und geschieht aus seinen Ursachen als nothwendig zu begreifen, so würden sich beide Betrachtungsweisen vollkommen decken; wir würden rückwärts und vorwärts ganz denselben Weg durchlaufen.

Aber diese durchgängige Einsicht steht uns nicht zu Gebot; wir besitzen die Formel nicht, welche uns alle wirksamen Dinge der Welt in ihrem Zusammenhange nach bestimmten Wirkungsgesetzen zeigte; und darum treten jene beiden Betrachtungsweisen zunächst im Einzelnen auseinander.

Wo wir durch lange Reihen von Vorgängen hindurch verfolgen können, wie von einer gegebenen Anordnung wirksamer Elemente aus nach bekannten Naturgesetzen wechselnde Erfolge sich auseinander erzeugen, da wäre es willkürlich, irgend ein Glied in dieser Reihe herauszugreifen und nun als den festen Ausgangspunkt hinzustellen, auf den die vorangehenden Bedingungen bezogen werden. Niemand fällt es ein, etwa Sonnen- und Mondsfinsternisse als Naturzwecke zu betrachten und die Lage der Mondbahn

gegen die Ekliptik für zweckmäßig zur Hervorbringung der Finsternisse zu erklären; die Finsternisse ergeben sich vielmehr einfach als periodisch eintretende vorübergehende Folgen bekannter und constanter Ursachen. Ebensowenig verfallen wir mehr darauf etwa die Flußbeete oder einen Wasserfall unter den Gesichtspunkt des Zwecks zu stellen; wir sehen ein, wie die Natur der Erdoberfläche und die Schwere des Wassers diese Erscheinungen zur nothwendigen Folge haben.

Anders aber steht es, wo uns die Kenntniß der hervorbringenden Ursachen und ihrer Wirkungsgesetze im Stich läßt; wo wir nicht einsehen, wie nach bekannten Naturgesetzen eine bestimmte Anordnung oder Verbindung von Elementen und damit eine gewisse Reihenfolge von Wirkungen zu Stande kommt, und doch ein constanter sichtbarer Erfolg da ist. Hier ist der gegebene Ausgangspunkt der Erfolg, und auf ihn zunächst sind wir genöthigt dasjenige zu beziehen, was ihn hervorbringt, wenn wir überhaupt Zusammenhang finden wollen. In diesem Falle befinden wir uns den Organismen gegenüber. Das Dasein, die Erhaltung und Fortpflanzung der lebenden Wesen ist ein constanter, immer in derselben Weise sich wiederholender Erfolg; aber mit welcher physicalischer oder chemischer Nothwendigkeit die organischen Formen sich bilden und entwickeln, nach welchen allgemeinen Naturgesetzen der verwickelte Apparat einer Pflanze oder eines Thiers sich aufbaut, ist noch nicht erforscht; es ist noch nicht möglich gewesen zu zeigen, wie unter bestimmten Bedingungen Kohlenstoff

und Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff vermöge ihrer Eigenschaften sich zu einer Zelle zusammenfinden müssen, und nach welchen allgemeinen Gesetzen diese Zellen sich verändern und theilen und zu diesen oder jenen Geweben sich umbilden müssen. Dagegen drängt sich der Betrachtung von selbst das Verhältniß der Glieder eines Organismus untereinander und zu den äußeren Umgebungen auf, vermöge dessen sie geeignet sind durch ihre Wechselwirkung mit der Außenwelt und ihr Zusammenwirken untereinander das organische Individuum in seinem Bestande zu erhalten und den Lebensproceß weiter zu führen; versagen sie den Dienst oder werden sie von außen zerstört, so hört das Leben auf und das Individuum zerfällt.

Darum ist der Weg, den die Untersuchung der Organismen von Anfang an damit gegangen ist, daß sie unter den Gesichtspunkt des Zweckes gestellt wurden, der natürliche gewesen; in die Vielheit der einzelnen Bestandtheile, die von der causalen Betrachtung aus zufällig erscheint, kommt verständlicher Sinn und Zusammenhang, sobald wir sie als Organe, als Werkzeuge, als Mittel zu einer bestimmten Leistung für die Erhaltung des Ganzen betrachten; von diesem Punkte aus erscheint die Form und die Function der einzelnen Theile begründet, und damit ist zunächst der Forderung genügt, von irgend einer Seite aus das „Warum“ des Gegebenen einzusehen. Keine Physiologie kann aus den hervorbringenden Ursachen, aus der Mechanik der einzelnen Stoffbestandtheile zeigen, daß das Auge sich rund bilden muß, daß die Hornhaut durchsichtig wird, er-

klären, wie die Krystalllinse sich wölbt, wie es zugeht, daß sie eine Flüssigkeit von anderem Brechungscoefficienten enthält als der Glaskörper und so einen achromatischen Apparat herstellt, nach welchen physicalischen oder chemischen Gesetzen der Sehnerv in der Entfernung des Brennpunkts der Linse in ein Mosaik von Endgebilden sich ausbreitet, die durch Licht chemisch veränderlich sind, woher die Fasern stammen, die die Krümmung der Linse für verschiedene Entfernungen des Objects accommodieren, und warum an der Innenfläche des Auges ein schwarzes Pigment sich ablagert, welches die innere Reflexion verhindert; vom Standpunkte der wirkenden Ursachen können wir aus allgemeinen Gesetzen nicht einsehen, wie diese verschiedenen Bestandtheile einander gegenseitig ihre Form und ihre Lage bestimmen, oder welche gemeinschaftliche Ursache sie gerade so bildet und disponiert; das Licht ferner und das Auge, das sich im Dunkel bildet, sind für die causale Betrachtung unabhängig von einander. Aber diese Menge einzelner Bestandtheile wird verständlich, sobald wir vom Zwecke des Sehens ausgehen; auf diesen erscheint jetzt alles als Mittel bezogen, von diesem Punkt aus ist der Zusammenhang der Form und Beschaffenheit der einzelnen Theile klar; der Bau des ganzen Organs wird einer einheitlichen Auffassung zugänglich, wenn wir ihn nach Analogie eines einem Zwecke dienenden künstlichen Apparats betrachten.

Auch hier schließt die teleologische Betrachtung die causale nicht aus. Schon die Zweckmäßigkeit des Apparats ruht ja eben darauf, daß nach den allgemeinen Ge-

setzen der Refraction das Bild auf der Netzhaut entstehen muß. Die naturgesetzliche Wirksamkeit der einzelnen Theile bringt den Erfolg hervor, den wir als Zweck betrachten, und nur dann, wenn die Wirkungsweise jedes einzelnen Bestandtheils genau erkannt und ihr Beitrag zum Resultat festgestellt ist, schließt sich die Erkenntniß der Zweckmäßigkeit ab. So ist die teleologische Betrachtung eine Aufforderung, die causalen Beziehungen nach allen Seiten zu verfolgen, durch welche der Zweck verwirklicht wird. Sie hat die Bedeutung eines heuristischen Princips, denn die Voraussetzung, daß der Organismus zweckmäßig gebaut sei, nöthigt nach der Wirkungsweise jedes einzelnen Theils zu fragen und die Bedeutung seiner Form, seiner Structur und seiner chemischen Eigenschaften zu erkennen, und führt zugleich zu der Erklärung etwa vorhandener Nebenerfolge, die sich dem Zwecke nicht unterordnen, aber durch die verwendeten Mittel unvermeidlich werden.

Und da weiterhin in der Natur der Punkt nicht auffindbar ist, an dem eine zwecksetzende und durch Zwecke bestimmte Macht ähnlich der des Menschen nachweisbar in den Naturlauf abändernd eingriffe, um jene Bildungen herzustellen, so hindert die teleologische Betrachtung nach keiner Seite hin die natürlichen Ursachen und Bedingungen der Entstehung und Entwicklung der organischen Wesen zu verfolgen; im Gegentheil, je deutlicher die Eigenthümlichkeit der zweckmäßigen Anlage des Organischen erkannt ist, desto stärker fordert sie auf zu fragen, aus welchen Ursachen so verwickelte Combinationen hervorgegangen sein

können; wird damit allerdings von einer Seite die ganze Natur unter den Gesichtspunkt des Zweckes gestellt, sofern sie darauf angelegt erscheint, diese höchsten Formen des Mechanismus hervorzubringen, so wird andrerseits eben damit auch die Erforschung der natürlichen Ursachen auf das Ganze ausgedehnt.

Die allgemeine Bedeutung der von Darwin ausgegangenen Bewegung besteht ja eben darin, daß sie, indem sie die Zweckmäßigkeit der Organismen unbefangen anerkennt, die Aufgabe sich stellt, diese Zweckmäßigkeit aus allgemeinen Gesetzen causal zu erklären und als den streng nothwendigen Erfolg gegebener Ursachen und ihrer Combinationen hinzustellen; sie versucht diese Aufgabe zu lösen, in dem sie das Verhältniß, das durch den Begriff des Zwecks ursprünglich angedeutet ist, umkehrt. Nicht aus einem Zwecke als vorangehender Ursache wird das Dasein zweckmäßiger Bildungen erklärt, sondern die naturnothwendig entstandene thatsächliche Zweckmäßigkeit bildet den Erklärungsgrund für die Existenz der bestehenden Organismen, weil die weniger zweckmäßig organisierten Individuen im Kampf ums Dasein untergehen mußten. So hat Darwin unternommen, die mechanische Betrachtungsweise mit der Anerkennung der Zweckmäßigkeit auszusöhnen.

Sobald man sich dieß vergegenwärtigt, kann man es nur als eine auf Misverstand beruhende Prüderie bezeichnen, wenn es eine Zeit lang Mode war, auch nur die Nennung des Wortes Zweck für wissenschaftlich unanständig zu halten, während in hartem Contraste zu dieser Aechtung jeder Redewendung, die an Teleologie auch nur von Ferne erinnerte,

fort und fort unbeanstandet Physiologie und Pathologie unterschieden wurden. Und doch ist der Gegensatz von Gesundheit und Krankheit ja nur auf dem Boden des Zweckbegriffs erwachsen; schließt man diesen aus, so kann man zwar das, was in der Mehrzahl der Fälle sich findet, als normal, das was nur als Ausnahme vorkommt, als abnorm bezeichnen; aber die so bestimmten Begriffe von normal und abnorm decken sich mit den Begriffen von Gesundheit und Krankheit nicht, sonst müßte derjenige, dem ein der Mehrzahl seiner Mitmenschen schädlicher Exceß keine Nachwehen hinterläßt, zu den Kranken gerechnet werden.

Eben dieser Gesichtspunkt aber, der unabweisbar immer wieder dazu geführt hat, an dem Gedanken des Zwecks die Variationen der Constitution und der Lebensprocesse der Organismen zu messen, deckt uns eine neue Seite des Zweckbegriffs auf, nach welcher er eine höhere Bedeutung, als die bisher betrachtete bloß formelle beansprucht. Nicht bloß der Gedanke, aus der Einheit eines constanten Erfolges in die Vielheit seiner Bedingungen verständlichen Zusammenhang zu bringen, pflegt uns zu leiten, wenn wir den Zweckbegriff verwenden, sondern darum hauptsächlich sind wir geneigt, diesen Gesichtspunkt gelten zu lassen, weil dieser Erfolg uns irgend einen W e r t h zu haben scheint, und darum geeignet ist, uns den Eindruck eines Zieles zu machen, das die Verwirklichung verdient, weil er also seiner Bedeutung und seinem Werthe nach sich ebenso verhält, wie das was wir selbst wünschen und w o l l e n. In Beziehung auf uns selbst ist uns der Werth von Leben,

Gesundheit und Wohlsein selbstverständlich, unser unmittelbares Gefühl entscheidet darüber. Nun ist es allerdings eine beschränkte Auffassung, welche Spinoza mit Recht bekämpft, unser Wohlsein und unsern Nutzen zum Maßstab der Zweckmäßigkeit in der Welt zu machen, und den Werth der Dinge nur nach der Hülfeleistung zu bemessen, die sie uns zur Befriedigung unserer gemeinen Bedürfnisse zu gewähren im Stande sind. Aber es gibt auch eine andere weniger egoistische und spießbürgerliche Gedankenrichtung, welche jenem unmittelbaren Gefühle von dem Werthe unseres Wohlseins entspringt; durch eine von keinem praktischen Interesse verunreinigte, sympathische Uebertragung desselben gewinnt das Fortbestehen und Wohlsein des Lebendigen für uns auch da einen Werth, wo unser individueller Nutzen gar nicht in Frage kommt; wir sind durch die Erfüllung der Zwecke, die uns selbst werthvoll sind, überall gemüthlich befriedigt, durch ihre Nichterfüllung verletzt; und wo uns die Natur der Dinge nicht gestatten will, in sie selbst irgend einen Genuß ihres Daseins und ihrer Vollkommenheit zu verlegen, wie bei den Pflanzen, da läßt uns der ästhetische Eindruck, den sie machen, ihnen einen Werth beilegen, der sie berechtigt als Zwecke der Natur zu gelten. Obgleich Verstümmelung, Zerstörung und Tod der organischen Individuen ein ebenso regelmäßig unter wechselnden Bedingungen eintretender Erfolg ist, wie die zeitweilige Erhaltung des Lebens und seine harmonische Entfaltung, denkt doch Niemand daran, den Tod und die Zersetzung als den Zweck zu betrachten, dem das Leben dient, und

zwar nicht bloß darum nicht, weil wir die Nothwendigkeit nicht einsehen, warum zur Herstellung der Verwesungsproducte der ganze Apparat des Lebens aufgeboten werden mußte, sondern vorzugsweise darum nicht, weil unser gemüthliches Interesse und unser ästhetisches Gefühl widerstreitet. Tod und Zerstörung erscheinen uns als ein Schicksal, das mit der Endlichkeit vielleicht unvermeidlich verknüpft ist, aber nichts destoweniger uns wehe thut, als der Schatten, der unsere Freude an der Natur trübt.

Nun läßt sich freilich mit Spinoza sagen, gut und schlecht, vollkommen und unvollkommen, schön und häßlich seien nur subjective Begriffe, und die Maßstäbe, nach denen wir sie unterscheiden, unserer beschränkten Natur entnommen; wir haben kein Recht, etwas darum als von der Weltordnung beabsichtigt zu betrachten, weil es unserem Gemüthe wohlthut und unserem Geschmacke zusagt. Aber wir können aus dieser unserer beschränkten Natur einmal nicht vollständig heraustreten und unsere Menschlichkeit nicht verläugnen; keine umfassende Weltanschauung, auch die Spinoza's selbst nicht, hat es vermeiden können, daß unter der Hand doch jene Unterschiede der Werthschätzung in die vermeintlich ganz kalt intellectuelle und objective Betrachtung der Nothwendigkeit alles Geschehens sich einschleichen. Bei Spinoza ist es besonders auf ethischem Gebiete deutlich, wo er die Menschen und ihr Thun an dem Maßstabe der Vernünftigkeit mißt, der reinen Erkenntniß den Vorzug vor der Imagination gibt, und das wahre Gut des Menschen dem vermeintlichen gegenüberstellt, das Streben nach

jenem als berechtigt und vernünftig, das Streben nach diesem als thöricht hinstellt. In der Naturwissenschaft aber durchbrechen jene ästhetischen Gesichtspunkte überall da die rein mechanische Auffassung, wo von Entwicklung des Niederen zum Höheren, der unvollkommeneren Organisation zur vollkommeneren geredet wird. Auch der strengste Anhänger einer alles aus blind wirkenden Ursachen erklärenden Selectionstheorie vermeidet es doch nicht, eine Stufenreihe der Organisationen anzuerkennen, die nicht bloß eine zeitliche Aufeinanderfolge darstellt, sondern eine vom Niederen zum Höheren aufsteigende Bahn beschreibt, und einen Fortschritt enthält. Damit aber wird anerkannt, was eliminiert werden sollte, die Bedeutung der Vorstellung eines Zwecks, an welchem die verschiedenen Formen gemessen werden. Oder von wo aus soll denn der Gegensatz von vorwärts und rückwärts, von fortschreitender und rückschreitender Umbildung bestimmt werden, als von dem Gedanken eines Ziels aus, das erreicht werden soll, weil es eine werthvollere Form des Daseins ist? Wird dieser Gesichtspunkt wirklich ausgeschlossen, dann ist nicht abzusehen, warum das Säugethier oder der Mensch einen höheren und vornehmeren Rang in der Welt einnehmen soll, als ein Regenwurm oder der frühverstorbene Bathybius Häckelii. Fragen wir aber nach dem Maßstabe, nach welchem die Höhe der Organisation bestimmt wird, so begegnen wir Ausdrücken wie Theilung der Arbeit, Differenziierung der Organe, und ähnlichen, zum deutlichen Zeichen, daß die Herrschaft eines Zwecks über ein immer reicheres Gebiet

von Mitteln doch der leitende Gedanke ist, und sich in all diesen Vergleichungen und Abstufungen zuletzt nur die geheime Freude an dem Verstande in der Natur ausspricht, der in der Weise menschlicher zweckmäßiger und künstlerischer Thätigkeit die blinden Kräfte vieler Elemente zu immer verwickelteren und mannichfaltigeren Leistungen zusammenbindet.

Läßt sich also die teleologische Betrachtung, die in der verschiedenen Werthschätzung der Dinge wurzelt, nicht zum Schweigen bringen, weil bei jeder vergleichenden Uebersicht über die Gesammtheit der Lebensformen unvermerkt ihre Gesichtspunkte sich mit der mechanischen Berechnung der Ursachen und Wirkungen verbinden, so kann es sich im Interesse der Klarheit der Begriffe nur darum handeln, die Gesichtspunkte reinlich und sauber auseinanderzuhalten, die in unserer Weltanschauung zusammenwirken, und eine sorgfältige Grenzbestimmung zwischen mechanischer und ästhetisch-teleologischer Auffassung vorzunehmen.

Das hat, in ähnlichem Sinne wie Bacon, Kant in der Kritik der Urtheilskraft versucht. Beide Auffassungen, die mechanische wie die teleologische, sind nothwendig, weil sie Grundrichtungen unserer geistigen Thätigkeit überhaupt entsprechen und durch apriorische Gesetze bestimmt sind; aber beide sind streng von einander zu scheiden. Die rein causale Betrachtung ist die der eigentlichen Wissenschaft; in ihr werden die Erscheinungen nach den a priori feststehenden Grundsätzen der Substantialität und der Causalität in durchgängigen Zusammenhang gebracht, und so erst die

Wahrnehmungen zum Wissen erhoben; der Satz, daß das Quantum der Substanz in der Welt unveränderlich ist, und daß alles, was geschieht, etwas voraussetzt, worauf es nach einer Regel folgt, sind die Axiome, denen sich alle Erscheinungen fügen müssen, wenn die Vielheit der Erscheinungen zur Einheit des Bewußtseins zusammenfaßt werden soll, sie sind die Grundpfeiler aller Naturwissenschaft, und diese ist also nothwendig eine mechanische, nicht in dem engeren Sinn, daß sie alles Geschehen auf Bewegung, alle Ursachen auf Bewegungskräfte reduciert, aber wenigstens in dem weiteren, daß alles unter reine Causalgesetze gestellt wird, welche sagen, daß, wenn bestimmte Bedingungen gegeben sind, bestimmte Veränderungen nach unabänderlichen Gesetzen in der Zeit darauf folgen müssen.

Die Auffassung der Natur unter dem Gesichtspunkte des Zwecks aber befriedigt das gleichfalls unabweisbare Bedürfniß, die Vielheit von Ursachen und Gesetzen, auf welche die mechanische Betrachtung führt, unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen. Die bestimmten Formen der Dinge, die wir in der Erfahrung finden, sind aus mechanischen Gesichtspunkten ebenso wenig als nothwendig nachzuweisen, wie die besonderen Gesetze, welche ihre Veränderungen regeln; wir verlangen aber auch dies zu begreifen, und vermögen dieses Bedürfniß nur so zu befriedigen, daß wir die gegebene Welt unter den Gesichtspunkt des Zwecks stellen, theils so, daß wir aus einem Zweck die Uebereinstimmung des Gegebenen mit den Formen unseres Auffassens und Denkens ableiten, welche eine syste-

matische Ordnung aller einzelnen Erkenntnisse möglich macht, theils so, daß wir die Welt als in sich selbst zweckmäßig betrachten; und der letzte Halt, den in dieser Hinsicht der Zweckbegriff findet, liegt in dem sittlichen Bewußtsein, in der Anerkennung eines unbedingt giltigen Endzwecks für unser Wollen, der uns zu dem Glauben treibt, daß die Natur, in welcher die sittliche Aufgabe realisiert werden soll, von Anfang an auf die Verwirklichung des höchsten Gutes angelegt ist. Jenes führt dazu, die Natur so zu betrachten, als ob ein Verstand den Grund der Einheit des Mannichfaltigen ihrer empirischen Gesetze enthielte, dieses führt zu dem Glauben an einen moralischen Welturheber. Aber diese Annahmen sind strenge von der wissenschaftlichen Erkenntniß zu unterscheiden; sie lassen sich nicht beweisen; ihre Bedeutung liegt nur darin, daß sie unser Gemüth durch die Harmonie befriedigen, in welche sie unsere sittlichen Ueberzeugungen mit unserer theoretischen Erkenntniß zu bringen gestatten; denn über die Wirkungsweise jener höchsten Ursache vermögen wir uns keine bestimmte Vorstellung zu machen, da die Analogien des zwecksetzenden menschlichen Thuns unzureichend sind.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir untersuchen wollten, in wiefern von Kants Voraussetzungen aus diese Lösung des Conflicts zwischen Mechanismus und Teleologie consequent ist, oder die Frage zu beantworten uns anschickten, ob nicht die teleologische Auffassung in ihrem ganzen und vollen Sinne zuletzt doch die eigentliche Philosophie Kants, seine positive Weltanschauung, seine innerste

Ueberzeugung war, die heutzutage über der einseitigen Betonung der kritischen Ergebnisse seiner Analyse der Erfahrungserkenntniß in den Hintergrund gestellt und verdeckt zu werden pflegt.

Aber für die gewöhnlichen Voraussetzungen der Wissenschaft, die nicht der Meinung ist, daß ihre Sätze nur Erscheinungen betreffen, denen als Vorstellungen des Subjects dieses selbst Gesetze gibt, vielmehr glaubt, daß sie eine Erkenntniß des wirklichen Seins und der Gesetzmäßigkeit realer Dinge einschließen, ist diese strenge Scheidung Kants, so tief sie gedacht ist und so viel sie zur Klärung beigetragen hat, doch zuletzt ungenügend. Zweck und Ursache rücken vielmehr noch näher zusammen, sobald wir den Begriff der Ursache, wie er der Naturwissenschaft zu Grunde liegt, ganz zu Ende denken, sie sind so unauflöslich verknüpft, daß, wie jede teleologische Betrachtung den Causalzusammenhang voraussetzt, so jede causale Auffassung, selbst wenn sie im engsten Sinne mechanisch wäre, in der teleologischen endigt.

Nach den herrschenden Voraussetzungen der mechanischen Theorie sind die letzten Elemente, die wir als wirksame Ursachen betrachten müssen, kraftbegabte Atome; und ihre Kräfte sind der Art, daß vermöge ihrer jedes Atom zu allen Atomen in der Welt eine gesetzmäßige Beziehung hat. Das Wesen jedes einzelnen wird dadurch ausgedrückt, daß es z. B. gegen alle anderen gravitiert, und seine Bewegung durch seine jeweilige Lage zu allen andern bestimmt ist, daß es ferner zu gewissen Classen von

Atomen diese, zu andern jene besonderen Beziehungen hat, die sich in seinem chemischen Verhalten u. s. w. äußern. Der methodische Gang der Forschung bringt es dabei mit sich, daß wir zuerst die einzelnen Elemente isolieren müssen, um sie einzeln zu verstehen und dann erst zu dem Ganzen überzugehen, das sich aus ihnen bildet; für diese isolierende Betrachtung drückt sich die Natur des einzelnen Atoms nur in hypothetischen Sätzen aus: wenn ein zweites in bestimmter Entfernung ist, erfolgt eine aus ihrer gegenseitigen Anziehung hervorgehende Bewegung, wenn zu einem Sauerstoffatom zwei Wasserstoffatome unter bestimmten Bedingungen treten, vereinigen sie sich zu einer Wassermolekel. Dadurch schon wird aber in den Begriff eines jeden Atoms die Beziehung zu andern Atomen aufgenommen; es ist in der That kein isoliertes, für sich denkbares Element der Welt, wenn es doch nur durch Kräfte bestimmbar ist, die auf andere hinausweisen. Und machen wir uns nun klar, wie wir es denken müssen, sobald wir jenen bloß hypothetischen Standpunkt verlassen, der einstweilen unbestimmt gelassen hat, ob und wie viele andere Atome in der Welt sind, sobald wir es vielmehr in seiner concreten Wirklichkeit nehmen: so folgt aus den Grundlagen der mechanischen Theorie, daß sein Begriff nur durch die thatsächlichen Beziehungen zu allen andern, welche die Welt bilden, vollkommen und erschöpfend bestimmt ist; sein wirkliches Wesen ist durch sein Verhältniß zu allen andern wirklich vorhandenen ausgedrückt, seine jeweilige Bewegung durch das ganze Universum vorgeschrieben; in jedem Augenblick vereinigen

sich in ihm die Folgen, welche aus seinem Zusammensein mit jedem der andern Atome nothwendig hervorgehen, in jedem Augenblick richtet es sich nach der Lage und Entfernung aller übrigen. Es ist also in der That, mit Leibnitz zu reden, sowohl seinem Begriff als seinem augenblicklichen Zustand nach ein Spiegel des Universums, es enthält alle andern in sich, weil es zu allen andern in Wechselbeziehung steht. In Wahrheit ist also das Ganze ebenso die Voraussetzung jedes einzelnen Theils, wie dieser ein constituierendes Element des Ganzen; es ist eine bloße Fiction, wenn wir so reden, als könnten wir die Welt aus isolierten Elementen aufbauen; sie taugen dazu ja nur, wenn sie ihre nothwendige Beziehung zu allen andern schon in sich tragen, und durch diese selbst mit bestimmt sind.

Verfolgen wir aber diese Betrachtung weiter, so führt sie zu der Frage, worin denn dieser durchgängige Zusammenhang zuletzt gegründet sei, und es ist, genauer betrachtet, der ungeheuerlichste Gedanke, der bei der Vielheit dieser Elemente als einer letzten Annahme stehen bleiben und sich beruhigen, und nicht weiter fragen wollte, wie denn dieses wunderbare Zusammentreffen möglich sei, daß jedes einzelne dieser Atome eine Natur habe, welche mit der aller einzelnen andern so vollständig übereinstimmt? Es gibt auf diese Fragen keine andere Antwort, als daß dieser Zusammenhang auf einen einheitlichen Grund zurückweise, aus dem allein begreiflich ist, wie das Wesen eines einzelnen Atoms dadurch bestimmt sein soll, daß es von anderen in gesetzmäßiger Weise abhängt und sich nach ihnen richten

muß. Und wollte man selbst in der Art, wie wir in jener hypothetischen Weise das Atom durch seine Kräfte definieren, noch keinen Grund zur Verwunderung finden, so kann ja doch aus diesem Begriff weder das Dasein der anderen überhaupt abgeleitet werden, noch die bestimmte Stelle, die jedes in der thatsächlichen Welt einnimmt; von jenem Begriffe aus ist es rein zufällig, daß es noch unzählige andere gibt, und daß sie gerade so im Raum vertheilt sind. Alle Beziehung von Verschiedenem muß doch zuletzt in einer Einheit wurzeln, von der sie abhängen, und welche das räumlich Getrennte zusammenbindet. Man redet häufig von Naturnothwendigkeit, von Gesetz, von Wechselwirkung nach bestimmten Gesetzen so, als ob es sich von selbst verstünde, daß die einzelnen Dinge, die wir unterscheiden, sich nach einander richten, und ihr Verhalten von dem Verhalten anderer abhängig machen müßten; aber ein Gesetz kann niemals für sich eine Ursache sein oder eine Macht ausüben, sondern nur Ausdruck der Thätigkeitsweise von Subjecten sein, welche ihre Natur nothwendig macht. Diese Natur aber wäre genauer zugesehen das unbegreiflichste Wunder, wenn wir bei den Begriffen der einzelnen Elemente stehen bleiben wollten, zumal wenn wir sie bloß mechanisch durch Bewegungskräfte bestimmen. Es war ein verständlicher Gedanke, wenn die Philosophie der Alten, welche noch Keplers Speculationen anfangs bestimmte, den Gestirnen Seelen zuschrieb, und diesen eine Kenntniß ihres Abstands von einander und einen Trieb zur Bewegung, vermöge dessen sie ihre Leiber, die Planeten, in bestimmten

Bahnen führten; es ist, so geläufig uns die Vorstellung sein mag, eine viel abenteuerlichere Auffassung, daß die bloße Masse der Sonne der Masse der Erde in jedem Augenblicke befehle, welche Geschwindigkeit und welche Krümmung der Bahn sie einhalten soll, und daß unser Planet sich nicht bloß nach seinem jeweiligen Abstand von der Sonne, sondern zugleich nach seinen Abständen von allen störenden Planeten richte. Die Vorstellung verbirgt ihre Paradoxie nur darum, weil wir denkend und rechnend diese Bewegungen verfolgen und als mathematisch genaue Consequenz gewisser Grundsätze darstellen können; aber daß es so ist, wird höchst ungenügend damit erklärt, daß man sagt, es sei nothwendig so, und die Naturgesetze gebieten es. Was sollen Sonne und Erde einander angehen, wenn nicht ein Grund da ist, aus dem diese ihre Beziehung nothwendig ist, eine Macht, welche Sonne und Planeten gleichzeitig bestimmt, ihre Bewegungen nach einander zu richten? Und ebenso unbegreiflich bliebe jede kleinste Wirkung eines Elements auf das andere.

So löst sich also die Vielheit der Ursachen, auf welche die mechanische Betrachtung als ihr Letztes zurückführte, durch den Begriff dieser Ursachen selbst wieder auf in eine Einheit; der einheitliche Grund des Ganzen bestimmt Wesen und Wirkungsweise der Theile, wie diese wiederum das Ganze bilden; der Begriff des Naturzwecks, den Kant formuliert hat, und den er auf die Organismen anwendet, tritt uns damit entgegen: daß die Theile nur durch ihre

Beziehung auf das Ganze möglich sind und daß sie voneinander wechselseitig Ursache und Wirkung ihrer Form sind.

Aber noch von einer andern Seite treibt die mechanische Betrachtung weiter. Die Unveränderlichkeit der Substanzen und die Unveränderlichkeit der Gesetze ihrer Wechselbeziehungen läßt den letzten Grund alles Geschehens als einen vollkommen zeitlosen, in ewiger Gegenwart das wechselnde Geschehen bestimmenden erscheinen. Aus jeder Bewegung in der Welt folgt allerdings wieder Bewegung, und von dieser Seite liegt die Ursache jedes augenblicklichen Zustandes der Welt in dem vorangehenden Zustand; allein daß jener aus diesem hervorgeht, daß dieser continuierliche Zug von Veränderungen stattfindet, hat seinen Grund immer in denselben, allezeit gegenwärtigen Kräften, die nach unwandelbaren Gesetzen wirken. Jene wechselnden Zustände sind nur die veränderlichen Bedingungen, unter denen die stets gleiche Kraft wirksam ist; die letzte Ursache bleibt ein schlechthin beharrliches, das die ganze Reihe der Veränderungen in der Zeit nach Einem Gesetze bestimmt. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft, dieses große Princip, in dem sich die mechanische Wissenschaft vollendet, hebt den zeitlichen Unterschied von Ursache und Erfolg auf; der ganze Verlauf der Welt kann nun ebenso als Einheit gefaßt werden, wie er in Zeitdifferentiale zerschlagen werden kann, deren jedes die Bedingungen für das folgende enthält; es gibt keinen Gegensatz mehr zwischen einem Anfangszustand, der nur als Ursache, einem Endzustand, der nur als Wirkung betrachtet werden müßte, denn in jedem

Moment ist dasselbe gesetzt, die ganze Welt ist ebenso einheitlicher Erfolg wie einheitliche Ursache, Ein Grund setzt das Ganze zumal, das nur der sondernden Betrachtung im Einzelnen in wirkende Ursachen und ihre Wirkungen sich auflöst.

Sehen wir nun auch davon vollkommen ab, daß Intelligenz und Wille als wirksame Kräfte innerhalb dieser mechanischen Welt sich finden, bleiben wir ganz im Gebiete der mechanischen Wissenschaft, um aus ihr allein abzuleiten was denn in jenem einheitlichen Grunde gesetzt werden muß, auch wenn wir ihn so abstract als möglich fassen, so ist die Voraussetzung aller Wissenschaft ja doch jedenfalls das, daß die Gesammtheit der Beziehungen, die in der Welt sind, erkennbar sei, und vom Denken durchdrungen werden könne; daß die Gesetzmäßigkeit, mit der die einzelnen Veränderungen erfolgen, identisch sei mit der logischen Consequenz, welche sie aus gewissen Obersätzen zu berechnen gestattet. Die höchsten Leistungen mathematischen Scharfsinnes wären machtlos gegenüber der Natur, wenn sie nicht selbst eine verkörperte Mathematik wäre, das wirkliche Geschehen wäre in keine Formel zu fassen, wenn nicht seine Bestandtheile ein System von Gedanken darstellten. Die Voraussetzung aller Forschung, daß Gesetze in der Welt herrschen, sagt nur in andern Worten, daß die Natur Gedanken realisiere, daß Naturnothwendigkeit und logische Nothwendigkeit dasselbe sei. Dann ist aber auch gesagt, daß die wirkliche Welt nicht erklärbar wäre, wenn sie nicht durch Gedanken bestimmt ist. Läßt sich die ganze Welt in

Einer mechanischen Formel darstellen, welche ihren ganzen Verlauf rückwärts und vorwärts enthält, so müßte es doch der ungeheuerlichste Zufall sein, wenn diese durchgängige Congruenz mit unserem Denken nicht in ihrem Grunde selbst gelegen wäre; ist sie aber nur aus Gedanken erklärbar, so muß sie ebenso als Zweck wie als bloße Wirkung einer Ursache gelten; beides fällt auch hier zusammen. In unserem beschränkten menschlichen Thun besteht eine Differenz zwischen Zweck und wirkender Ursache, weil der Zweck des Menschen an gegebene Mittel gebunden ist; im Ganzen fällt beides zusammen, Wirken und Gedanken verwirklichen ist eins und dasselbe.

Wir enthalten uns, die Grundlinien des Begriffes eines einheitlichen Grundes, die sich uns so ergeben, weiter auszufüllen und diese Gedanken auf das eigentlich theologische Gebiet zu verfolgen; denn es könnte ja nicht ohne Erwägungen geschehen, die weit über die Gebiete hinausgreifen, aus denen der Kampf gegen den Zweckbegriff stammt. Nur zwei Punkte mögen noch angedeutet werden, welche zeigen, wie die Bekämpfung des Zweckes den Zweck nicht los wird.

Wann glaubt denn die mechanische Naturwissenschaft sicher zu sein, daß sie ein Causalgesetz vollständig erkannt und sicher bestimmt hat? Nach allgemeiner Uebereinstimmung dann, wenn sie experimentierend die Erscheinung aus den Ursachen, welche sie ihr anweist, wirklich hervorbringen kann. Alle Versicherungen, daß das organische Leben nur aus den physicalischen und chemischen Kräften der Ele-

mentarstoffe, welche den Leib des Organismus bilden, zu erklären sei, werden tauben Ohren predigen, so lange nicht im Laboratorium eine Zelle mit ihrem Kern gemacht und gezeigt wird, daß sie lebt und sich theilt; ist aber das einmal wirklich gelungen, so wird auch jeder Widerspruch verstummen. Was heißt das aber anderes, als daß wir nur dann sicher sind, die Natur erkannt zu haben, wenn wir nun rückwärts sie zwingen können, unsere Gedanken zu verwirklichen? Wir setzen den Erfolg als Zweck unseres Experimentierens; wir ordnen die Mittel zweckmäßig an; trifft unsere Berechnung zu, tritt ein, was wir gedacht, erweist sich unser Gedanke als das, was den Erfolg wirklich hervorzubringen im Stande ist, so ist der Beweis erbracht; der Zweck controliert die Ursache. Darum legt Bacon so großen Werth auf den Nutzen der Wissenschaft; die Werke, die wir hervorbringen, sind die Gewähr der Wahrheit unserer Erkenntniß; erst wenn die Natur unsern vorausgehenden Gedanken gehorcht, wissen wir, daß sie mit ihr übereinstimmen.

Und endlich: Die Auffassung, welche alle und jede Gültigkeit des Zweckbegriffs läugnet, und nur die Betrachtung der wirkenden Ursachen für zuläßig erklärt, hebt sich selbst auf, indem sie den Unterschied von Wahr und Falsch zerstört. Rein nach den wirkenden Ursachen betrachtet ist alles gleich nothwendig, Wahrheit und Lüge, Wissenschaft und Aberglauben, Wahnsinn und gesunder Verstand. Alle Gedanken, mögen sie gedacht sein von wem sie wollen, haben hier dasselbe Recht; auch die teleologische Auffassung

wäre nicht da, wenn sie nicht nothwendig wäre, und ist in der Welt kraft des Rechts der Causalität, so gut als die mechanische Wissenschaft. Wer Wahres und Falsches scheidet, mißt das menschliche Denken an einem Zwecke, und erkennt an, daß es dazu da sei, die Wahrheit zu finden. Würde aber die Natur der Dinge ihm das vermöge ihrer Nothwendigkeit versagen, so wäre sein Beginnen wahnwitzig; er muß voraussetzen, daß seine eigene geistige Organisation auf Erkenntniß der Wahrheit angelegt ist, und daß darum auch die Natur der Dinge darauf angelegt ist, erkannt zu werden. Die Lebhaftigkeit also, mit der die Verbannung des Zweckbegriffs verkündigt, und die Betrachtung der wirkenden Ursachen als die allein wissenschaftliche und wahre vertheidigt wird, „spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie“.

Ueber die Natur unserer Vorstellungen von räumlichen und zeitlichen Größen.

Wenn ich versuche, durch eine kurze Ausführung die uns geläufigen Vorstellungen räumlicher und zeitlicher Größen zu verdeutlichen, so habe ich nicht die Ergebnisse der wissenschaftlichen Reflexion im Sinne, durch welche diese Vorstellungen zu den Grundbegriffen der Mathematik erhoben worden sind. Ich wünsche vielmehr diese Vorstellungen nur soweit ins Auge zu fassen, als sie einen Bestandtheil unserer gewöhnlichen, vor aller logischen Bearbeitung vorhergehenden Auffassung der Dinge bilden, und immer schon in dem anschaulichen Bilde der Welt enthalten sind, das in Jedem von uns nach allgemeinen psychologischen Gesetzen, die ihm selbst unbewußt bleiben, aus den Functionen seiner Sinne und seines Verstandes entsteht, und das eben darum, weil es auf der Gewohnheit unseres ganzen Lebens ruht, auch von der wissenschaftlichen Erkenntniß niemals vollständig verdrängt werden kann.

Was zunächst den Raum betrifft, so will ich nicht ganz von vorne bei den schwierigen Problemen anfangen, wie wir überhaupt dazu kommen aus unseren Sinnesempfin-

dungen uns die Vorstellungen von räumlichen, nach drei Dimensionen ausgedehnten Gegenständen zu bilden, die in verschiedener Entfernung von uns liegend den Raum um uns her nach allen Seiten erfüllen; ich nehme vielmehr als gegebene Voraussetzung an, daß wir räumliche Gegenstände wahrnehmen, die in bestimmten Richtungen und Entfernungen von uns und von einander sich befinden, und von dort aus ihre Eindrücke auf unsere Sinne machen; ich will nur die Frage näher untersuchen, wie wir denn zu der uns geläufigen Vorstellung von der bestimmten Größe dieser Objecte, der Größe ihrer räumlichen Dimensionen und ihrer Entfernungen gelangen, und welcher Art diese Vorstellung ist.

Es kann kein Zweifel sein, daß für den normalen Menschen die räumliche Welt vorzugsweise durch das Auge vorhanden ist; daß ihre Objecte gesehene Objecte, ihre Größen gesehene Größen sind. Die weit beschränktere Kunde, die uns der Tastsinn für sich gibt, sind wir jetzt wenigstens gewöhnt in das Gesammtbild einzureihen, das wir dem Auge verdanken.

Wir müssen also zuerst uns klar machen, wie sich das Auge in Beziehung auf die Dimensionen der räumlichen Dinge und ihre Größenunterschiede verhält.

Gehen wir der Bequemlichkeit wegen zunächst von der Fiction aus, daß wir nur Ein Auge hätten, wie wir ja in der That uns ohne wissenschaftliche Reflexion kaum bewußt sind, was es für einen Unterschied ausmacht, ob wir mit einem Auge oder mit zweien sehen: so läßt sich unsere

Auffassung der Welt durch das Auge so darstellen, daß wir von einem innerhalb unseres Kopfes liegenden Mittelpunkte aus in den Raum hinaussehen, unsere Gesichtslinien sozusagen von diesem Punkte aus hinaussenden, zunächst nach vorn, soweit der Gesichtskreis des ruhenden Auges reicht, dann aber, vermöge der Beweglichkeit des Auges und des Kopfes, nach allen Seiten, nach oben und unten, nach vorn und hinten. Denken wir jenen Mittelpunkt unserer Gesichtslinien ruhend, Auge und Kopf um denselben beweglich: so läßt sich alles, was wir von einem gegebenen Standpunkt aus übersehen, so darstellen, daß wir unsere Gesichtslinien nach allen Seiten wie die Radien einer nach allen Seiten um diesen Mittelpunkt sich dehnenden Kugel ziehen. Je ein Büschel solcher von jenem Punkt ausgehender divergierender Strahlen trifft einen bestimmten Körper, der, weil er undurchsichtig ist, unser weiteres Hinaussehen in den Raum verhindert — auch der Himmel erscheint uns ja zunächst vermöge seiner Farbe wie ein uns umschließendes Gewölbe —; jener Büschel trifft die uns zugekehrte Seite der Körper, und trifft Flächen, die schräg gegen die Richtung unseres Sehens stehen, schräg, so daß der Büschel, der eine Fläche trifft, in demselben Maße schmäler wird, als dieselbe sich schiefer stellt. Alles was wir von einem gegebenen Standpunkt aus von einem Körper sehen, ist eingeschlossen zwischen den Strahlen, welche seine äußersten Umrisse, Punkt für Punkt, treffen. Darum können wir alles, was wir von irgend einem Orte aus sehen, in seiner unmittelbaren Erscheinung fürs Auge so vorstellen,

als ob wir mit dem Ausgangspunkte unserer Gesichtslinien im Mittelpunkte einer Glaskugel uns befänden und als ob nun mit einemmal alles was wir, sei es vor dem Glas sei es durch das Glas hindurchsehen, auf die Oberfläche des Glases genau in den Umrissen gemalt wäre, in denen die nach den Grenzen der Körper gezogenen Gesichtslinien die Glaskugel schneiden; die Lagerung der Dinge sofern wir sie sehen, die Lagerung der Bilder um uns her würde genau dieselbe sein. Der Horizont einer weiten Aussicht zum Beispiel wird den Aequator einer solchen Kugel vorstellen, deren Pol über unserem Scheitel liegt; jeder einzelne Gegenstand des Horizonts nimmt mit seinem horizontalen Durchmesser einen Theil dieses Kreises ein, und alle zusammen füllen seinen ganzen Umfang aus.

Wenn wir uns nun fragen, wie sich das unmittelbar Gesehene als solches rücksichtlich seiner Größe verhält, in welcher Hinsicht wir es unter sich vergleichen, mit welchem Maße wir es messen können, so ergibt sich von selbst, daß es sich dabei direct nur um W i n k e l g r ö ß e n handeln kann. Das Maß der Größe eines gesehenen Bildes als solchen, in einer bestimmten Dimension, etwa der horizontalen, sind die 360 Winkelgrade, die um den Mittelpunkt in der Horizontal-Ebene herliegen; ein je größerer Theil von 360 Graden der Winkel ist, den die Gesichtslinien nach den Enden des Durchmessers einschließen, desto größer sehen wir das Object; ebenso ist die Gesammtgröße des Bildes, das sich uns als eine Fläche darstellt, und darum auf einer Fläche gezeichnet werden kann, durch einen körper-

lichen Winkel ausgedrückt; die Gesammtgröße der quadratischen Fensterscheibe, die ich vor mir sehe, durch den körperlichen Winkel, der entsteht, wenn vom Ausgangspunkt der Sehlinien nach allen Punkten ihres Umfangs Gerade gezogen werden.

Dem entspricht auch vollständig die Operation, vermittelst der wir die Größe der gesehenen Gegenstände gegen einander abzumessen pflegen; es sind Bewegungen der Augen, durch die wir die Hauptachse des Auges, in der der Fixierpunkt liegt, um bestimmte Winkel hin und her bewegen, und die Beobachtung hat gezeigt, daß dieses Maß, das wir aus dem Bewußtsein der Größe der Drehung unseres Auges von links nach rechts, von oben nach unten gewinnen, ein sichereres ist, als die Vergleichung der Dimensionen bei ruhendem Auge, die überhaupt höchstens bei sehr kleinen Größen angewendet wird. Wir können von den theils variabeln, theils constanten Fehlern, die wir dabei machen, hier absehen; zu den letzteren gehört z. B., daß wir in verticaler Richtung geneigt sind größere Werthe anzunehmen als in horizontaler, und daß wir eine ununterbrochene Strecke kleiner schätzen als eine getheilte von derselben Länge; was hiebei afficiert wird, ist die Schätzung des Winkels, den wir durch die Bewegung der Blicklinie durchmessen haben. Diese Fehler sind immerhin, wenn keine sonstigen Störungen eintreten, so unbedeutend, daß wir, um unsere Betrachtung nicht zu verwickeln, davon absehen, und annehmen können, unsere Größenschätzung entspreche in der That den Winkeln, welche die von den Gegenständen

ausgehenden, von allen Seiten auf uns eindringenden Lichtstrahlen mit einander an unserem Auge machen.

Es ist nur ein anderer Ausdruck für dieselben Verhältnisse, wenn wir sagen, die unmittelbar gesehene Größe sei immer die *scheinbare* Größe, in dem Sinne wie die Astronomie von der scheinbaren Größe der Sonne und des Mondes u. s. w. spricht, und sie dahin angibt, daß die Gesichtslinien, die nach den Endpunkten eines Durchmessers des Mondes oder der Sonne gezogen werden, etwa 31 Winkelminuten mit einander machen, oder, was dasselbe heißt, etwa der siebenhundertste Theil des ganzen Umkreises seien, auf dem dieser Durchmesser liegt, daß wir also die aufgehende Sonne siebenhundertmal auf dem Horizont herumlegen könnten.

Für die gesehene Größe der Gegenstände haben wir demnach an der ein für allemal gegebenen unveränderlichen Größe des Winkelraums um einen Punkt her ein vollkommen sicheres und bestimmtes Maß, und können in Theilen dieses Maßes jede gesehene Größe ausdrücken.

Nun ist es uns aber bei der Betrachtung der räumlichen Verhältnisse der Außenwelt nicht um diese scheinbare Größe zu thun: die Verhältnisse der scheinbaren Größe sind rein zufällig; sie wechseln mit unserem Standpunkte; mit jeder Bewegung, die wir machen, vergrößert sich, was uns näher rückt, was sich entfernt, verkleinert sich; dasselbe Ding kann alle scheinbaren Größen von der Ausfüllung unseres ganzen Sehfelds bis zum Verschwinden durchmachen. Es ist uns auch nicht blos um die zufälligen Ansichten der

Dinge zu thun, wie sie sich in dem flächenhaften Bilde darstellen, das unser Auge allein uns liefern kann, sondern um die Erkenntniß ihrer wahren körperlichen Gestalt; und die Dimensionen dieser Gestalt spiegeln sich ja sehr ungleich in der scheinbaren Größe, welche die einzelnen Theile des flächenhaften Bildes haben. Die Längenfront eines Hauses, dessen schmale Seite uns zugekehrt ist, erscheint schmäler als diese, und schrumpft gar zur Linie zusammen, wenn wir gerade in der Flucht derselben stehen; die scheinbare Breite einer geraden Straße, auf der wir gehen, ist größer als ihre scheinbare Länge. Die Bewegung zwischen den Gegenständen, welche wir sehen, und die Möglichkeit sie von verschiedenen Seiten zu betrachten, hat uns längst die Täuschungen erkennen lassen, welche die perspectivische Verkleinerung und Verkürzung mit sich bringt, und die dadurch gewonnenen Erfahrungen leiten uns an, die scheinbare Größe zur Erkenntniß der wahren Größe und Gestalt der Dinge zu verwerthen; und diese Zurückführung gelingt um so vollständiger, je mehr wir Gelegenheit haben, die Dinge in verschiedenen Entfernungen und von allen Seiten zu betrachten. Wo das nicht der Fall ist, da täuschen wir uns sogar in unserer nächsten Umgebung, weil wir die Reduction nicht vollständig vornehmen; der Fuß unserer Zimmerwand [1]), und ebenso die Länge unseres eigenen Beines vom Knie an abwärts wird regelmäßig unterschätzt, weil wir beides immer nur verkürzt zu sehen gewöhnt sind; und eben daher kommt es wohl auch, daß wir die Größe der Kinder zu gering anzunehmen geneigt sind. Wer aufgefordert würde,

sich ein Kind auszusuchen, das halb so groß ist als er, würde schwerlich auf eines von zwei Jahren und darunter verfallen.

Aber wo wir nun diesen Täuschungen nicht ausgesetzt sind — was nennen wir denn eigentlich die wahre Größe der Dinge gegenüber der blos scheinbaren, die sich unserem Auge unmittelbar darbietet? Kurzes Nachdenken belehrt uns, daß der Begriff der Größe überhaupt nur ein relativer ist, daß wir ursprünglich nur von größer, kleiner, gleichgroß, aber nicht von groß schlechtweg reden können, und daß alle unsere Größenschätzung einen Maßstab voraussetzt, mit dem wir die Dimensionen der wahrgenommenen Objecte vergleichen; daß zu einem solchen Maßstab ferner für unsere gewöhnliche Größenschätzung nur ein solcher taugt, der sich nicht blos an sich gleich bleibt, sondern uns auch fortwährend gegenwärtig ist, damit seine Vorstellung eine uns geläufige und zur Vergleichung immer bereit stehende sei.

In der That sind ja die Maßstäbe ursprünglich überall von unserem eigenen Leibe genommen, der jedenfalls die Bedingung erfüllt, uns immer gegenwärtig und unserer Vorstellung geläufig zu sein; die Daumenbreite, die Länge des mittleren Fingerglieds, die Spanne, die Länge des Armes vom Ellenbogen an, der Fuß, der Schritt, sind allerorten die ursprünglichen Längenmaße, mit denen wir die Größe der Dinge vergleichen; und was wir jetzt ihre wahre Größe nennen, ist zunächst das Verhältniß ihrer Größe zu der Größe dieser Maßstäbe.

Allein genauer zugesehen kommen wir damit doch noch nicht aus der scheinbaren Größe heraus. Das Maß, mit dem wir Gesehenes messen, muß ein gesehenes Maß, seine Größe eine gesehene Größe sein; alle gesehene Größe aber ist nur scheinbare Größe; auch die Größe unserer Hand ist eine scheinbare, und diese scheinbare Größe wechselt mit der Entfernung, in der sich unsere Hand von unserem Auge befindet; nur daraus, daß sie immer wieder dieselbe Größe zeigt, wenn sie in dieselbe Entfernung zurückkehrt, gewinnen wir die Ueberzeugung, daß sie an sich ihre Größe nicht ändert; daß sie aber in dieselbe Entfernung zurückkehrt, wissen wir ursprünglich nicht allein durch das Auge, sondern auch durch die Empfindungen, welche die Bewegung unserer Glieder begleiten.

Trotz dieser veränderlichen scheinbaren Größe kann aber unsere Hand doch ein brauchbares Maß bleiben, nachdem wir uns von der Constanz ihrer wahren Größe überzeugt haben, wenn wir nur damit Objecte vergleichen, die jedesmal in derselben Entfernung von uns sind; denn dann werden sie, wenn sie sich nähern, in demselben Maße wachsen, wenn sie sich entfernen, in demselben Maße schwinden. Daß aber unsere Hand und der damit gemessene Gegenstand wirklich in derselben Entfernung sind, davon überzeugt uns ursprünglich nicht das Auge, sondern der Tastsinn durch die Empfindung, welche die Berührung gibt; und so beruht alles Messen ursprünglich auf dem Anlegen des Maßstabes; daß wir aber anlegen, empfindet die Hand, und nicht das Auge. Nur durch die Cooperation

dieser beiden Sinne wird also ursprünglich die sichere Grundlage für die Erkenntniß gewonnen, daß zwei Objecte in derselben Entfernung von uns sich befinden; für das Auge sagt jetzt aber unser Messen, daß die scheinbare Größe des gemessenen Dings der scheinbaren Größe des Maßes in derselben Entfernung gleich sei oder in bestimmtem Verhältnisse zu ihr stehe; oder sagt, wie groß die scheinbare Größe sein wird, wenn der Gegenstand sich in einer gewohnten Entfernung befindet, die für kleinere Gegenstände die Weite des deutlichen Sehens ist.

Kennen wir aber erst von den einfachsten Fällen aus die Beziehung zwischen der scheinbaren Größe und der Entfernung, so dehnen wir unsere Größenvergleichung auch ohne wirkliches Messen auf Gegenstände aus, die sich in weit verschiedener Entfernung von uns befinden. Wir bilden uns Vorstellungen über die wahre Größe eines Gegenstands, wenn wir seine Entfernung kennen, oder genauer, wir bestimmen daraus die scheinbare Größe die er für das Auge haben würde, wenn er in einer uns gewohnten und bekannten Entfernung wäre; und ebenso schätzen wir aus der scheinbaren Größe eines Objects, dessen erscheinende Größe wir in gewohnter Entfernung kennen, seinen Abstand von uns.

Wir sind so geübt, diese einander gegenseitig unterstützenden und controlierenden Operationen innerhalb des Bildes, das die Welt um uns her dem Auge darbietet, unablässig vorzunehmen, daß uns meist nur das Resultat derselben, nicht die Operation selbst zum Bewußtsein kommt.

Wenn wir einen Bekannten von Ferne sehen, so urtheilen wir nicht mit Bewußtsein, daß sein Bild hundertmal kleiner ist, als wenn er vor uns stünde, sondern wir interpretieren sofort die Kleinheit der Bilder aus der Entfernung, wir glauben ihn in seiner wahren Größe, zugleich aber die Entfernung selbst zu sehen, die wir doch nur aus der perspectivischen Verkleinerung aller Gegenstände erschließen. Wer zum erstenmal durch ein Fernrohr sieht, hat nicht den Eindruck, daß es vergrößere, sondern daß es die Gegenstände nähere oder „herziehe"; er ist so gewöhnt, die Vergrößerung des scheinbaren Durchmessers auf eine Verminderung der Entfernung zu deuten, daß ihm die unmittelbare Wirkung des Fernrohrs vollständig oder wenigstens zum größten Theile entgeht.

Durch ähnliche Analogieschlüsse corrigieren wir fortwährend die scheinbaren Verkürzungen seitwärts gesehener Flächen, und deuten sie auf die Ausdehnung, welche wir wahrnehmen würden, wenn sie in gleicher Entfernung von vorn gesehen würden, sobald wir aus irgend welchen Anhaltspunkten erschließen können, daß sie schräg gegen unsere Gesichtslinie stehen.

Wie zwingend diese Gewohnheit ist, die Dinge nicht in den Verhältnissen aufzufassen in denen sie wirklich unserem Auge erscheinen, sondern uns daraus Vorstellungen über ihre wahre Größe und Gestalt zu bilden, zeigt sich in nichts deutlicher, als in den Fehlern, die fast unabwendbar Anfangs von denjenigen begangen werden, die nach der Natur zeichnen wollen. Es ist Tausend gegen Eins zu wet-

ten, daß ein solcher, auch wenn er ganz gutes Augenmaß hat, die schräg gesehene Seite eines Hauses zu breit, die schräg gesehene Mündung einer cylindrischen Röhre zu kreisähnlich, den Deckel einer Kiste die vor ihm steht, als ein Parallelogramm zeichnet, weil er sich von der Vorstellung nicht los machen kann, welche Dimensionen und Formen diese Objecte in Wirklichkeit haben, und diese Vorstellung in seine Zeichnung hineinträgt; und auch auf guten Landschaftsbildern findet man nur allzuhäufig, daß ein entferntes Gebirge, welches den Horizont begrenzt, unverhältnißmäßig hoch und groß gerathen ist; die Kenntniß seiner wirklichen Höhe hindert den Zeichner, die perspectivische Verkleinerung in ihrem ganzen Betrag eintreten zu lassen — von den zum Theil Entsetzen erregenden Größen, welche der Mond auf Bildern anzunehmen pflegt, ganz zu schweigen.

So schwierig es ist, von all diesen Fehlern sich frei zu halten, und alle Schlüsse zu vergessen, um nur an das wirklich gesehene Bild sich zu halten, so sicher und fein entwickelt ist doch unter gewohnten Verhältnissen unser Unterscheidungsvermögen für die Zunahme, welche mit wachsender Annäherung die Bilder zeigen müssen; es ist fast als ob wir unserer Schätzung der Entfernung wirklich das mathematische Gesetz zu Grunde legten [2]), nach welchem mit der Annäherung an uns die Winkel wachsen, welche die scheinbare Größe eines Objects ausdrücken. Dieses Wachsthum ist ja bei gleicher Geschwindigkeit der Annäherung ein viel langsameres in größerer Entfernung als in kleinerer; wer aus einer Entfernung

von hundert Fuß auf uns zukommt, muß fünfzig Fuß zurücklegen, bis er uns doppelt so groß erscheint, von jetzt an aber nur etwa fünfundzwanzig, um seine scheinbare Größe noch einmal zu verdoppeln; eine Locomotive, deren Vorüberfahren wir am Wegübergang erwarten, schwillt erst auf der letzten Strecke in wenig Augenblicken zu ihrer vollen Größe auf. Betrachten wir die Fensterreihe der schräg zu uns stehenden Front eines Hauses aus der Nähe, so hat das erste Fenster vielleicht die doppelte scheinbare Höhe des letzten; entfernen wir uns unter demselben Winkel, so wird die Differenz des ersten und letzten immer kleiner, je weiter wir zurücktreten. Damit haben wir auch ohne andere Anhaltspunkte, wenn wir nur die Gleichheit der Fenster und ihre Entfernung voneinander voraussetzen können, ein Mittel die Entfernung des Ganzen zu schätzen; und umgekehrt, wenn uns die Entfernung eines Punktes in einer solchen Reihe bekannt ist, bestimmen wir danach die Entfernung der übrigen Glieder der Reihe von einander.

Aus dieser Sicherheit, mit der wir nach Regeln, die uns nicht zum Bewußtsein kommen, die Unterschiede in der Zunahme der Bildgrößen je nach der Entfernung derselben zu beurtheilen wissen, erklärt sich der befremdende Eindruck, den uns zuweilen ein Fernglas hervorbringt. Sehen wir etwa von einer Parterreloge mit bloßen Augen über die Köpfe weg bis zum Orchester, so ist Alles in Ordnung; die Abnahme der Kopfgrößen von Sitzreihe zu Sitzreihe entspricht ihren wirklichen Entfernungen, sie ist in der Nähe rasch, weiter nach vorn langsamer; jeder scheinbaren Kopf-

größe entspricht zugleich der Betrag, um den die Größe der folgenden Reihe abnimmt. Nehmen wir nun aber das Opernglas vor's Auge, um die vorderen Reihen zu mustern, so bietet sich ein sonderbarer Anblick; die Köpfe sind von vorn nach hinten aufeinandergerückt, die Abstände der Reihen so vermindert, daß wir nicht begreifen, wie die Leute sitzen können; es scheint als wären sie ineinandergeschoben und hätten ihre körperliche Undurchdringlichkeit aufgegeben. Denn so große Köpfe, wie sie uns das Glas zeigt, könnten nur in geringer Entfernung von uns sein; dann aber müßte die nächste Reihe eine viel stärkere Verkleinerung zeigen, als sie das Glas uns darstellt; und so deuten wir unwillkürlich die Verhältnisse der Bilder, die wir sehen, auf einen weit geringeren Unterschied in ihrer Entfernung von uns, und sie erscheinen von hinten nach vorn zusammengeschoben. Derselbe Erfolg tritt ein, wenn wir an der Front eines in mäßiger Entfernung stehenden Hauses durch ein Fernrohr hinabsehen; die Zeichnung wird vollkommen falsch, die Länge der Front schrumpft um so stärker zusammen, je stärker die Vergrößerung, aus den breiten Fenstern werden enge Spalten, aus den Gesimsen davor schmale Steine, die aus der verkürzten Fläche vorspringen. Wiederum hat das Fernrohr die scheinbare Größe des Bildes gesteigert, aber die Verhältnisse seiner Theile nicht zugleich geändert; wir wissen aber, daß wenn wir das Haus so groß sehen würden, als es das Fernrohr zeigt, dann die scheinbaren Höhen der Fenster weit rascher abnehmen müßten, wenn sie in der gewohnten Breite und dem gewohnten Abstand

von einander stehen; die perspectivische Verkürzung der entfernteren Linien entspricht nicht mehr der scheinbaren Größe des Bildes.

Bei dem Sehen mit unbewaffnetem Auge, in gewohnter Umgebung, haben wir nun stets Anhaltspunkte genug, um aus der scheinbaren Größe von Gegenständen, deren Dimensionen uns annähernd bekannt sind, wie die der Menschen, Bäume, Wohnhäuser u. s. f., die Entfernung, und wiederum aus der so erschlossenen Entfernung die wahre Größe der übrigen Gegenstände mit ziemlicher Sicherheit zu schätzen. Wo uns aber diese Hilfsmittel verlassen, oder wenigstens unzureichend sind; wo wir in fremder, von unserer Heimath verschiedener Umgebung uns befinden, und nun, auf das Auge allein angewiesen, unsere Vorstellung von den Größen und Entfernungen uns bilden sollen, da stehen wir vor der Aufgabe, aus der Einen gegebenen scheinbaren Größe zwei Unbekannte zu bestimmen, und wir sind unsicher, wieviel von der scheinbaren Größe wir auf Rechnung der Entfernung, wieviel wir auf Rechnung der wahren Größe schreiben sollen. Wer zum erstenmal in den Hochalpen wandert, wird fast unfehlbar in die Täuschung gerathen, die Entfernungen zu klein, die Wege zu kurz, die Zeit, die zu Ersteigung einer Höhe nöthig ist, zu nieder zu schätzen; die Maßstäbe, die er aus der Ebene oder dem Hügellande mitbringt, und die anzuwenden ihn eine lange Gewohnheit unwillkürlich zwingt, verbieten ihm, einen Berg, der ihm unter so großem Winkel erscheint, anderswohin als in die größte Nähe zu verlegen, welche

ihm die übrigen Anhaltspunkte gestatten; wollte er ihn in größere Entfernung versetzen, so müßte er ihm Dimensionen beilegen, welche weit über sein bisher gewohntes Maß hinausgehen. Erst durch dasselbe Mittel, durch das er ursprünglich schon als Kind größere Entfernungen kennen und würdigen gelernt hat, durch die Arbeit seiner Muskeln und seiner Lungen und die Erfahrung der Zeit, während der er sie aufwenden muß, überwindet er die früheren Gewohnheiten und gewinnt den neuen Maßstab den er anlegen soll; mit der Kenntniß der wirklichen Entfernungen, die er so erwirbt, wachsen ihm erst die Berge, die er sieht, in's Riesenhafte, weil er lernt, sie in die richtigen Entfernungen zu verlegen. Aehnlich geht es dem Binnenländer, der ans Meer kommt; auf der weiten Fläche findet er wenige Gegenstände, die ihm überhaupt eine Schätzung gestatten, und die wenigen, die er findet, sind ihm ihrer Größe nach nicht vertraut; er hat sich nicht einprägen können, welches Bild ein Schiff in der Entfernung einer Seemeile darbietet, und jedenfalls verläßt ihn jenes Hilfsmittel, das in den Reihen von Gegenständen liegt, deren langsamere oder schnellere Abnahme ihn die größere oder kleinere Entfernung zu beurtheilen anleitet.

Den Himmelskörpern gegenüber aber fehlt uns alle und jede Anknüpfung, um ihre Entfernung und damit ihre wahre Größe, sowie jede Anknüpfung um ihre wirkliche Gestalt zu erschließen. In letzterer Hinsicht bieten Sonne und Vollmond sich dem Auge zunächst als Scheiben dar, die Phase des Mondes zwischen Neumond und den Vierteln erscheint

als Sichel; da unsere Wahrnehmungen uns keinen Anlaß geben, die dritte Dimension zu erschließen, so bleiben wir bei dem flächenhaften Bilde, geradeso wie ein entferntes Gebirge uns als eine bloße Wand erscheint.

Die Entfernung aber zu schätzen gibt uns der leere Weltraum keine Mittel an die Hand; und das Wenige, was wir von der irdischen Umgebung verwenden können, ist nur geeignet uns irre zu leiten. Denn hier sind wir wohl in horizontaler Richtung gewöhnt größere Entfernungen anzunehmen; theils kennen wir aus Erfahrung die wirkliche Entfernung der Gegenstände, die unsern Horizont begrenzen, theils gibt uns die allmähliche perspectivische Verkleinerung derselben ein Maß für ihren Abstand; wir sind gewöhnt, daß selbst größere Objecte, wenn sie sich dem Horizonte zu bewegen, verschwinden. Aber in der Richtung nach oben haben wir keine Gelegenheit eine größere Entfernung zu bestimmen; der Hahn auf dem Kirchthurm oder ein Raubvogel der über unserem Haupte kreist, sind die einzigen Gegenstände, an denen wir ein Maß für verticale Entfernungen haben; und auch von den Vögeln die über uns fliegen, wissen wir, daß sie, wenn sie sich dem Horizonte nähern, rasch sich verkleinern und verschwinden. Und nun übertragen wir diese Gewohnheiten auf Sonne, Mond und Sterne; die untergehende Sonne, den aufgehenden Mond müssen wir wohl in die Entfernung der Berge oder Wälder verlegen, hinter denen sie emporsteigen oder versinken; aber wenn sie im Meridian stehen, nöthigt uns nichts sie in größere Entfernung zu verlegen als etwa den

Raubvogel oder die Wolken die über uns wegziehen. Und so wundern wir uns, wie groß noch das scheinbare Bild in der Entfernung des Horizonts erscheint, die uns als die größte gilt, wir wundern uns, daß vom Meridian nach dem Horizont keine Abnahme der scheinbaren Größe stattfindet, und deuten das darauf, daß die wahren Dimensionen, die immer unsere Vorstellung beherrschen, am Horizonte größer sind als im Meridian; ohne uns deutlich zu machen, daß wir sie jetzt nur in größere Entfernung verlegen, glauben wir sie größer zu sehen, obgleich ja der Gesichtswinkel, unter dem sie erscheinen, derselbe bleibt, ja ihr verticaler Durchmesser am Horizont durch die Refraction sogar verkleinert wird. Dasselbe findet bei den Sternbildern statt; wenn im Winter die glänzenden Sterne des Orion eben über den Horizont sich erhoben haben, so scheint uns das ganze Sternbild einen viel größeren Raum einzunehmen, als einige Stunden später, wenn es höher am Himmel steht. Denn ihre Bahnen betrachten wir nicht als Bögen von Kreisen, deren Mittelpunkte wir nahe stehen, sondern als viel flachere Bögen; das ganze Himmelsgewölbe sehen wir nicht als eine Halbkugel, sondern etwa wie ein Uhrglas, das nur gegen die Ränder stärker sich wölbt. Kein Beispiel zeigt so deutlich wie diese ganz allgemeine Täuschung, deren unmittelbarem Eindruck auch derjenige sich nicht entziehen kann, der ihre Gründe kennt, wie vollständig die Vorstellungen, die wir uns über die Größe der Objecte bilden, von erworbenen Gewohnheiten beherrscht sind, und wie sich fortwährend die erschlossene

Vorstellung von der wahren Größe der Dinge mit dem unmittelbar wahrgenommenen Gesichtsbilde vermischt.

Davon können wir uns noch weiter überzeugen, wenn wir etwa die untergehende Sonne betrachtet haben, und nun, von ihrem Glanze ermüdet, die Augen schließen; die winzigen runden Fleckchen, die wir jetzt im Dunkel des Sehfelds wahrnehmen, und die der Bewegung unseres Auges folgen, sind ja die Nachbilder der Sonnenscheibe, und nehmen in unserem Sehfelde immer noch denselben Raum ein; aber jetzt scheinen sie in unmittelbarer Nähe vor uns sich zu bewegen, und darum nur glauben wir, sie seien unvergleichbar kleiner als die Sonnenscheibe, die wir eben gesehen.

Hängt also alle Vorstellung der Größe der gesehenen Objecte von der Entfernung ab, in welche wir sie verlegen, ist, was wir die wahre Größe nennen, am Ende doch nur die scheinbare Größe in einer bekannten und gewohnten Entfernung, oder die scheinbare Größe verglichen mit der scheinbaren Größe eines bekannten Maßstabes in gleicher Entfernung, so ist die Gesammtvorstellung über die Dimensionen unseres Weltbildes zuletzt durch den Maßstab bestimmt, mit dem wir diese Entfernung messen; wollten wir aber diese Entfernung, z. B. die Entfernung des deutlichen Sehens, in der wir kleine Objecte betrachten, uns klar machen, indem wir sagen, sie betrage zwölf Zoll, so hätten wir immer wieder die Vorstellung der gesehenen Größe des Maßstabes, die von seiner Entfernung abhängt. Wir werden also dadurch auf ein Element geführt, das sich

nicht durch die immer relativen Bestimmungen ausdrücken läßt, welche in unserer Größenschätzung durch das Auge vorkommen; welche Dimensionen wir überhaupt in der gesehenen Welt voraussetzen, hängt zuletzt immer von der Vorstellung einer Entfernung ab, die wir nicht direct sehen können, weil sie in der Richtung unserer Blicklinie selbst liegt. Wie groß wir überhaupt den Raum um uns vorstellen, wird durch das Maß des Radius bestimmt, den wir für die Kugelflächen annehmen, in denen die Bilder der Gegenstände für uns liegen. Unser Sehen und alle davon abhängigen Größenverhältnisse würden absolut dieselben bleiben, wenn wir die Einheit, mit der wir sie vergleichen, etwa die Weite des deutlichsten Sehens, verdoppelt oder halbiert denken könnten; an den Bildern würde schlechterdings nichts geändert, wir würden nur im Ganzen im ersten Falle einen größeren, im zweiten einen kleineren Raum vorstellen als jetzt.

Wir können auch die Möglichkeit nicht abweisen, daß individuelle Differenzen hier vorhanden sind. Wir wissen, daß, wenn wir plötzlich in die Anschauung eines Rothblinden versetzt würden, die Welt um uns her ganz andere Farben und Farbenunterschiede zeigen würde als jetzt; wir können ebenso denken, daß, wenn wir mit Einem Schlage in die räumliche Vorstellung eines Andern gerückt würden, die ganze Welt sich plötzlich im Raume ausdehnte oder zusammenzöge; das Weltbild, das wir jetzt hätten, wäre dem früheren ähnlich, aber nicht congruent. Ja wir sind nicht sicher, ob nicht in uns selbst im Laufe der Zeit solche

Wandlungen vorgehen; es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sich uns im Laufe der Jahre die Welt verengt, denn unsere Hände wachsen, und umspannen jetzt, was sie früher nicht zu umspannen vermochten; unsere Schritte werden größer, wir legen denselben Weg mit wenigeren Schritten und in kürzerer Zeit zurück, und gewinnen dadurch den Eindruck kleinerer Entfernung; die Weite des deutlichen Sehens nimmt zugleich mit zunehmendem Alter zu, und auch hieraus kann eine uns unbewußte Vergrößerung der Einheit, die wir anlegen, und damit eine Verringerung der Objecte, welche wir damit messen, für unsere Vorstellung erfolgen. Dieselbe Entfernung bedeutet uns jetzt weniger als früher, und schneller wird, wie unsere Bewegung es in der That thut, auch unser Blick das Entfernte zu treffen scheinen.

Nun könnte allerdings gegen die Ansicht, daß das Maß, von welchem die Vorstellung der wirklichen Größe der gesehenen Objecte abhängt, ein subjectives und individuell verschiedenes sei, ein Einwand erhoben werden. Wir sind ja für die Beurtheilung der Größen und Entfernungen gar nicht allein an den Gesichtssinn gewiesen. Die erste Kenntniß der verschiedenen Entfernungen des Gesehenen kommt uns thatsächlich durch den Tastsinn und die Empfindungen, welche unsere Bewegungen begleiten; das Greifen gibt dem Kinde zuerst die sichere Kenntniß von der Entfernung der gesehenen Gegenstände, ja von der Bedeutung der Gesichtsbilder überhaupt. Allein es läßt sich sofort auch zeigen, daß die Vorstellungen, die wir so über die Größe

unseres Leibes und seiner einzelnen Glieder, sowie über die Größe der von unseren Gliedern ausgeführten Bewegungen gewinnen, mit demselben subjectiven Factor behaftet sind; wir vermögen nicht zu erklären, wie wir gerade zur Vorstellung dieser bestimmten Größe kommen, die uns gar nicht als eine blos relative, sondern als eine absolute erscheint, und dem Raume, den wir selbst einnehmen, eine ganz bestimmte und feste Ausdehnung und Begrenzung gibt.

Die Frage wird um so verwickelter, als Anzeichen genug vorhanden sind, daß jeder der beiden Sinne, die uns räumliche Vorstellungen geben, das Auge einerseits, der Tastsinn mit den Bewegungsempfindungen andrerseits, sein eigenes Größenmaß hat, wenn er isoliert genommen wird. Nachdem zuerst Weber durch seine oft wiederholten Versuche nachgewiesen hatte, daß zwei Zirkelspitzen, wenn nur ihre Distanz klein genug ist, bei gleichzeitiger Berührung nicht zwei gesonderte Empfindungen geben, ihr Abstand also für unsere Vorstellung durch den Tastsinn verschwindet, während er für das Auge noch leicht wahrnehmbar ist; nachdem ferner gezeigt war, daß das Minimum der Distanz, bei welcher noch zwei gesonderte Empfindungen zum Bewußtsein kommen, für verschiedene Theile der Haut ein sehr verschiedenes ist, für die Zungenspitze nur eine halbe Linie, für den Rücken zwei Zoll beträgt, ergab sich auch die weitere Beobachtung, daß wir denselben Gegenstand, wenn er auf dem Rücken aufgelegt wird, für kleiner halten, als wenn er das Gesicht oder die Hand berührt. So ergibt sich innerhalb des Tastsinns selbst verschiedene Größen-

schätzung; die Zähne zum Beispiel geben bei der Berührung durch die Zunge entschieden die Vorstellung größerer Dimensionen, als bei der Berührung mit dem Finger. Und eine ähnliche Differenz, wie sie zwischen der Größenschätzung durch die weniger empfindlichen Hautstellen und der Größenschätzung durch die empfindlicheren besteht, scheint auch zwischen dem Tastsinn überhaupt und dem Auge, und damit zwischen den Größenvorstellungen der Blinden und denen der Sehenden obzuwalten. Zwei der operierten Blindgeborenen, über welche genaue Berichte vorliegen, sagen übereinstimmend aus, daß sie sich über die Größe der gesehenen Objecte verwunderten, nachdem sie sie als solche erkannt, die ihnen durchs Tasten geläufig waren, obgleich sie glaubten sie seien sehr nahe und die perspectivische Verkleinerung nicht in Anschlag bringen konnten.

Diese Differenzen der Maßstäbe verschwinden nun allerdings in der Regel, da wir die meisten Objecte durch Auge und Hand zugleich prüfen können, und die Vorstellung ihrer Größe in Uebereinstimmung bringen; aber die Beobachtungen, welche uns doch das ursprüngliche Vorhandensein eines verschiedenen Maßstabs annehmen lassen, führen auf die bestimmte Quelle hin, aus der diese Verschiedenheit stammt, und geben dadurch einen Fingerzeig, wo der Grund gesucht werden muß, aus dem wir den Dingen gerade diese Größe beilegen, welche uns etwas durchaus festes und von unserer Vorstellung unabhängiges zu sein scheint.

An und für sich ist ja nichts weder groß noch klein;

die logische Verfolgung unseres Raumbegriffs zeigt unwiderleglich, daß jedes Maß, das wir als Einheit zu Grunde legen, willkürlich ist, weil die Möglichkeit der Theilung einer Raumgröße ebenso ins Unendliche geht, wie die Möglichkeit ihrer Multiplication, durch die wir immer größere und größere Ausdehnungen erhalten. Ein Millimeter ist noch groß, wenn wir ihn mit seinem milliontel Theil vergleichen, und gegen eine Billion Meilen ist eine Million eine kleine Strecke. Und das sind ja nicht bloß logische Speculationen innerhalb des Gebietes bloßer Begriffe; das Microscop wie das Telescop, und die Schlüsse, welche sich an ihre Ergebnisse knüpfen, führen uns nothwendig dazu, solche Werthe als Distanzen wirklicher Objecte anzunehmen, die Abstände der Atome in milliontels Millimetern, die Entfernung der Fixsterne in hunderttausenden von Sonnenweiten anzugeben. Wenn wir unsere Phantasie anstrengen, können wir uns ein Wesen denken, für das ein Wassertropfen eine Weltkugel wäre, ein anderes, dem unser Milchstraßensystem nur den Eindruck eines Wölkchens von glitzernden Stäubchen machte [3]).

Aber für unsere gewöhnliche Vorstellung, die darauf ausgeht, uns die Größen irgendwie anschaulich zu machen und in den Bereich des sinnlich Vorstellbaren zu ziehen, existiert nicht diese nach beiden Seiten endlose Reihe von Größen, die beliebige Vielfache oder beliebige Theile eines gegebenen Maßstabes wären; wer nicht gelernt hat, seine durch alltägliche Erfahrung erworbene Auffassung durch den logischen Zwang der Beweise zu überwinden, wird

doch, wenn ihm all das demonstriert und vorgerechnet wird, die Empfindung haben: die Zahlen hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube; und er wird sich schließlich nicht anders helfen können, um sich die Länge der Lichtwellen oder die Abstände der Atome zur deutlichen Vorstellung zu bringen, als indem er überlegt, wie lang er sich einen Millimeter vorstellen müßte, um all das, was diese Strecke in sich bergen soll, noch wirklich unterscheiden zu können; wollen wir uns aber im Großen die Verhältnisse auch nur unseres Sonnensystems anschaulich machen, so fragen wir, wie klein wir uns die Erde vorstellen müßten, um noch übersichtliche und bekannte Dimensionen zu gewinnen, und berechnen etwa, daß wenn wir sie als eine Erbse denken, in dem Abstand von 36 Metern die Sonne als eine Kugel von einem Fuß Durchmesser, in dem Abstand etwa eines Kilometers Neptun in der Größe einer Kirsche zu suchen wäre. Denn innerhalb jener nach beiden Seiten endlosen Reihe einander untergeordneter Größen ist es nur eine verhältnißweise kurze Strecke, die uns anschauliche Vorstellungen gewähren kann. Woran wir keine Theile mehr sinnlich zu unterscheiden im Stande sind, das kann uns auch nicht mehr als eine ausgedehnte Größe anschaulich erscheinen, es ist verschwindend klein; und was wir nicht mehr in seinen Theilen wirklich mit unserer Vorstellung so zu durchlaufen vermögen, daß die gesammte Reihe noch in unserer Erinnerung haften kann, dessen Größe übersteigt unsere Vorstellung. Wir bringen es fertig, die Länge eines Wegs uns zu vergegenwärtigen, den wir durchmessen haben, wenn

wir Station an Station im Gedächtnisse aneinanderzureihen im Stande sind; aber wir erliegen vor der Aufgabe, Millionen von Meilen uns wirklich aneinandergereiht vorzustellen; und der bekannten Kanonenkugel in ihrem fünfundzwanzig Jahre dauernden Fluge nach der Sonne in Gedanken zu folgen, ist eine Zumuthung, der Niemand in Wirklichkeit gewachsen sein wird.

So ist nach oben hin unseren anschaulichen Größenvorstellungen durch die Unmöglichkeit, längere Reihen zusammenfassend zu übersehen, eine Schranke gezogen; nach der Richtung des Kleinen hin aber ist die Grenze durch die Unterscheidungsfähigkeit bestimmt, die unsere Sinne uns gestatten. Die Construction des Auges, die Brennweite der Linse, die Dimensionen der Stäbchen und Zapfen der Netzhaut, die damit zusammenhängende Weite des deutlichen Sehens bringen es mit sich, daß wir zwei Linien, deren scheinbarer Abstand weniger als eine Bogenminute beträgt, nicht mehr zu unterscheiden vermögen, daß also in der Weite des deutlichen Sehens unter den günstigsten Bedingungen auf einen Millimeter höchstens etwa 10 unterscheidbare Eindrücke kommen, und daß, wo nicht angestrengte Aufmerksamkeit eines geübten Auges vorauszusetzen ist, die Zahl der Theile, die wir wirklich unterscheiden, noch erheblich kleiner ist; dazu kommt, daß die Schärfe des Sehens vom Blickpunkte nach den seitlichen Theilen des Sehfeldes hin ziemlich rasch abnimmt. Die mittlere Größe der Lettern, die im Drucke angewendet werden, gibt uns ungefähr einen Maßstab für die Größe der Objecte, die wir leicht

und bequem zu unterscheiden vermögen, und nach diesem Maßstabe richtet sich unsere geläufige und alltägliche Größenvorstellung. Wir nennen dasjenige schlechtweg und nicht bloß relativ klein, woran wir ohne besondere Anstrengung keine Theile mehr zu unterscheiden vermögen; wir nennen den Eindruck einer Zirkelspitze auf dem Papier einen Punkt, wir nennen die kleineren Sterne Lichtpunkte, und haben damit selbst nach Euklids Definition [4]) von der sinnlichen Auffassung aus Recht; denn diese Objecte haben in der That keine Theile für unser Auge, so wenig als einer Linie, die unserem Blicke wegen ihrer Feinheit eben zu entschwinden droht, noch eine Breite zugeschrieben werden kann. Genauer betrachtet freilich ist auch dieser Punkt und diese Linie noch eine Fläche; Punkte und Linien im strengen Sinne können für unser Auge nicht in dem Sinne sichtbar sein, daß sie sich durch eine Farbe von dem Hintergrund unterscheiden, denn was gefärbt ist, muß eine Fläche sein; Linien und Punkte im strengen Sinne können nur als Grenzen und Ecken einer Fläche dem Auge sich darbieten. Ein im strengen Sinne einheitliches und festes Maß für unsere Größenvorstellung läßt sich also auch aus dieser Grenze der Unterscheidungsfähigkeit nicht deducieren; das kleinste Flächenelement, das wir sehen, hat immer noch eine Ausdehnung, sonst könnten wir aus der Aneinanderreihung dieser Elemente keine Fläche zusammensetzen; es bleibt damit in dem thatsächlichen Eindruck, den uns die Größe der Dinge macht, ein mathematisch nicht construierbarer Rest. Aber das wenigstens läßt sich vollkommen

deutlich einsehen, daß unter denselben Voraussetzungen einem Auge, das im Stande wäre zehnmal kleinere Distanzen zu unterscheiden, die gegebenen Strecken den Eindruck der zehnfachen Länge machen, einem Auge, dem in der Weite des deutlichen Sehens ein Millimeter schon verschwände, jede Länge zehnmal kleiner erscheinen müßte. Ebenso ist klar, daß der Eindruck einer bestimmten Größe durch die Zahl der unterscheidbaren Theile bestimmt wird, und daß so dieses logische Element der Zahl dabei eine Rolle spielt, das mit der unmittelbaren sinnlichen Auffassung noch nicht von selbst gegeben ist, sondern bewußtes Unterscheiden und Zusammenfassen der Unterschiede voraussetzt; sind wir doch immer geneigt, eine in sichtbare Abschnitte getheilte Strecke größer zu schätzen als eine ununterbrochen gleich gefärbte, ein Schachbrett größer als ein einfärbiges Quadrat von gleicher Seite.

So verhindert also zuletzt die beschränkte Zahl wirklich unterscheidbarer Theile, die uns eine der Entfernung des deutlichen Sehens gleiche Strecke darbietet, daß diese Strecke uns den Eindruck einer namhaften Größe macht; und damit stimmt zusammen, daß wir auch in der Bewegung eine solche Strecke nur durch eine kleine Anzahl unterscheidbarer Fortrückungen durchlaufen. Damit aber ist das Maß bestimmt, das wir zunächst für die Entfernungen der Dinge von uns, und weiterhin für ihre Dimensionen überhaupt anlegen. Die Erkenntniß aber, daß auch, was für uns verschwindend klein ist, noch eine Menge von Unterschieden birgt, die wir künstlich sichtbar machen

können, überzeugt uns, daß uns unsere gewohnte Anschauung nur ein Miniaturbild der Welt liefert, ähnlich der Zeichnung eines entfernten Gebirges, an dem wir nur die großen Umrisse, aber nicht jeden Busch und jeden Grashalm, der an seinem Abhange wächst, zu unterscheiden vermögen; und daß es sehr voreilig wäre zu glauben, daß etwa bald jenseits der Grenzen unserer Microscope nun die wirkliche Theilung und Unterschiedenheit der Dinge aufhöre und das Einfache beginne.

Dasselbe Element der Zahl spielt aber auch nach der anderen Richtung hin eine Rolle, wo es sich um den Eindruck handelt, den große räumliche Distanzen auf uns machen. Schon für irdische Entfernungen verläßt uns ja bald das räumliche Maß, das sich auf die Vorstellung aneinander gereihter Strecken von unmittelbar anschaulicher Länge gründet. Die Entfernung eines Ortes, den wir auf oft begangenem Weg in einem Tagmarsche erreichen können, ist uns unmittelbar deutlich, wenn wir in Gedanken die einzelnen Abschnitte des Weges durchlaufen; aber selten nehmen wir diese ausführliche Vorstellung zu Hülfe, die uns doch nicht gestatten würde, durch das Augenmaß sozusagen eine einigermaßen sichere Vergleichung darüber anzustellen, welcher von zwei nach verschiedenen Richtungen führenden Wegen länger sei; vielmehr nehmen wir schon für mäßige Distanzen die Zeit zu Hülfe, welche nöthig ist sie zurückzulegen, und rechnen nach Wegestunden oder Tagereisen, die wir einfach zählen, ohne uns bei der Vorstellung der Distanz jetzt genau an alles das zu erinnern, was sich zwi-

schen dem einen und dem andern Endpunkte ausdehnt. Die Zurückführung der Raumgrößen auf die Zahl von Zeitabschnitten, in denen sie, sei es von einem Fußgänger sei es von einem Lichtstrahl durchmessen werden, verschafft uns einen verständlicheren und übersichtlicheren Ausdruck, als die directe Angabe der Meilenzahl.

Das führt uns auf den zweiten Gegenstand unserer Betrachtung, auf unsere Vorstellung der Zeitgrößen. Wiederum vertiefen wir uns nicht in das räthselhafte Wesen der Zeit überhaupt; wir nehmen die uns allen geläufige, mit unserem eigenen Bewußtsein untrennbar verwachsene Gewißheit, daß wir selbst in der Zeit existieren und, was wir erleben, in einer Zeitfolge erleben, und die damit verbundene Ueberzeugung, daß alles um uns her in derselben Zeit dauert und sich verändert, als eine gegebene Thatsache an, die wir hier nicht zu erklären haben. Was uns beschäftigt, sind nur die Vorstellungen bestimmter Zeitgrößen, die sich mit der Vorstellung der Zeit überhaupt nothwendig einfinden, und die Gründe, von denen der bestimmte Eindruck abhängt, den uns die Größe verschiedener Zeitstrecken macht. Denn für die rein mathematische Auffassung gilt ja von der Zeit dasselbe wie vom Raume; wir vermögen von einer absoluten Größe nirgends zu reden. Einerseits überzeugen wir uns leicht von der ins Endlose gehenden Theilbarkeit jeder Zeitstrecke, welche wir annehmen mögen, und die Physik muthet uns zu, nicht bloß bei dem Worte, das wir sprechen, bei dem Tone, den wir hören, hunderte und tausende von Schallwellen in einer Secunde

die Luft durchzitternd zu denken, sondern zu glauben, daß hunderte von billionenmal in demselben Zeitraum ein Aethertheilchen seinen Weg hin und her zurücklegt; und die Zeit, die eine einzige dieser Lichtschwingungen braucht, läßt sich wieder theilen, so weit wir wollen. Andrerseits ist die Zeit so schrankenlos wie der Raum, und kein logischer Widerspruch hindert uns, Zeiträume von Millionen und Milliarden von Jahren zu fordern, in denen die langsamen Veränderungen der Welt sich vollzogen haben, und diesen Zahlen, gegen welche die Geschichte des Menschengeschlechts verschwindet, noch freigebig weitere Nullen nach Bedürfniß anzuhängen. Aber auch hier gilt, daß unsere anschauliche Vorstellung diesen Zahlen weder ins Kleine noch ins Große zu folgen vermag, vielmehr in gewisse Grenzen eingeschlossen ist; und von diesen Grenzen hängt es ab, daß uns doch eine Secunde oder ein Tag eine feste Größe zu haben scheint, die wir nicht willkürlich mit jedem beliebigen Maße zu messen vermögen; es will uns so wenig gelingen, eine Secunde wirklich uns lang, als ein Jahrzehend uns kurz vorzustellen.

Wenn wir uns freilich die Vorstellungen von Zeitgrößen, die wir im gewöhnlichen Leben haben, zu verdeutlichen streben, so gerathen wir auf viel schwankenderen Boden als bei den Raumgrößen. Alle Vorstellung einer verfließenden oder verflossenen Zeit ist für uns ja nur durch die den gegenwärtigen Moment mit den früheren Momenten zusammenfassende Erinnerung vorhanden; wir können niemals unmittelbar zwei Zeitstrecken so gegeneinander halten,

wie wir zwei Raumstrecken messend nebeneinanderlegen; die Aufgabe ist immer, die zuletzt in unserer Erinnerung aufbehaltene Zeit mit der Zeit, die uns eine von früher her noch übrige Erinnerung vergegenwärtigt, zu vergleichen. Unsere Erinnerung aber ist an sich um so weniger zuverlässig, je weiter sie sich zurückerstrecken soll; so wunderbar es ist, welchen Reichthum von früheren Eindrücken wir im Stande sind in jeden kommenden Augenblick mit hinüberzuretten, so geht doch bei diesem ununterbrochenen Transport nicht bloß Vieles verloren, sondern auch das Mitgenommene ist mancherlei Formveränderungen und Beschädigungen ausgesetzt. Die Thatsache, daß mit der Zeit die Erinnerungen verblassen und unsicher werden, ist uns ja so geläufig, daß, wenn uns ausnahmsweise ein früheres Ereigniß lebendig in allen Einzelnheiten gegenwärtig wird, wir das nicht besser bezeichnen können als indem wir sagen, es stehe vor uns als hätten wir es gestern erlebt. Wir messen also an der Abnahme der Deutlichkeit und Vollständigkeit unserer Erinnerungsbilder die Zeit in die wir sie zurückverlegen müssen. Und wäre auch unsere Erinnerung für entfernter Vergangenes weit zuverlässiger als sie in der That sich ausweist, so ist schon der unmittelbare Eindruck, den wir von der Zeitdauer des eben erlebten, der jeweiligen Gegenwart unmittelbar vorangehenden Abschnitts gewinnen, von wechselnden Bedingungen abhängig. Denn daß eine Zeit vergeht, kommt uns ja nie ohne irgend einen Inhalt zum Bewußtsein, der in dieser Zeit von uns wahrgenommen wird, seien es äußere

Anschauungen, sei es nur das innere Spiel unserer wechselnden Gedanken und Erinnerungsbilder oder Phantasiegestalten, sei es das Bewußtsein der Hervorbringung aufeinander folgender Bewegungen. Auch wo unsere Umgebung uns schlechterdings nichts bietet, was uns beschäftigen könnte, wie in der Stille der Nacht, da haben wir doch, so lange wir wachen, die Erfüllung der Zeit durch die Bilder, die vor uns vorüberziehen, oder durch die ungesprochenen Worte, in welche sich unsere Ueberlegungen, unsere Befürchtungen oder Hoffnungen kleiden. Hört aber dieses Spiel auf, so schwindet mit dem Einschlafen auch das Bewußtsein einer verfließenden Zeit.

Es hängt mit dieser Abhängigkeit der wirklichen Zeitvorstellung von dem jeweiligen Inhalt unseres Bewußtseins zusammen, daß unsere subjective und durch keine weiteren Hülfsmittel unterstützte Zeitschätzung eine sehr unsichere ist. Auch wo wir ausdrücklich auf die Zeit achten, welche irgend ein Vorgang in Anspruch nimmt, oder welche zwischen zwei Ereignissen verfließt, wird die Entscheidung, ob die Zeit zwischen A und B größer oder kleiner gewesen sei als die zwischen C und D, unsicher und häufig unrichtig, wenn ihre Verschiedenheit gering ist; ganz kleine Intervalle werden in der Regel zu groß geschätzt, wenn wir sie aus der Erinnerung mit einem später wahrgenommenen Intervall vergleichen, größere zu klein; nur für eine bestimmte Größe der Intervalle ist unser Zeitmaß ein hinlänglich sicheres [5]). Die Zwischenzeiten zwischen den Schlägen eines Pendels, die Dauer der Töne in einem Musikstück vermögen wir mit

ziemlich weitgehender Sicherheit nach ihrer Größe zu beurtheilen; aber soweit hier unsere Unterscheidungsfähigkeit für Takttheile geht, die sich unmittelbar folgen, so rasch nimmt ihre Zuverlässigkeit für größere Zeitstrecken ab, und so stark wird sie afficiert, wenn wir die Gleichheit weiter auseinanderliegender Zeitstrecken beurtheilen sollen.

Wo aber die Aufmerksamkeit nicht ausdrücklich der Zeitdauer dessen, was uns beschäftigt, zugewendet ist, und wo, wie es meist geschieht, der Inhalt, der unserem Bewußtsein geboten wird, ungleichartig ist, da bringen wir es nur zu sehr rohen und unsicheren Schätzungen der Zeitgrößen. Wer will ohne weitere Hülfsmittel sagen, ob die Zeit, in der er drei Seiten eines Romans liest, länger oder kürzer ist als die Zeit, in der er die Champagnerarie aus Don Juan hört? Unsere Irrthümer in dem Eindruck, den wir von der Länge einer verfließenden Zeit erhalten, gehören ja zu den alltäglichsten Erfahrungen; und zwar besonders darum, weil unsere Zeitschätzung ganz wesentlich verschieden ausfällt, je nachdem wir überwiegend auf die Zeitunterschiede selbst achten, oder mit dem wechselnden Inhalte beschäftigt sind, der unser Bewußtsein erfüllt, und je nachdem dieser Inhalt unser Gemüth berührt. Der ungeduldigen Erwartung erscheinen Minuten eine lange Zeit zu sein, weil sie, ganz auf das Eintreten eines sich verzögernden Ereignisses gerichtet, mit lebhaftem Gefühl von Augenblick zu Augenblick die Enttäuschung empfindet, und so an der Größe ihres Verdrusses die Länge der Secunden mißt; die angestrengte Beschäftigung oder die an-

genehme Unterhaltung dagegen erfüllt jeden Augenblick mit einem Inhalt, der unser Interesse voll und wohlthätig in Anspruch nimmt; sie läßt uns keine Muße die Länge der vorangehenden Reihe zu übersehen und gibt uns ebensowenig Veranlassung ein Ende zu wünschen, und die Schritte zu zählen, die uns ihm entgegenbringen. So ergibt sich das in tausend Variationen wiederholte Paradoxon, daß uns die Zeit, die durch vielerlei Inhalt erfüllt ist und uns darum lang erscheinen müßte, in der That kurz und schnell verflogen ist, die Zeit aber, die uns Weniges und Einförmiges bietet, ins Endlose sich dehnen will; und erst für die spätere Erinnerung, der die Frische des augenblicklichen Gefühls entschwunden und nur der Inhalt des Erlebten übrig geblieben ist, wird der rasch dahingeschwundene Tag, an dem wir Vieles erfahren, sich zu verlängern, der Tag, der eintönig und ohne lebhaftere Erregung vorbeigegangen ist, sich zu verkürzen scheinen; in der Gegenwart werden unsere Maßstäbe von den Gefühlen gefälscht, mit denen wir uns der Gegenwart hingeben oder die Zukunft herankommen sehen.

Diese Unsicherheit unserer unmittelbaren Zeitschätzung bringt es mit sich, daß von frühester Zeit an in der äusseren Welt die festen Maßstäbe gesucht wurden, welche die flüssige Natur unseres eigenen Bewußtseins uns versagt, und daß mit dem steigenden Werthe genauer und für alle gleicher Zeitbestimmung eine Uhr eines der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse geworden ist. Willig verzichten wir darauf, nach dem Maße unserer langen Weile längere und kürzere Zeit zu unterscheiden; wir lassen uns unsere Zeit

vielmehr durch äußere Vorgänge bestimmen, deren gleichmäßige Wiederholung gleiche Abschnitte zu zählen erlaubt, und wir suchen nach gleichförmigen Bewegungen, die an den durchlaufenen Räumen die verflossenen Zeitabschnitte abzulesen gestatten. Hat doch die Natur selbst schon dafür gesorgt, uns äußere Marken des Zeitverlaufs zu geben, und uns an denselben zur gleichmäßigen Theilung der Zeit zu erziehen; der Wechsel von Tag und Nacht, dem der Wechsel von Wachen und Schlafen entspricht, gibt die ursprünglichste Zeittheilung, und seine eingreifende Bedeutung für unser ganzes Thun zwingt den Menschen auf den Lauf der Gestirne zu achten, und gibt ihm dadurch zuerst den Gedanken einer Zeitmessung durch die gleichförmigen Bewegungen der Himmelskörper. Und unter dieser äußeren Anleitung gewinnen wir allmählig nicht nur die Einsicht in die Schwankungen unserer subjectiven und augenblicklichen Zeitschätzung, sondern wir lernen auch diese Schwankungen selbst berichtigen, und erlangen eine gewisse Uebung in der richtigen Beurtheilung von Zeitlängen, so daß uns doch trotz dem wechselnden Inhalt ein Tag oder eine Stunde eine bestimmte und feste Größe wird, deren Festhalten uns durch das durchschnittliche Maß dessen erleichtert wird, was wir in gewohnter und gleichförmiger Thätigkeit innerhalb derselben vollbringen können; und so ist es erklärlich, wie wir einerseits unsere Zeit an den Räumen messen, und andererseits doch wieder, sobald es sich um größere und nicht mit Einem Blick übersehbare Räume handelt, die Zeit zu Hülfe nehmen, die zu ihrer Durchmessung erforderlich

ist. Denn da die Vorstellung der Länge der gewohnten Zeitabschnitte mit allem und jedem Inhalt unseres Bewußtseins verwachsen ist, bietet sie uns ein geläufiges und leicht anwendbares Mittel der Vergleichung.

Der Maßstab aber, von dem zuletzt unsere wirkliche Vorstellung der Zeitgrößen bestimmt wird, ist uns wieder durch die Grenzen unserer Unterscheidungsfähigkeit gegeben; eine Zeitstrecke, innerhalb der wir nicht mehr im Stande sind, eine Mehrheit von bewußten Acten wirklich zu unterscheiden, ist verschwindend klein, und entspricht der kleinsten sichtbaren Raumstrecke. Die Versuche zwar, ganz allgemein die Geschwindigkeit zu bestimmen, mit der unsere rein inneren Ereignisse, unsere unterscheidbaren Gedankenacte sich folgen, sind darum schwierig auszuführen, weil für die psychologische Analyse oft unsicher bleibt, was wir als einzelnen elementaren Act anzunehmen haben, so wichtige Beobachtungen auch schon in dieser Richtung gemacht worden sind [6]); aber an der Wahrnehmung äußerer Vorgänge wenigstens haben wir die Möglichkeit, die Schranke zu bestimmen, welche wir nicht zu überschreiten vermögen, und hier leistet uns das Ohr ähnliche Dienste, wie für den Raum das Auge. Denn unser Ohr, dessen Empfindungen keine räumliche Beschaffenheit zukommt, ist einzig auf die Auffassung der Zeitverhältnisse seiner Eindrücke gewiesen, und hiezu besonders dadurch geeignet, daß vermöge der schnellen Dämpfung der vorangehende Eindruck nicht in den folgenden überfließt. Dadurch ist es uns möglich, in einer Secunde noch etwa sechzig aufeinanderfolgende Wechsel

der Gehörempfindung gesondert wahrzunehmen, während für das Auge schon ziemlich früher die Eindrücke (bei 20—24 Reizen in der Secunde) zu verschwimmen anfangen. Die Menge der Eindrücke dagegen, die wir leicht und ohne besondere Anstrengung noch in deutlicher Sonderung aufzufassen, die wir insbesondere zu zählen vermögen, ist noch eine erheblich geringere; sie wird kaum mehr als acht bis zehn in der Secunde betragen.

Ein Zeitraum, der uns so wenig leicht unterscheidbaren Inhalt bietet, kann unmöglich den Eindruck eines großen Zeitraums machen; ein Zeitraum in welchem wir nichts mehr zu unterscheiden vermögen, ist für uns ein untheilbarer Augenblick, ein Zeitpunkt; und was sich so folgt, daß wir es eben noch als eine Vielheit unterschiedener Empfindungen zu erkennen vermögen, folgt sich mit der äußersten Schnelligkeit, die wir anschaulich vorzustellen im Stande sind; das Prestissimo eines Musikstücks bezeichnet etwa die äußerste Grenze der Geschwindigkeit, der unsere sinnliche Auffassung nachzukommen vermag. Daß wir an einer Grenze angelangt sind, verräth sich auch darin, daß der Versuch, in der Erinnerung so schnelle Folgen zu wiederholen, ausnahmslos zu einer Vergrößerung der kleinen Zeitintervalle und einer Verringerung der Geschwindigkeit der Eindrücke führt.

Dieses Maß unserer Unterscheidungsfähigkeit in Raum und Zeit ist nun von entscheidender Bedeutung für das gesammte Bild der Welt, das sich uns darbietet. Daß wir hier Ruhe und Beharren in demselben Zustand, dort Be-

wegung und Veränderung in langsamerem oder schnellerem Verlauf wirklich wahrnehmen, hängt durchweg von diesen subjectiven Bedingungen ab; würde plötzlich unser Unterscheidungsvermögen für kleine Raum- oder Zeitunterschiede verändert, so würde uns sofort, wie in geistreicher Weise Karl Ernst v. Baer einmal ausgeführt hat [7]), die uns umgebende Welt ein ganz anderes Bild gewähren.

Fragen wir, wie überhaupt unsere Erkenntniß von Bewegungen in der Außenwelt zu Stande kommt, so läßt sich leicht verstehen, daß es ein unmittelbares Sehen einer Bewegung im strengen Sinne nicht gibt. Was wir in jedem Augenblicke sehen, ist ein Körper an einem bestimmten Orte, vor einem bestimmten Hintergrunde; nur indem das unmittelbar vorangehende Bild des früheren Orts vermöge der von einem Augenblick zum andern überleitenden Erinnerung noch für uns vorhanden ist, bemerken wir das Fortschreiten des Gegenstandes gegenüber seinem Hintergrunde, und dieses Bemerken wird unterstützt durch die Empfindung der Bewegungen, die unsere Augen machen müssen, um mit dem Blicke dem Gegenstande zu folgen. Nur durch eine Vergleichung der Bilder in aufeinanderfolgenden Momenten kommen wir also zu der Vorstellung ihrer Bewegung.

Das ist uns unmittelbar deutlich bei sehr langsamen Bewegungen. Daß der Stundenzeiger einer Uhr fortrückt, erkennen wir nur daran, daß nach geraumer Zeit er an einer andern Stelle steht als zuvor; daß eine Pflanze wächst, merken wir erst nach Tagen oder nach Wochen, wenn wir ihre jetzige Größe mit der erinnerten früheren vergleichen.

Um den Eindruck zu haben, daß wir eine Bewegung unmittelbar wahrnehmen, ist nöthig, daß in den aufeinanderfolgenden Zeitmomenten, die wir eben noch leicht zu unterscheiden vermögen, die räumliche Differenz schon eine merkliche sei; die Bewegung eines Secundenzeigers, der jede fünftels Secunde einen sichtbaren Weg zurücklegt, nehmen wir deutlich wahr, ja wir unterscheiden bei genauerer Aufmerksamkeit noch den Wechsel von Ruhe und Bewegung, das springende Fortschreiten; ebenso erkennen wir mit einiger Anstrengung noch die Bewegung des Minutenzeigers an einem hinlänglich großen Zifferblatt. Aber wir sehen nicht das Gras wachsen, weil eine lange Reihe deutlich unterscheidbarer Zeitabschnitte vorübergeht, ohne daß wir die geringste Veränderung zu entdecken im Stande wären, und darum bietet der Grashalm unserer sinnlichen Auffassung so wenig eine Veränderung als der Stein, neben dem er hervorwächst. Alle unsere Vergleichungen verschiedener Geschwindigkeiten betreffen ferner die Größen der Raumunterschiede, die in eben noch unterscheidbaren Zeiten sich darbieten; darum verändert auch die Entfernung, in der wir einen bewegten Körper sehen, den unmittelbaren Eindruck, den seine Geschwindigkeit macht; wir wundern uns über die Langsamkeit, mit der ein von Ferne gesehener Eisenbahnzug dahinschleicht, weil die Fortschritte, die er in unserem Sehfelde macht, von Moment zu Moment nur gering sind, und wir in Beziehung auf die scheinbaren Geschwindigkeiten viel weniger geübt sind, die Zurückführung derselben auf verschiedene Entfernungen vorzunehmen, als in

Beziehung auf die scheinbaren Dimensionen der Gegenstände selbst; nur in unvollkommener Weise findet eine solche gegenseitige Abschätzung von Entfernung und Geschwindigkeit statt, wenn wir bei rascher Fahrt im Eisenbahnwagen geneigt sind, die große Geschwindigkeit, mit welcher die benachbarten Gegenstände an uns vorübereilen, aus einer größeren Nähe zu erklären, als ihnen wirklich zukommt. Denn sehr große Geschwindigkeiten sind wir nur in unmittelbarer Nähe zu sehen gewöhnt; was wir so schnell sich bewegen sehen, verlegen wir unwillkürlich in geringen Abstand, und daraus erklärt sich zum größten Theile wenigstens die Täuschung, vermöge der uns die vorüberfliegenden Objecte kleiner erscheinen als sie sind; denn ihre gegebene scheinbare Größe in geringere Entfernung versetzt bedeutet ja eine geringere wahre Größe [8]).

Andere Gründe bestimmen das Maximum einer noch wahrnehmbaren Geschwindigkeit. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten unserer Netzhaut, daß die Lichteindrücke, die auf sie fallen, eine kurze Zeit nachwirken, und sich mit den unmittelbar folgenden Reizen vermischen. Ist die Lichtstärke eines bewegten Körpers groß, so bleibt auf den Stellen, die er getroffen, ein Nachbild zurück, und wir sehen, wie bei der im Dunkel geschwungenen Kohle, eine continuierliche Lichtlinie; ist zugleich die Bewegung so schnell, daß wir die Zeitdifferenz zwischen den Eindrücken auf den verschiedenen Theilen der Netzhaut nicht mehr zu unterscheiden vermögen, so scheint uns in Einem Moment gleichzeitig an den verschiedenen Punkten das Licht zu erscheinen

und vermöge des Nachbildes eine Zeit lang zu dauern; so tritt uns ein Blitz häufig wie mit Einem Schlage in seiner ganzen Länge aus den Wolken heraus, und steht einige Augenblicke vor uns wie ein glühender Draht; wir hatten nicht Zeit, die Succession wahrzunehmen, in der die verschiedenen Theile unserer Netzhaut afficiert wurden, und es bedarf besonderer Aufmerksamkeit, um auch die Richtung zu erkennen, in welcher der Strahl von einer Wolke zur andern fährt. Ist aber der Lichtreiz, den ein bewegter Körper hervorbringt, schwach, so wird der flüchtige Eindruck nicht im Stande sein das Nachbild des Gegenstands zu verdrängen, den er für einen kurzen Moment verdeckt hat; wir glauben diesen ununterbrochen zu sehen, und bemerken höchstens eine leichte Trübung desselben; dasselbe Nachbild aber macht das Bild des bewegten Körpers undeutlich und verwaschen, seine Umrisse lassen sich nicht erkennen, und er verräth seinen Durchgang durch unser Sehfeld nur durch eine flüchtige Störung. Bei ruhendem Auge genügt schon eine sehr mäßige Bewegung, um einen dunkeln Gegenstand vor einer hellen Fläche in ein durchsichtiges nebelhaftes Gebilde aufzulösen; die Beweglichkeit des Auges allein erlaubt noch rascher Bewegtes deutlich zu sehen; indem wir den bewegten Gegenstand mit dem Blicke fangen und verfolgen, halten wir sein Bild auf derselben Stelle der Netzhaut lange genug fest, um einen schärferen Eindruck zu gewinnen, und das Bewußtsein der Bewegung des Auges hilft uns jetzt statt des undeutlich gesehenen Hintergrundes Richtung und Schnelligkeit der Bewegung beur-

theilen. Aber auch dieses Mittel findet seine Grenze; eine vorüberfliegende Flintenkugel vermögen wir nicht wahrzunehmen.

Denken wir uns nun, daß unser Zeitmaß sich gleich bliebe, dagegen unsere Fähigkeit kleine Raumunterschiede wahrzunehmen hundertfach oder tausendfach sich vergrößerte, daß wir in die Welt hinaussähen als wären wir mit den stärksten Microscopen bewaffnet: so würde sofort Vieles, was uns jetzt ruhig scheint und keine Spur einer Veränderung zeigt, in deutliche Bewegung gerathen; wir würden das Gras wachsen, die Blätter eines Baumes sich entwickeln, die Zeiger einer Uhr in raschem Fortschreiten ihre Bahn durchlaufen sehen; die Veränderungen, die wir jetzt nur erschließen, würden unserer unmittelbaren Wahrnehmung gegenwärtig sein.

Bliebe unsere räumliche Unterscheidungsfähigkeit gleich, verlangsamte sich aber der Wechsel unseres Bewußtseins, so daß wir nur von Minute zu Minute eine Wahrnehmung von der andern unterscheiden könnten, so wäre der Erfolg ein ähnlicher; auch jetzt käme auf den kleinsten unterscheidbaren Zeittheil ein weit größeres Fortrücken, und in dem Maße, als unser Denken sich verlangsamte, würde der Tanz um uns her zu immer rascherem Tempo sich steigern. Sonne und Mond würden wie Feuerkugeln, die hellen Gestirne wie Raketen am Himmel herauffahren und sich wieder senken; mit zauberhafter Geschwindigkeit würde die Erde im Frühjahr sich mit einem Grün bekleiden, das eben so schnell sich verfärbte. Aber eine Menge der jetzt sichtbaren

Bewegungen würde unserer Wahrnehmung vollkommen entschwinden; wir könnten die Bewegung der Beine eines Thieres nicht mehr erkennen, so wenig als wir jetzt das Schwirren einer Saite verfolgen können; eine lange Sinfonie wäre ein augenblickliches Brausen, und eine Rede könnten wir nur verstehen, wenn die Silben nach Minuten aufeinander folgten.

Umgekehrt, wenn unsere Fähigkeit, kleine Zeitunterschiede zu bemerken, in demselben Maßstabe wüchse, so würde der Eindruck der Geschwindigkeit der Bewegungen ebensoviel vermindert; mit unerträglicher Langsamkeit würden die lebenden Wesen sich zu bewegen, vieles, was wir jetzt in Bewegung sehen, würde still zu stehen scheinen wie der Stundenzeiger einer Uhr, weil wir in einer langen Reihe von Zeitmomenten keinen merklichen Fortschritt beobachten könnten. In feierlicher Procession schwebten die Regentropfen und die Hagelkörner vom Himmel herunter, bedächtig senkten sich die Fluthen eines Wasserfalls und ließen uns Zeit die Tropfen zu zählen, die er verspritzt. Den Schwingungen einer Saite vermöchten wir jetzt zu folgen wie dem Hin- und Hergang eines Uhrpendels und das Schwirren der Flügel eines Insects würde langsamer zu erfolgen scheinen, als die seltenen Schläge, mit denen ein kreisender Falke sich in der Höhe schwebend hält. Die Erinnerung an das, was den Zeitraum einer Stunde ausfüllt, würde eine viel größere Reihe unterscheidbarer Momente umfassen, und in demselben Maße müßte uns dieser Zeitabschnitt länger erscheinen.

So hängt unsere Schätzung der Zeitgrößen und damit alle Vorstellung der Geschwindigkeit der Bewegungen und Veränderungen in der Welt von der Geschwindigkeit ab, mit welcher unser Bewußtsein von einem Momente zum andern übergeht.

Aber mit diesem Maße unserer bloß auffassenden, die Vorgänge der äußeren Natur abbildenden Thätigkeiten verknüpft sich noch ein anderes, das nicht weniger eingreifend unser Urtheil über die Bedeutung bestimmt, welche kürzere und längere Zeitstrecken für uns haben. Wir sind ja nicht bloß darauf angewiesen, dem was in der Welt und in uns selbst geschieht, zuzusehen, um es in unserer Erinnerung aufzureihen; indem wir wollend und handelnd uns unsere Zukunft selbst bestimmen, ist unser Blick ebenso in die kommende Zeit gerichtet, und wir messen ihren Werth an ihrem Verhältniß zu unseren Zwecken. In der Kindheit haben wir die Aufgabe der nächsten Stunde, des laufenden Tages vor uns; äußere Aufforderung bestimmt, was wir jetzt zu arbeiten haben, äußere Veranlassung, was wir spielen. Aber allmählich werden unsere Zwecke umfassender; je größer die Aufgaben sind, die wir uns setzen, desto größer ist die Reihe der einzelnen zu ihrer Ausführung nöthigen Thätigkeiten, welche in ihnen als Theile begriffen sind; indem wir sie zusammen als Ganzes überschauen, erscheint jetzt die Zeit, die nöthig ist sie zu verwirklichen, als eine Einheit höherer Ordnung; der Zerfällung in kleinste Theile, zu der uns die Aufmerksamkeit auf den Wechsel unserer Bewußtseinszustände anleitet, wirkt der sich gleich-

bleibende Wille entgegen, der beharrlich sein Ziel im Auge hält. Kurz wird nun die Zeit erscheinen, in der nur ein Theil der Aufgabe vollbracht werden kann.

Und wenn wir über die individuellen Ziele unseres eigenen Strebens hinaus den Blick auf die großen und allgemeinen Aufgaben der Menschheit richten, welche nur durch die Arbeit aufeinanderfolgender Generationen verwirklicht werden können, dann rücken die Grenzen auch der längsten Zeit, die wir erleben können, immer näher zusammen; für die Geschichte gilt der alte Maßstab des Hippokrates, daß die Kunst lang und das Leben kurz ist.

Anmerkungen.

1) Um sich hievon zu überzeugen, läßt man sich von einem andern an der Wand den Punkt angeben, bis zu dem ein bekannter Gegenstand, z. B. ein Hut, reichen wird, wenn er auf den Boden gestellt wird. Der Punkt wird regelmäßig zu hoch, nicht selten fast doppelt zu hoch angegeben.

2) Vergl. A. Nagel, die Anomalieen der Refraction und Accommodation des Auges, in Gräfes Handbuch der Augenheilkunde, 6. Bd. S. 351 ff.

3) Vgl. Liebmann, zur Analysis der Wirklichkeit. 2. Aufl. S. 309 f.

4) Ein Punkt ist, was keine Theile hat. Euklid's Elemente Defin. 1.

5) S. Karl Vierordt, der Zeitsinn nach Versuchen 1868.

6) Die präcisesten Beobachtungen dieser Art sind (besonders von Donders) in der Weise gemacht worden, daß in dem Augenblick, wo ein äußerer Vorgang, z. B. ein Lichtfunke, ein Schall wahrgenommen wird, die Wahrnehmung durch einen Druck auf einen elektrischen Apparat registriert wird. Die Zeit, welche zwischen der Affection des Sinnesnerven und der Bewegung des Fingers verfließt, setzt sich zusammen 1) aus der Zeit, welche die Leitung des Sinnesreizes durch den sensibeln Nerven zum Gehirn erfordert, 2) aus der Zeit, welche für die Leitung des Bewegungsimpulses vom Gehirn zum Muskel durch den motorischen Nerven nöthig ist, 3) aus der zwischen inne liegenden Zeit, in der die bewußte Auffassung der Empfindung und der Wille zur Bewegung vor sich geht. Wird nun der Versuch so variiert, daß der Druck auf den Apparat nur erfolgen soll, wenn ein Reiz von einer bestimmten Art geboten wird, so ist die Gesammtzeit etwas länger; die Differenz wird zu dem Urtheilsact verwendet, der nöthig ist, um die Beschaffenheit des Reizes zu erkennen und zu entscheiden, ob eine Bewegung gemacht werden soll oder nicht.

7) Karl Ernst von Baer, Reden 2c. 1864. 1. Bd. S. 252 ff.

8) S. Vierordt, der Zeitsinn. S. 135. Die dort gegebene Erklärung hat sich mir wiederholt in auffallender Weise bestätigt. Sieht man erst sitzend durch das Fenster beispielsweise den Abhang eines Durchstichs an sich vorübereilen, und streckt dann den Kopf hinaus, um auch die Bahn sehen zu können, so weicht plötzlich der Abhang zurück, und man ist etwa erstaunt, zwischen sich und dem Abhang noch ein Geleise zu finden.

Der Begriff des Wollens und sein Verhältniß zum Begriff der Ursache.

Die psychologische Forschung ist immer in Gefahr, über der Verfolgung ihrer höchsten Ziele die nächsten Aufgaben aus dem Auge zu verlieren. Ihre höchsten Ziele bestehen ja gewiß in der Erkenntniß des Wesens des Geistes, in der Lösung der Frage nach dem wahren Subjecte des psychischen Lebens und nach den fundamentalen Gesetzen, welche seine einzelnen Erscheinungen beherrschen und seine Wechselbeziehungen zu der materiellen Welt regeln; wem es gelänge, den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus, zwischen Determinismus und Indeterminismus, zwischen Empirismus und Apriorismus zu endigen, der würde den höchsten Preis davon tragen. Aber indem die Entscheidung dieser und ähnlicher Fragen gesucht wurde, ist, gerade in den letzten Decennien, die bescheidenere Aufgabe vernachlässigt worden, die Begriffe, durch welche die genaue Erfassung und Beschreibung des wirklichen bewußten Geschehens, die Basis aller Psychologie, allein möglich ist, festzustellen und die Analyse, die sich nur an das unmittelbar in unserem Bewußtsein Gegebene hält, die das Zusammengesetzte in seine unterscheidbaren Factoren zu zer-

legen und der Verwechslung verwandter Erscheinungen zu wehren sucht, ihrem Ziele entgegenzuführen, das erreicht wäre, wenn wir eine sichere Terminologie für die Beschreibung und Unterscheidung bewußter Vorgänge hätten. Zwar was mit der Sinnesphysiologie zusammenhängt, ist in dieser Richtung mit Erfolg methodisch bearbeitet worden; um so mehr sind die andern Gebiete des Seelenlebens in den Hintergrund getreten, und wir finden die eigenthümliche Erscheinung, daß, wer sichere Belehrung über die Bedeutung der psychologischen Termini sucht, die überall angewandt werden, vergeblich fast die ganze neuere Literatur durchforschen könnte ohne Uebereinstimmung zu finden. Im Gegentheil: in vieler Hinsicht hat die Philosophie hier eingerissen was früher gebaut war; sie hat in dem Bestreben umfassende Ansichten zu gewinnen ihren Ausdrücken eine Weite und Unbestimmtheit gegeben, die sie zur exacten Beschreibung des Beobachteten unbrauchbar macht, und die sorgsamen Unterscheidungen der bloß classificierenden Periode sind großentheils verwischt. Was nennt die Psychologie heutzutage Wille und Wollen? Es darf nur an die Ausdehnung erinnert werden, die Schopenhauer diesem Worte gab, um den Umfang der Zerstörung zu übersehen. Die folgenden Blätter wollen, in ganz elementarer Weise und ohne den Anspruch mehr als ein Fragment zu bieten, den Versuch machen, an diesem speciellen Punkte wieder einmal eine bloß analysierende Methode anzuwenden und Distinctionen, die zuweilen vergessen werden, aufzufrischen.

Ich erfülle dabei nur eine Pflicht der Dankbarkeit,

wenn ich erwähne, daß die nächste Anregung zu den folgenden Ausführungen mir durch die Lectüre von Iherings „Zweck im Recht" und Bindings „Normen" gegeben worden ist, zu denen mich das Bedürfniß geführt hatte, die Aufgaben der psychologischen Analyse an concretem Stoffe gelöst zu sehen. Ich schätze den Gewinn, den ich den lebendigen und geistvollen Anschauungen des ersten, den scharf und energisch eindringenden Untersuchungen des zweiten Werkes schulde, darum nicht weniger hoch, weil ich vom Standpunkte des Psychologen aus ihren Voraussetzungen nicht überall zustimmen kann.

I.

Jeder Versuch, auf dem Wege der Analyse des Beobachtbaren zu bestimmten psychologischen Begriffen zu gelangen, muß sich zunächst an die Sprache des gewöhnlichen Lebens wenden, da nur mit Hülfe dieser die Objecte, um die es sich handelt, überhaupt zur Vorstellung gebracht und zur Untersuchung gestellt werden können; denn der Hinweis auf das, was jeder in sich erfährt, ist nur durch die Ausdrücke möglich, durch die er es auszusprechen gewöhnt ist; und genauere Betrachtung hat mich immer belehrt, daß in dem Gebrauch dieser Ausdrücke, auch wo sie unbestimmt oder vieldeutig scheinen, eine Fülle von Resultaten richtiger Beobachtung niedergelegt ist, von welcher die wissenschaftliche Psychologie viel zu lernen hat.

Das Verbum „wollen" drückt, wie jede ähnliche Bezeichnung einer psychischen Thätigkeit, zunächst etwas aus,

was als ein Geschehen in mir in einem bestimmten Momente mit Bewußtsein aufgefaßt und von andersartigem Geschehen unterschieden wird. Wollen bezeichnet dasjenige, was für mein Bewußtsein in mir vorgeht, wenn ich sage; Ich will; so gut „sehen" dasjenige bezeichnet, was in mir geschieht, wenn ich sage: „ich sehe", wünschen dasjenige, was ich in meinem Bewußtsein habe, wenn ich sage: „ich wünsche". Die Grundbedeutung jedes Wortes auf diesem Gebiete muß immer etwas Bewußtes, und zwar in einem bestimmten Momente zum Bewußtsein kommendes meinen, oder wenigstens auf dasselbe sich zurückführen lassen; sonst hätte es gar keinen Sinn.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist unbewußtes Wollen eine Contradictio in adjecto; man kann veranlaßt sein zu glauben, daß unbewußte Thätigkeiten stattfinden und daß sie denselben Erfolg haben wie diejenigen, die wir Wollen nennen; wir mögen vielleicht selbst das Recht haben sie in erweitertem Sinne als Wollen zu bezeichnen; aber nur, weil wir zuerst ein bewußtes Wollen kennen gelernt haben; und sicherer wird es immer sein, für den weiteren Begriff einen anderen Terminus zu wählen.

Daraus folgt weiter, daß die Analyse dessen, was wir unter Wollen verstehen, da einsetzen muß, wo wir uns des Wollens mit der größten Deutlichkeit als eines bestimmten Actes bewußt sind, den wir von andern bewußten Acten unterscheiden; ist das festgestellt, so lassen sich erst verwandte Erscheinungen damit vergleichen und das Recht einer weiteren Ausdehnung des Wortes untersuchen.

Das Abstractum „Wille" aber möchte man wünschen in einer solchen Untersuchung ganz zu vermeiden; denn es ist ein Proteus, dessen Verwandlungen zu folgen eine eigene Abhandlung erfordern würde. Während es nämlich in der gewöhnlichsten, populärsten Anwendung das bezeichnet, was gewollt wird — einem seinen Willen thun — dein Wille geschehe — letzter Wille u. s. w. — also den Inhalt eines bestimmten Wollens meint (τὸ βούλημα), drückt es in anderer Anwendung als abstractes Verbalsubstantiv (ἡ βούλησις) die allgemeine Form der Thätigkeit, die wir Wollen nennen, abgesehen von jedem bestimmten Inhalt aus, so wenn wir von Freiheit des Willens, von festem Willen reden oder von einem sagen, er habe keinen eigenen Willen; die wissenschaftliche Sprache aber hat dieses Abstractum hypostasiert und mit Umgehung des wirklichen Subjects des Wollens, des individuellen Menschen, zum Subject der einzelnen Willensthätigkeiten gemacht (der Wille bewegt die Glieder), und ihre Spitze hat diese Hypostasierung in dem Schopenhauer'schen Satze erreicht, daß das „An sich" der Welt „Wille" sei — ein Wille bei dem die Frage: „wer will?" und die Frage: „was wird gewollt?" aufhören soll, damit aber auch jede Brücke zwischen dem deutschen Sinn des Wortes und dieser Verwendung desselben abgebrochen ist.

II.

1. In irgend einem Falle, in welchem wir unseres Wollens vollkommen klar als eines ausdrücklichen Actes

bewußt sind, und in welchem die vorangehenden und vorbereitenden Momente sich ebenso deutlich sondern, verläuft der innere bewußte Proceß zunächst durch folgende Stadien:

a. Das erste Moment ist die Vorstellung eines künftigen Zustandes, welche uns entweder von außen, etwa durch die Aufforderung eines Andern, oder durch das innere Spiel unserer Vorstellungen erweckt wird, und sich als möglicher Gegenstand eines Wollens darbietet, die Frage an mich stellt, ob ich mein Wollen darauf richte oder nicht. So der Vorschlag, den mir ein Anderer macht, das Project, das in mir selbst entsteht. Es enthält zunächst diese Vorstellung eines Künftigen; aber diese Vorstellung unterscheidet sich von andern Vorstellungen eines Künftigen, die bloß theoretisch meine Erwartung beschäftigen, dadurch, daß sie einmal von dem Gedanken begleitet ist, es stehe in meiner Macht, sie zu verwirklichen, und zweitens irgend einen Reiz für mich enthält, mein Interesse erweckt, mir von irgend einer Seite Befriedigung verspricht, mich (nach dem älteren Ausdruck) sollicitiert.

b. Diese Vorstellung eines Künftigen, die wir der Kürze wegen das Project nennen wollen, führt zu der Ueberlegung des Verhältnisses, in welchem dasselbe zu mir steht. Diese Ueberlegung betrifft zwei Fragen:

α. Die Frage: Soll ich das Project zum Gegenstand meines Wollens machen? Diese Frage erfordert einer-

seits die Verdeutlichung der *Vorstellung meiner selbst*, andrerseits die *Verdeutlichung des Projects*. In ersterer Hinsicht kommt in Betracht, in welchem Verhältnisse das Project zu der Totalität meines wirklichen Ich, der Gesammtheit meiner Neigungen, meiner Interessen, meiner Pflichten, meines Geschmacks u. s. w. steht; ob der künftige Zustand mit mir harmoniert oder nicht, ob er im Stande ist mich zu befriedigen, mich zu fördern, ob er, verglichen mit dem gegenwärtigen oder einem andern möglichen, ein *Gut* für mich ist, oder ob ich mich damit in Widerspruch mit mir selbst setze, weniger dadurch befriedigt sein werde, ob er ein absolutes oder relatives *Uebel* ist, ob er mir endlich *gleichgültig*, sein Sein oder Nichtsein ohne Werth für mich ist. Die Beantwortung dieser Frage erfordert also Reflexion auf die Gesammtheit meines Ich nach allen Seiten. Sie erfordert aber auch Verdeutlichung dessen, was das Project enthält; aller Seiten desselben, insbesondere aller *Folgen*, die seine Verwirklichung für mich haben würde, und Erwägung des Verhältnisses, in welchem diese Folgen zu mir und der Gesammtheit meiner Interessen stehen.

β. Mit der Frage: „Soll ich?" verbindet sich die Frage: „*Kann ich?*" Läßt sich das Project nicht bloß überhaupt realisieren, sondern durch *mein Thun* realisieren? Stehen ihm nicht unübersteigliche Hindernisse entgegen? Lassen sich die *Mittel* finden, durch die ich seine Verwirklichung herbeiführen kann? Hiezu gehört eine Ueberlegung der *realen Beziehungen*, in welchen der vor-

gebildete Zustand innerhalb des ursächlichen Zusammenhangs der Welt steht; ob er nach den mir bekannten Naturgesetzen überhaupt herbeigeführt werden kann, von welcher Art von Ursachen erwartet werden darf, daß sie ihn hervorbringen, und ob ich im Stande bin, eine dieser Ursachen in Wirksamkeit zu setzen. Ob diese Ueberlegung nun zugleich schon zu einer bestimmten Einsicht führt, in welcher Weise das Project realisierbar ist, oder nur zu der Ueberzeugung, daß es überhaupt nicht unmöglich ist, und nicht bloß von Ursachen abhängt, auf die ich keinen Einfluß habe, ist in diesem Stadium von untergeordneter Bedeutung; genug wenn ich nur überzeugt bin, daß es für mich nicht unmöglich ist. Denn nun kann das dritte erfolgen, nämlich

c. die Willensentscheidung, durch welche ich den zukünftigen Zustand als meinen Zweck setze, als Gegenstand meines Wollens mit Bewußtsein bejahe, das Project als etwas mir vorsetze, was durch mein Thun verwirklicht werden soll; oder aber verneine, daß es ein Zweck für mich sei, es abweise, entweder weil es gleichgültig, oder weil es ein Uebel ist.

Der Ueberlegung gegenüber ist die Entscheidung der Schluß, zu welchem die Prämissen hinsichtlich der Räthlichkeit und Möglichkeit des Projectes mich geführt haben, der Abschluß des erwägenden Denkens, der Beschluß.

Dieser Beschluß ist ein rein innerer Vorgang, in dem ich meine bloßen Gedanken zu mir selbst ins Verhältniß setze; es ergibt sich daraus, wie er als bloßes

Urtheil gefaßt werden konnte. Denn im Urtheil ist auch bloß ein innerer psychischer Act vorhanden, der eine Frage entscheidet; aber während im Urtheil nur das Verhältniß der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung von Subject und Prädicat, das in ihrem Inhalt als solchem liegt, anerkannt wird, handelt es sich hier um den nicht weiter beschreibbaren Act, durch den ich ein Gedachtes in Beziehung zu mir setze, indem ich es zum Gegenstand meines Wollens mache, dadurch mir selbst eine bestimmte Richtung gebe, mich mit einem bestimmten Inhalt erfülle; denn mein eigenes Sein ist es, das ich durch den gewollten Zweck zu ergänzen, zu fördern, zu erweitern mir bewußt bin, wenn ich ein Project bejahe; mein eigenes Sein, das keiner Ergänzung bedarf, oder das ich zu behaupten und in Harmonie mit sich selbst zu erhalten denke, wenn ich ein Project abweise.

α. Der bejahende Beschluß ist es, der sich in den Worten ausspricht: „Ich will". Daß das Gewollte etwas ist, was in unmittelbarer Einheit mit mir selbst gedacht wird, spricht sich darin aus, daß zum Verbum wollen zunächst ein Infinitiv gehört, dessen Subject der Wollende selbst ist: ich will etwas haben, genießen, erreichen; nicht das Objective an sich, sondern meine Beziehung zum Object ist ursprünglich Gegenstand des Wollens. Auch da, wo sich dieses persönliche Moment verbirgt, weil es sich um allgemeine Interessen des Rechts u. s. w. handelt, ist es doch vorhanden; der Staatsmann, der sich eine Reform der Gesetzgebung zum Zweck setzt, wird vielleicht von der Veränderung gar

nicht persönlich betroffen; aber indem er die Interessen der Gesammtheit zu den seinigen macht, steht der Zweck in ideeller Beziehung zu ihm und ist Quelle seiner Befriedigung; er identificiert sich mit einer Idee.

Daß das Gewollte sich niemals von mir ganz loslösen kann, ist schon damit gegeben, daß jede solche Willensentscheidung die Vorstellung meiner realen Causalität einschließt. Das Zukünftige wird ja gedacht als etwas durch mein Thun Hervorzubringendes, die Vorstellung meiner selbst, die zu Grunde liegt, ist die eines Subjects, das die reale Macht hat, den Zweck zu verwirklichen; darum liegt in jedem Wollen eingeschlossen: ich will etwas thun. Dieses Thun kann bloß in der Ausübung der Macht bestehen, die ich über den Verlauf meiner Vorstellungen und Gedanken habe; wenn ich über irgend eine wissenschaftliche Frage ins Reine kommen will, besteht das Thun, das ich im Sinne habe, im Nachdenken, und ich setze voraus, daß es in meiner Macht steht, meine Gedanken bei einem Gegenstand festzuhalten, sie untereinander zu vergleichen, Schlüsse zu ziehen; in anderen Fällen ist das Thun, welches den gewollten Zustand herbeiführen soll, eine Bewegung meiner Glieder, und ich bin mir der Macht bewußt, diese hervorzubringen. Aber auch da, wo der Zweck durch das Thun Anderer verwirklicht werden soll, wie bei einem Befehl, den ich ertheile, kann ich doch nur sagen: ich will, daß Du dieses thuest, wenn ich voraussetze, daß mein Wort die Macht hat, den Andern zu bestimmen. (In diesem Falle ist das Aussprechen des Wollens nicht bloß die Offenbarung

meines Innern, sondern zugleich die Ausübung der Macht, welche den Zweck verwirklicht). So ist in jedem Zwecke die doppelte Beziehung zu mir gedacht, einmal, daß ich für ihn thätig sein, und dann, daß er, realisiert, mein eigenes Sein erhalten oder fördern werde.

Liegt aber so die Vorstellung meiner Causalität in jeder positiven Willensentscheidung, so ist darum dieser Act selbst noch nicht causal *nach außen*; er ist auf das blos gedachte Zukünftige gerichtet, und ganz in meinem Bewußtsein beschlossen, ohne gegenwärtige Bedeutung für die Aussenwelt. Daraus erklärt sich, wie das Verbum „wollen" einerseits zur bloßen Futurbedeutung sich verflüchtigen konnte, wie im Englischen, andrerseits das Futurum ganz richtiger Ausdruck des Wollens z. B. in Verheißung und Drohung werden kann.

β. Ist die Willensentscheidung *verneinend*: so weist sie einfach die von außen gekommene oder im Innern entstandene Zumuthung ab, und eine weitere Folge geht direct aus dem Willensacte nicht hervor. Ein innerer *Willensact* aber ist vorhanden; nolle heißt nicht einfach „nicht wollen" in dem Sinne, daß gar kein bewußtes Thun vollzogen würde, das unter den Begriff des Wollens zu subsumieren wäre, in dem Sinne, in welchem der Schlafende nicht will, sondern nolle heißt wollend einen möglichen Zweckgedanken verneinen; fände keine Willensentscheidung statt, so bliebe ich unschlüssig vor der unentschiedenen Frage stehen. So gut im Gebiete des Denkens die Verneinung nicht ein Unterlassen des Urtheils ist, sondern selbst ein Urtheil, das

eine Gedankenverbindung für unvollziehbar erklärt, so gut ist im Gebiete des Wollens auch die einfache Abweisung eines Projects ein wirkliches Wollen. Aber der *Gegenstand dieses Wollens* ist an sich etwas rein Negatives, und insofern Unbestimmtes; es wird nur das Project aus dem Kreise der möglichen Zwecke ausgeschieden. Sucht man nach einem faßbaren Inhalte dieses Wollens, so kann man nur die *Freiheit* des Subjects, die abstracte Möglichkeit etwas anderes zu wollen, also zuletzt doch wieder blos etwas rein Negatives finden; und man kann nicht sagen, ein Nicht-wollen eines bestimmten Zweckes sei nur in der Weise möglich, daß etwas anderes Positives gewollt werde, so zu sagen ein conträrer Gegensatz statt des bloß contradictorischen. Wenn ich beim Mahl eine mir dargebotene Speise ablehne, so thue ich das nicht nothwendig, weil ich etwas anderes will; denn was ich sonst etwa im Augenblick wollen kann, Unterhaltung oder dergl., schließt ja das Essen nicht aus; ich lehne ab weil ich keine Lust habe, weil dasjenige *fehlt*, was das Dargebotene zu einem Zweck für mich machen könnte. Häufig genug allerdings wird mein Nichtwollen dadurch *begründet* sein, daß ich etwas anderes will was jenen Zweck ausschließt; wenn ich die Aufforderung zu einem Spaziergang abschlage, weil ich zu arbeiten habe, so will ich nicht spazierengehen *sondern* arbeiten; aber der Wille zur Arbeit entsteht nicht erst jetzt als Gegensatz zu dem Project des Spaziergangs, sondern war vorher da, und ist nur der Grund der Ablehnung, die an sich doch bloß ausdrückt, daß ich *nicht will*. Um-

gekehrt, wenn ich mich besinne was jetzt zu thun sei, und das, was mir zuerst einfällt, verwerfe, so habe ich noch gar keinen positiven Gegensatz zu dem was ich nicht will, ich setze die Ueberlegung vielmehr weiter fort, um etwas anderes zu finden, und der Wille dieses zu thun folgt dem Nichtwollen des ersten vollkommen getrennt und selbständig nach.

An diesem Charakter des Nicht-wollens macht es auch keinen wesentlichen Unterschied, ob das Project mir gleichgültig ist und mir weder Lust noch Unlust verspricht, oder ob es als ein Uebel erscheint, dessen Nichtsein ich wünschen muß; dieser Unterschied wird erst wirksam, wo es sich um Vorgänge handelt, die nicht durch mich erst eingeleitet werden sollen, sondern ohne mein Zuthun sich vorbereiten. Ob ich eine Speise ablehne, weil sie mir zuwider ist, oder weil ich satt bin und keine Lust mehr habe, ist ein verschiedener Grund des Nichtwollens; der formelle Charakter desselben aber ist in beiden Fällen derselbe.

2. War die Willensentscheidung bejahend, will ich das Gedachte als meinen Zweck, so beginnt nun der zweite Act des Dramas, der Proceß der Verwirklichung des Zwecks. Lassen wir die Fälle bei Seite, in denen der gewollte zukünftige Zustand selbst ein bloß innerer ist (ich will mir das merken, will mir das und das überlegen u. s. f.); nehmen wir die häufigeren, in welchen es sich um einen Zustand äußerer Dinge und ihr reales Verhältniß zu mir handelt, so verläuft die Verwirklichung des Zwecks durch folgende Phasen:

a. Die Feststellung der Mittel, durch welche der Zustand wirklich herbeigeführt werden kann, die durch das Denken zu leistende Aufstellung des bestimmten Planes, nach welchem reale Ursachen in Bewegung gesetzt werden sollen, aus denen der vorgebildete Zustand als ihre Wirkung hervorgeht. Von dem erstrebten Punkte rückwärtsgehend überschlagen wir die nächsten Ursachen, aus denen er resultiert, von unserer Lage aus vorwärtsgehend die Punkte, an denen wir eingreifen können; und es ergibt sich ein Verfahren oder mehrere Verfahrungsweisen, durch die der Zweck von mir realisiert werden kann, und deren erstes Glied jedenfalls eine Bewegung meines eigenen Leibes ist, sei es der Sprachorgane oder des Arms und der Hand u. s. w. Wo das Mittel durch den Zweck vollkommen bestimmt ist, vollzieht sich die Feststellung des Mittels durch einen einfachen Syllogismus, der oft gar nicht ausdrücklich beachtet wird, weil sich der Gedanke ungesucht einfindet; stehen verschiedene Mittel zur Auswahl, so werden sie nach ihrer Zweckmäßigkeit verglichen, und diese hängt theils von der Sicherheit ab, mit der sie den Erfolg hervorbringen, theils von dem Kraftaufwande den sie nöthig machen, theils davon daß sie keine unerwünschten Nebenerfolge hervorbringen können. (Es liegt in der Natur der Sache, daß die genaue Ueberlegung der Mittel in den einfacheren Fällen mit der Erwägung der Möglichkeit des Projects zusammenfließt, und also der Entscheidung für den Zweck schon vorangehen kann; insofern ist das Wollen des Zwecks von der Kenntniß der Mittel abhängig; aber ebenso gewiß ist, daß das

Wollen des Zwecks das prius zum Wollen der Mittel ist).

Der Abschluß dieses Mittel wählenden Denkens ist wiederum ein Beschluß, durch den wir uns bestimmen, das sicherste, leichteste, ungefährlichste Mittel anzuwenden. Dieses Auffinden der zweckmäßigsten Mittel ist das Gebiet der Klugheit; das Mittel, das die Klugheit räth, wird nun der nächste dem Zweck untergeordnete Gegenstand des Wollens; es stellt sich dem Endzweck als nächster Zweck gegenüber.

b. Diesem Beschluß, der wiederum ein rein innerer Vorgang ist, folgt nun die Ausführung selbst, und diese erfordert den Willensimpuls, durch den ich meine Glieder in Bewegung setze, das Commando, das ich meinen Sprachwerkzeugen, meinen Armen, meiner Hand ertheile, die vorgestellte Bewegung zu machen, die weiter wirkend endlich den gewollten Erfolg hervorbringen wird. Erst mit diesem Willensimpuls zu einer bestimmten Bewegung, der von dem Wollen des Zwecks und dem Beschluß der bestimmten Art seiner Verwirklichung unterschieden ist, tritt meine Thätigkeit über das psychologische, innere Gebiet hinaus und wird im gewöhnlichen Sinne causal, d. h. ein von mir Verschiedenes bestimmend und verändernd; erst damit handle ich, und Handlung ist im eigentlichen Sinne nichts als die gewollte Bewegung meines Leibes; der im Handeln unmittelbar wirksame Wille ist direct nur der Wille, der zu seinem Inhalte die Ausführung einer vorgestellten Bewegung hat und ver-

möge unserer Organisation diese Bewegung wirklich hervorbringt; denn nur die Bewegungen unserer Glieder stehen ja in directem Verhältniß der causalen Abhängigkeit von einem auf diese Bewegung gerichteten Willensimpuls, alles weitere ist von den mechanischen Gesetzen abhängig, nach welchen den Bewegungen meines Leibes die Bewegungen anderer Körper folgen, oder von den psychologischen, nach denen die äußeren Zeichen, die ich gebe, beseelte Wesen bestimmen.

[Wie dieser Willensimpuls es angreift, unsere Glieder in Bewegung zu setzen, und durch welche Vermittlungen wir die Herrschaft über dieselben erlangt haben, die wir thatsächlich ausüben, ist eine Frage, die hier übergangen werden kann; es genügt die Thatsache, daß wir im Stande sind, durch einen nicht weiter zu beschreibenden Act eine bestimmte vorher vorgestellte Bewegung zu bewirken, und daß dieses Vermögen im gesunden Zustande nur da beschränkt ist, wo ungewohnte und nicht eingeübte Bewegungen verlangt werden.

Dieser Willensimpuls zu einer bestimmten Bewegung tritt uns da besonders deutlich in's Bewußtsein, wo es gilt, eine Bewegung, zu der wir uns vorbereitet haben, und deren Vorstellung längere Zeit unwirksam in unserem Bewußtsein bleibt, in einem bestimmten Zeitpunkt — etwa auf ein gegebenes Signal hin — auszuführen; jetzt sind wir uns des psychischen Acts, der die wirkliche Bewegung hervorbringt, deutlich als eines Wollens bewußt, obgleich er sofort von dem die wirkliche Bewegung begleitenden Ge-

fühl abgelöst und in den Hintergrund gedrängt wird; noch deutlicher ist das Bewußtsein des Wollens, wo es gilt durch Kraftanstrengung einen Widerstand zu überwinden; denn was wir Anstrengung nennen, ist ursprünglich ein intensiveres Wollen, mit dem sich aber sofort die Gefühle verknüpfen, welche die höchste Spannung unserer Muskeln begleiten. Nur dürfen nicht diese Gefühle deshalb mit dem Willensimpuls selbst verwechselt werden.

Nun ist weiter klar, daß in unserem gewöhnlichen Handeln dieser Willensimpuls nicht isoliert auftritt, als etwas, was von seinen Zusammenhängen losgelöst werden könnte; es kommt ja nicht darauf an, daß diese Bewegung gemacht, sondern darauf, daß durch sie etwas erreicht wird. Die Bewegung als solche ist nicht Selbstzweck; auch wo sie nicht bestimmt ist, etwas Aeußeres zu verändern, wird sie doch um eines Zweckes willen vorgenommen, bestehe dieser nun in dem Wohlgefühl das ihr folgt, wo wir uns aus einer unbequemen Lage befreien oder nach längerer Ruhe unser Blut in rascheren Umlauf bringen, oder auch nur in der Erprobung unserer Herrschaft über unsere Glieder und dem Bewußtsein, daß wir sie bewegen können, sobald wir wollen.

Dieser enge Zusammenhang der willkürlichen Bewegung mit einem über sie hinausliegenden Zweck zeigt sich besonders deutlich darin, daß in vielen Fällen der Impuls zur Bewegung sich weit mehr mit der Vorstellung ihres Erfolgs, als mit der Vorstellung ihrer Form associiert hat. Beim Sprechen liegt das klar zu Tage: die Impulse die wir

unsern Sprachorganen geben, sind durch die Vorstellung der Laute geleitet, die wir hervorbringen wollen, während wir von den Veränderungen der Stimmbänder, der Zunge u. s. w. keine oder wenigstens keine deutliche Vorstellung haben.

So erscheint der Act, welcher die Bewegung hervorruft, regelmäßig abhängig von einem auf den Erfolg derselben gerichteten Streben, und in diesem ist der psychologische Grund zu suchen, durch den der Bewegungsimpuls selbst erst wirklich wird. An der besonderen Beschaffenheit dieses vorangehenden Moments scheiden sich denn auch verschiedene Abstufungen des Begriffs der willkürlichen Bewegung, der theils in engerem theils in weiterem Sinne genommen werden kann.

Der willkürlichen Bewegung steht, als der äußerste Gegensatz, die mir von außen durch Zug oder Druck aufgezwungene rein passive Bewegung gegenüber, wie wenn ein Anderer meinen Arm hebt oder beugt.

Daran schließen sich die sogenannten Reflexbewegungen, die, durch keinen bewußten psychischen Vorgang bedingt, vielmehr durch den directen Uebergang eines von außen kommenden oder im Körper selbst entstandenen Reizes von einem sensibeln auf einen motorischen Nerven hervorgebracht werden, also nur in dem körperlichen Mechanismus begründet sind, und höchstens von dem Bewußtsein, daß sie geschehen, nicht von dem Bewußtsein, daß wir sie irgendwie intendiert haben, begleitet sind. Wenn ich hier sage, daß *ich* die Bewegung mache, so bin ‚ich' jetzt *mein Leib*, als das

Subject dieser Bewegung aus dem sie zu entspringen scheint; wenn ich zucke, athme u. s. w. so ist der Grund, warum ich diese Bewegungen ‚mir‘ zuschreibe, nur die Abwesenheit eines sichtbaren äußeren Zwanges und die Gewohnheit, meinen Leib als mich selbst zu bezeichnen; ich könnte ebenso richtig sagen: mein Finger zuckt, meine Brust hebt sich und senkt sich; ich, als bewußtes Subject, bin dabei nur Beobachter eines ohne mein Zuthun erfolgenden Geschehens.

Diesen körperlich verursachten Bewegungen stehen gegenüber alle diejenigen, als deren unmittelbaren Grund wir einen bewußten Zustand oder Vorgang kennen. Aber auch unter diesen ist ein Theil unwillkürlich; alle diejenigen nemlich, welche aus Gefühlserregungen entspringen, wie der mimische Ausdruck unserer Gemüthszustände durch die Gesichtsmuskeln, das Zusammenfahren beim Schreck, das Herzklopfen und Zittern in der Angst, das Schluchzen in der Trauer. Hier zweifeln wir nicht, daß das psychische Antecedens die nächste Ursache der körperlichen Bewegung sei; aber wir sind uns keines besonderen Actes bewußt, durch den wir die Bewegung hervorbringen, sie erfolgt ohne daß wir sie vorher vorgestellt hätten, darin den Reflexbewegungen verwandt, daß sie selbst gegen unsern Willen eintritt. Die Erregung der motorischen Nerven, von welcher diese Bewegungen bedingt sind, war jetzt direct durch den Gefühlszustand hervorgebracht; und dieser seinerseits ist ohne unser Zuthun eingetreten und uns angethan worden. Darum ist die Definition „Willensact ist die psychische Ursache,

durch welche motorische Nerven unmittelbar erregt werden" noch zu weit [1]).

Eine willkürliche Bewegung im weitesten Sinne unterscheidet sich nun zunächst dadurch von diesen unwillkürlichen Bewegungsformen, daß zu ihren Bedingungen die Vorstellung der Bewegung selbst oder ihres nächsten Erfolgs gehört; daß sie nicht nur eintritt, um nachher wahrgenommen zu werden, sondern erst vorgestellt war, und nun durch jenen nicht weiter zu beschreibenden Act, den wir Bewegungsimpuls nannten, verwirklicht wird, und die für unser Bewußtsein unterscheidbare specifische Natur desselben drücken wir eben dadurch aus, daß wir ihn ein Wollen nennen, und ihn dadurch sowohl von der Vorstellung als den begleitenden Gefühlen unterscheiden. Er fällt unter den allgemeinen Begriff des Wollens als einer inneren auf einen Zweck gerichteten Thätigkeit; die Natur hat ihm aber die unmittelbare Wirksamkeit durch die Einrichtung unserer Organisation gesichert.

(Die Fälle der sogenannten Nachahmungsbewegungen scheinen zwar nahe zu legen, daß zuweilen die Vorstellung einer Bewegung selbst für sich genügt, die Bewegung auszulösen; aber dieses Gebiet ist ein streitiges, sofern es fraglich ist, ob nicht ein durch die gesehene Bewegung hervorgerufenes Gefühl das eigentliche Agens ist, solche Bewegungen also unter die mimischen fallen, oder ob die Vorstellung ganz unmittelbar die Bewegung, oder einen uns nur nicht deutlich zum Bewußtsein kommenden Bewegungsimpuls erzeugt; und wir können es bei Seite lassen.)

Daß wir den Begriff der willkürlichen Bewegung ursprünglich auf die Thatsache gründen, daß wir uns eines auf die Hervorbringung einer Bewegung gerichteten Willensactes bewußt sind, darüber kann kein Zweifel sein. Die Bewegung als solche, wie wir sie zum Beispiel an einem andern sehen, verräth uns nichts über ihre Ursache; daß diese Ursache überhaupt eine psychische ist, können wir nur durch eine Uebertragung dessen erschließen, was wir in uns selbst erfahren; und ein psychischer Vorgang ist überhaupt für uns ursprünglich nur dadurch vorhanden, daß wir uns desselben bewußt sind.

Aber nun ergeben sich Schwierigkeiten. Wir werden geneigt sein, alle Bewegungen, die denjenigen gleichen, welche wir durch einen bewußten Willensact hervorbringen, unter den Begriff der willkürlichen zu subsumieren; alle diejenigen, als deren Bedingung wir eine Vorstellung der auszuführenden Bewegung und den Willensimpuls sie auszuführen kennen gelernt haben. Bewegungen, die zweckmäßig sind, ohne Reflexbewegungen zu sein, Bewegungen, von denen wir wissen, daß wir sie erst erlernt haben, indem wir eine uns vorgemachte Bewegung selbst auszuführen versuchten, werden wir zu den willkürlichen rechnen müssen. Aber wir sagen ohne Bedenken, daß wir solche Bewegungen unwillkürlich machen. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück — es entfuhr ihm das Wort — sagen wir von Jemand, der durch eine unerwartete Erscheinung, die ihm gegenübertritt, überrascht wird. Aber einen Schritt machen, ein Wort aussprechen, rechnen wir sonst unter die

willkürlichen Bewegungen, schon weil sie erlernt sind, und danach machten wir willkürliche Bewegungen unwillkürlich. Genauer zugesehen sind sie aber nur nicht aus einem klar bewußten Wollen ihres Zwecks hervorgegangen; was bei ihnen fehlt, ist nicht der elementare Bewegungsimpuls, sondern das deutliche Bewußtsein ihres Zwecks und eines darauf gerichteten Wollens; und dieses deutliche Bewußtsein fehlt, weil mit einer die Reflexion ausschließenden Schnelligkeit die Vorstellung der Bewegung und ihres Erfolgs den Drang sie zu verwirklichen und dieser den Bewegungsimpuls herbeirief. Darum nennen wir solche Bewegungen wohl auch instinctiv, wenn sie wirklich zweckmäßig, übereilt, wenn sie unzweckmäßig waren. Von diesen scheiden sich also diejenigen Bewegungen, deren Erfolg Gegenstand eines deutlich bewußten Wollens war; bei denen ebenso der Bewegungsimpuls einem auf den Erfolg gerichteten Wollen mit Bewußtsein folgte; wir könnten sie zum Unterschied *gewollte Bewegungen* nennen].

c. Läuft die Handlung selbst und die Kette der äußeren Vorgänge, die sie in Bewegung gesetzt hat, nach dem Programm ab, das ich innerlich entworfen habe, war die Berechnung ihres Erfolges richtig und wird sie durch keinen unvorhergesehenen Zufall gestört, so wird der ursprüngliche Zweck durch die willkürliche Bewegung und ihre Folgen erreicht, was ich gewollt, ist durch die Handlung verwirklicht, und der ganze Proceß findet seinen Abschluß in der Befriedigung, die mir das Eintreten des erstrebten Zustandes gewährt.

Die beiden Hauptacte, in welche nach diesem Schema der normale Verlauf eines nach außen gerichteten Wollens zerfällt, stellen sich je nach dem Standpunkt, von dem das Ganze betrachtet wird, in verschiedener Bedeutung dar. Für die psychologische Betrachtung, die sich in das Innere versetzt, ist der erste Act das Wichtigste, Wesentlichste; der zweite ein Nachspiel, das unterbrochen werden kann, ohne daß die Bedeutung des Wollens dadurch eine andere würde. Für die von außen kommende, historische Betrachtung ist der zweite Act das Wesentliche, das aus dem Wollen hervorgehende in die gemeinsame Welt heraustretende Handeln und das dadurch bewirkte Geschehen; erst mit dem Bewegungsimpuls gewinnt ja das Wollen Bedeutung für Andere; die rein inneren Vorgänge erscheinen jetzt als bloße Vorbereitung, und das Wollen erweckt also nur Interesse, sofern es Ursache des wirklichen äußeren Geschehens ist. Derselbe Gegensatz läßt sich als der Gegensatz der moralischen und juristischen Betrachtung bezeichnen. Dort kommt es zuerst auf die Gesinnung an, hier zuerst auf die Handlung und ihren Erfolg.

Es hängt damit zusammen, daß da, wo von der Betrachtung der Handlung ausgegangen wird, die Neigung vorhanden ist, als den ‚Willen' im eigentlichen und strengen Sinne nur die Thätigkeit zu verstehen, welche eine bestimmte Bewegung unmittelbar hervorruft, als das nothwendige Correlat des Wollens die That zu bezeichnen, die in einer Veränderung der körperlichen Welt besteht, für diejenigen bewußten Zustände dagegen, welche nicht unmit-

telbar nach außen causal sind, andere Bezeichnungen, Wunsch, Absicht u. dergl. zu verwenden.

Allein damit kommt der wissenschaftliche Sprachgebrauch mit dem allgemein üblichen in eine Collision, die gerade auf psychologischem Gebiete besonders gefährlich ist; er muß es für falsch erklären, wenn ich sage: Ich will heute Nachmittag abreisen, auch wenn mir vollkommen feststeht, daß die Reise um irgend eines Zweckes willen nothwendig ist, und ich an die Möglichkeit gar nicht denke, daß ich sie nicht mache; erst wenn ich den Weg nach dem Bahnhofe einschlage, wäre der Wille da. Ja es dürfte dann streng genommen immer nur von dem Wollen der Bewegung, nicht einmal vom Wollen ihres nächsten Erfolgs geredet werden.

Weiterhin isoliert eine solche Distinction den Willensact, der in der Bewegung thätig ist, in einer Weise, die dem psychologischen Thatbestande widerspricht; denn die Bewegungsimpulse treten ja nicht gesondert und selbstständig auf, sondern nur als Theile eines umfassenderen Vorgangs, sie sind von der Vorstellung des Erfolgs und einer auf seine Verwirklichung gerichteten inneren Bewegung abhängig; wo diese Abhängigkeit fehlte, würde man auch kaum sagen können, daß die körperliche Bewegung gewollt sei.

Endlich wird die Gleichartigkeit verdeckt, welche für unsere unmittelbare Auffassung zwischen den Acten besteht, durch die wir uns nur innerlich die Richtung auf ein bestimmtes Ziel geben, und den Acten durch die wir Glieder bewegen. Der Wille, durch den ich mich für einen Zweck entscheide, oder meine Aufmerksamkeit spanne, oder mein

Nachdenken einer Frage zuwende, setzt ebenso eine wirkliche Bestimmtheit meines Ich und gibt seinen Thätigkeiten eine Richtung, wie der Wille den Arm zu strecken meinen Leib bestimmt; das Undefinierbare, was wir überhaupt Wollen nennen, ist in beiden gleichartig; ob die sichtbaren Folgen sofort, oder erst nach einer Zwischenzeit eintreten, kann keinen begrifflichen Unterschied begründen.

So verdienstlich also die Sorgfalt ist, mit welcher diejenigen Willensacte, durch die wir unmittelbar causal nach außen sind, von den auf unser Bewußtsein beschränkten Thätigkeiten geschieden werden, so scheint sie mir doch zu weit zu gehen, wenn sie den letzteren bestreiten will, im eigentlichen Sinne ein Wollen zu sein. Der besonderen Betonung des Willens, der Bewegung erzeugt, liegt dabei allerdings der richtige Gedanke zu Grunde, daß das Bewußtsein einer auch nach außen wirksamen Macht eine Bedingung des zwecksetzenden Wollens überhaupt ist, und einen integrierenden Theil des psychologischen Gesammtzustandes bildet, aus dem unsere Willensentscheidungen hervorgehen.

III.

Gehen wir nun die einzelnen Stadien des ganzen Processes genauer durch, so bietet sich als Gegenstand der Untersuchung theils die Art und Weise, wie sie zu Stande kommen, theils die specielleren Variationen, deren sie fähig sind.

1. a. Die Entstehung des Projects.

Die Wege, auf denen die möglichen Objecte unserer

Willensentscheidungen, also Vorstellungen künftiger Zustände, die einen sollicitierenden Reiz ausüben, in unser Bewußtsein treten, sind, wenn wir die Entstehung ethischer Ideen bei Seite lassen, folgende:

α. Die eine Hauptquelle, aus welcher Aufforderungen zum Wollen uns zufließen, sind die wechselnden Gefühlszustände und das aus ihnen unwillkürlich und widerstandslos sich entwickelnde Begehren.

Jeder unbehagliche Zustand, in welchem wir uns befinden, weckt ein Verlangen, aus ihm herauszukommen; der Gegenstand dieses Verlangens ist zunächst die ganz unbestimmte weil bloß negative Vorstellung der Befreiung von der Unlust, aber indem dasselbe unsere Vorstellungsthätigkeit in Bewegung setzt, bietet die Erinnerung aus früherer Erfahrung die Vorstellung der Mittel, welche die Unlust enden, und das unbestimmte Verlangen erhält jetzt sein bestimmtes Ziel. So erweckt der Hunger das Verlangen nach Speise, der Frost das Verlangen nach Umhüllung, die Unlust der Sonnenhitze das Verlangen nach Schatten u. s. f.

Für unser Bewußtsein aber verdrängt die bestimmtere, anschaulichere Vorstellung die unbestimmtere; die Speise wird der im Vordergrund stehende Gegenstand des Verlangens, mit dem das Aufhören des Hungers verschmilzt.

Jedes wahrgenommene Object ferner und jedes Phantasiebild, mit dem sich die Vorstellung einer Lust, eines Genusses verknüpft, erweckt das Streben nach diesem Genuß, das Gelüsten. — Jenes Verlangen und dieses Ge-

lüsten sind die beiden Formen des nicht weiter definierbaren rein inneren, ohne unser Zuthun eintretenden Zustandes, den wir Begehren nennen, des empfundenen Drangs aus der Gegenwart heraus nach der vorgestellten und anticipierten relativ höheren Lust der Zukunft hin. Dieser Drang verknüpft sich dann, ursprünglich ebenso ohne Dazwischentreten einer Ueberlegung und eines bewußten Wollens, mit Bewegungsreizen, die, wenn sie nicht gehemmt werden, zu wirklichen Bewegungen führen; weshalb die Sprache den inneren Zustand durch diese äußere Folge bezeichnen kann (ὀρέγεσθαι, streben, ver-langen).

Aber dieses fortwährend in uns sich erzeugende Verlangen, Gelüsten, Begehren ist als solches noch kein Wollen; und gegen die heutzutage herrschende Neigung, die Grenzen der Begriffe aufzuheben bis zur Formel eines unbewußten Wollens, ist auf die Scheidung von Wollen und Begehren Gewicht zu legen, die Aristoteles schon sicher festgestellt hat und die auch der Sprachgebrauch, obwohl er oft die Grenzen zu verwischen scheint, doch im Wesentlichen beobachtet. Das bloße im Moment auf äußere Reize entstehende Begehren erscheint als etwas Passives, was dem Subject angethan wird, was es in sich findet („mich verlangt, mich gelüstet"); erst wenn die Reflexion auf das eigene Selbst dazwischen tritt, das die unwillkürlichen Regungen beherrscht und entweder hemmt oder durch eigene Thätigkeit bejaht und zu den seinigen macht, tritt das Wollen ein[2]). Das Beherrschtsein durch das Begehren, vermöge dessen unmittelbar jedes momentane

Begehren und jedes Gelüsten in Handlung übergeht, erscheint als der rein thierische Zustand der bloßen ἐπιθυμία; erst wo dieser unwillkürliche Ablauf durch eine Reflexion auf das Selbst und sein Verhältniß zum begehrten Object, also durch einen Anfang von Ueberlegung gehemmt war, tritt das Wollen als etwas Actives, mit Bewußtsein aus der Einheit des Subjects entspringendes ein. Von dem Hunde, der nach einem vorgehaltenen Bissen sofort schnappt, sagen wir nicht, er wolle ihn; aber wir sagen, „er will ihn nicht", wenn er ihn in Folge einer Drohung oder früherer Dressur verweigert, weil jetzt das Begehren durch anderes gehemmt war, das nur wirken konnte, weil es sich in der Einheit des Hundebewußtseins mit jenem begegnete. Der Conflict verschiedener Begehrungen ist es zuerst, der das Thier wie den Menschen auf sich selbst zurückwirft und auch im Thiere Reflexion, Ueberlegung, Wahl zwischen verschiedenen Objecten und damit die allgemeine Form des Wollens erzeugt; die Höhe des Wollens aber richtet sich nach der Deutlichkeit und dem Umfang der Vorstellung des eigenen Selbst, und seiner Verhältnisse zur Außenwelt. (Wenn die frühere Psychologie dem sinnlichen Begehren das vernünftige Wollen gegenüberstellte, so ist der letztere Ausdruck richtig, wenn er nur sagen will, daß ein von der Macht der unmittelbaren Begierde befreites, vergleichendes Denken dem Wollen zu Grunde liegt; unrichtig, wenn darum dem Thiere die Möglichkeit der Form des Wollens abgesprochen wird. Will man das

Wollen an das „Selbstbewußtsein“ knüpfen — kann der Hund ohne „Selbstbewußtsein“ auf seinen Namen gehen?)

So wenig also das Begehren selbst schon ein Wollen ist, so leitet es durch den Reiz, den es ausübt, doch überall das Wollen, die Entscheidung ein, ob dem bestimmten einzelnen Begehren Folge zu geben sei oder nicht.

β. Eine zweite Hauptquelle der Zweckgedanken sind Aufforderungen von Andern durch Beispiel, Rath oder Befehl; sie geben zugleich die Vorstellung des möglichen Zwecks und den Impuls ihn zu dem meinigen zu machen; auf diesem Wege treten durch die Erziehung zuerst die ethischen Zwecke ins Bewußtsein. Die Abhängigkeit des Menschen von der Gesellschaft, in der er lebt, ist so groß, daß auch in diesem Gebiete vielfach in der Form des Begehrens, d. h. reflexionslos und blind, ohne Hindurchgang durch ein ausdrückliches Wollen die Aufforderung ausgeführt wird; der eigene Wille offenbart sich ja hier zuerst im Nein, im Ungehorsam gegen die Zumuthung.

γ. Eine dritte Quelle von Vorstellungen des Zukünftigen, welche Fragen an unsere Willensentscheidung stellen, ist die Voraussicht dessen, was der Lauf der Natur oder die Thätigkeit Anderer herbeiführen wird. Steht die erwartete Wirkung äußerer Ursachen in irgend einer Beziehung zu meinen Interessen, so kann sie mich nicht gleichgültig lassen. Aber wo sie sofort als günstig erkannt wird, stellt sie keine Frage an unser Wollen, sie kann nur Hoffnung und Freude erwecken; nur wo das erwartete Geschehen in irgend einer Hinsicht ein Uebel für uns scheint, uns

Schmerz, Verlust, Rechtsverletzung droht, unsere sonstigen schon gewollten Zwecke oder unsere unmittelbaren Begehrungen kreuzt, stellt unsere Voraussicht die Frage, ob wir es hindern sollen. Das Project also, das uns dann beschäftigt, ist das Nichtsein eines vorausgesehenen Ereignisses. Es bedarf keiner Ausführung, wie vielfach unsere Ueberlegung durch solche Fragen der Abwehr dessen, was uns widerwärtig ist, in Anspruch genommen wird.

1. b. Das Stadium der Ueberlegung.

α. Die Ueberlegung der Frage: Soll ich? kann zu einem sicheren und unzweifelhaften Resultate führen oder nicht.

Die Prämissen, von denen das überlegende Denken ausgeht, sind zu einem großen Theile schon vorher festgestellt: allgemeine Zwecke und Regeln, aus denen die Bejahung eines speciellen Zweckgedankens mit logischer Nothwendigkeit und ohne Einsprache von irgend einer Seite her zweifellos erfolgt, sobald die Subsumtion des vorliegenden Einzelfalls vollzogen ist. In solchen Fällen kommt das Stadium der Ueberlegung kaum zum Bewußtsein; die Gewohnheiten des Denkens vollziehen sich ohne besondere Aufmerksamkeit, und ebenso folgt das Wollen der Gewohnheit. Niemand bedarf der ausdrücklichen Ueberlegung, ob er unter den gewöhnlichen Verhältnissen sein Berufsgeschäft treiben soll; der Kaufmann nicht, ob er seinen Kunden die Waaren zeigen, überlassen und Bezahlung dafür annehmen soll; der Arzt nicht, ob er zu seinen stehenden Patienten zur ge-

wohnten Zeit gehen soll; es versteht sich von selbst, daß er das will.

In andern Fällen wird die Bejahung des Zweckes herbeigeführt dadurch, daß einem lebhaften irgendwoher im Augenblick erregten Begehren die Reflexion nur keine Hemmung entgegenzusetzen weiß. Wer Erdbeeren im Walde findet, hat keine Regel, aus der er beschließen müßte sie zu pflücken; er pflückt sie, weil ihn nach dem Wohlgeschmack gelüstet; aber doch folgt er nur darum dem Begehren, weil weder ein Rechtsgrund noch etwa diätetische Vorsicht ihn abhalten. Weil er durch solche Erwägungen, wenn auch noch so flüchtig, hindurchgeht, ist sein Thun nicht reine Folge der Begierde, obgleich diese den einzigen positiven Grund seines Wollens enthält.

Ebenso wird, wo es sich um die Frage handelt, ob ich etwas hindern soll, entweder der schon festgestellte allgemeine Zweck entscheiden, den das drohende Ereigniß vereiteln würde, oder eine lebhafte Abneigung gegen eine Unlust, wie wenn ich eine Oeffnung schließe, durch die Rauch in mein Zimmer dringt; in diesem Falle ist nur das aus der erwarteten Unlust entsprungene negative Begehren der Grund meines Wollens; aber ein Willensact wird doch vollzogen, sofern ich zugleich sehe, daß keine andere Rücksicht die Abwehr der Schädlichkeit verbietet. Die Beweglichkeit des menschlichen Denkens ist im normalen Zustande so groß, daß wir immer das Recht haben, zunächst nicht das einfache unmittelbare Begehren, sondern das vom Wollen bejahte Begehren vorauszusetzen.

Sondert sich in solchen Fällen die Ueberlegung meist nicht als besonderes Stadium aus, wenn nicht die Complication der Frage eine ausdrückliche Anstrengung des Denkens erfordert, so steht es umgekehrt da, wo das überlegende Denken zu keinem bestimmten Ja oder Nein kommt.

Diese Unvollendbarkeit tritt vor allem da ein, wo incommensurable Interessen in Conflict treten, Pflicht und Neigung, Ehre und Vortheil; wo also von verschiedenen Prämissen aus entgegengesetzte Resultate sich ergeben, ohne daß der Werth derselben mit demselben Maßstab gemessen werden könnte: hier gestaltet sich die Ueberlegung zum inneren Kampf, den keine noch so feine und umfassende Rechnung endigen kann, wie die Ungewißheit, was vortheilhafter ist, oder was sittlich richtiger ist, durch Denken sich endigen läßt.

Das überlegende Denken ist aber auch dann unvollendbar, wenn der als Zweckgedanke sich darbietende zukünftige Zustand sich nicht in seiner Totalität mit allen Nebenumständen und Folgen voraussehen läßt, wenn mit der Befriedigung, die er in irgend einer Hinsicht verspricht, Gefahren der Nichtbefriedigung in anderer Hinsicht verbunden sind. Die Frage, ob ich eine mir angebotene Stellung annehmen soll, macht mir unmöglich, alles zu übersehen, was dieselbe mit sich bringen wird; im besten Falle muß ich mit Wahrscheinlichkeiten operieren, die sich nicht schätzen lassen, und es ist ganz vergeblich, von dem rechnenden Denken den entscheidenden Abschluß als sichere

Conclusion aus gegebenen Prämissen zu erwarten; die Ueberlegung kommt nicht zum Ziel, und soll die Willensentscheidung erfolgen, so muß sie einen andern Charakter als den eines seiner zureichenden Gründe sich bewußten Beschlusses annehmen.

β. Die Ueberlegung über die Frage „kann ich" (im Sinne der bloß physischen, nicht der sogenannten moralischen Möglichkeit, die unter die vorige Frage fällt) ist rein theoretischer Natur. Sie betrifft die Causalverhältnisse, die zwischen Bewegungen meiner Glieder und dem projectierten Zustand bestehen, und ihre Beantwortung ist bedingt durch die Kenntniß der Gesetze, nach denen Veränderungen bestimmter Dinge von den auf sie gerichteten Bewegungen und der gegenseitigen Lage, in welche sie dadurch kommen, abhängig sind. Wo diese Verhältnisse sehr einfach und unserer Vorstellung geläufig sind, wo z. B. eine einfache eingeübte Bewegung ausreicht, meinen Zweck zu verwirklichen, kommt diese Frage, weil sie zu keinem Denken reizt, nicht für sich zum Bewußtsein; die psychologische Association führt den Gedanken der nöthigen Handlung herbei und ohne Hemmung geht der Willensimpuls daraus hervor. Wenn mir eine Erklärung zur Unterschrift vorgelegt wird, überlege ich nicht, ob ich die Fähigkeit habe meinen Namen zu unterschreiben; ist die Frage: Soll ich? bejaht, so folgt die Handlung ohne ein dazwischentretendes weiteres Denken, auch die einzelnen Züge der Feder bedürfen keiner besonderen Willensimpulse, sondern laufen nach eingeübten Associationen auf einen einzigen Anstoß ab.

In andern Fällen steht zwar die Möglichkeit, 'meinen Zweck zu realisieren, im Allgemeinen fest, es gibt mir bekannte Ursachen, die den Zweck herbeiführen, und diese Ursachen sind der Art, daß ich sie in Bewegung setzen kann; aber dieses Können ist kein unbedingtes, sondern hängt von den jeweiligen Umständen, von der Abwesenheit negativer Bedingungen u. s. w. ab. Der Gedanke, ein Haus zu erwerben, oder an einen bestimmten Ort zu reisen, enthält keine Unmöglichkeit, wie der Gedanke, das Wetter zu regulieren; ich weiß, was dazu gehört, und daß unter Umständen ich in der Lage sein werde, das Project auszuführen; ob aber diese Umstände schon vorhanden sind oder später eintreten, und auf welchem Wege mir die Erreichung des Zieles möglich sein wird, weiß ich nicht.

Bestimmter gestaltet sich meine Einsicht, wenn ich einerseits erkenne, daß für die Gegenwart mein Project nicht realisierbar ist, andrerseits aber von der Zukunft eine Aenderung der Umstände erwarte, die mir dasselbe möglich macht. Eine Reise nach Rom ist für jetzt unausführbar, denn ich habe keine Zeit und kein Geld dazu; aber ich erwarte, daß die Zukunft mir beides verschaffen wird, die Ueberlegung der Möglichkeit führt also zu einem Resultate, das bestimmt bejahend, nur gegenüber von dem, was ich jederzeit und augenblicklich vermag, zeitlich eingeschränkt ist.

Auch diese verschiedenen Abstufungen der Möglichkeit führen zu Modificationen in der Natur des dritten Moments, das wir oben genannt haben, der Willensentscheidung.

1. c. Die Willensentscheidung.

α. Setzen wir zunächst, daß die Frage „Soll ich" durch die Ueberlegung einfach und unzweideutig bejaht würde, daß aber die Realisierbarkeit des Projects durch meine Thätigkeit ganz unentschieden bleibt, oder sogar für die mir bekannten Verhältnisse verneint werden mußte, sei es, daß ich überhaupt die Realisierbarkeit des Projects verneinen muß, sei es, daß seine Verwirklichung von Ursachen abhängig ist, über die ich keine Macht habe, z. B. von Menschen, auf die ich weder durch Befehle noch durch Bitten zu wirken vermag: so ist ein Wollen unmöglich, und mein Gedanke ein Gegenstand des bloßen Wunsches. Denn der Wunsch, der vom Begehren sich unterscheidet — die Thiere wünschen nicht — ist das durch die denkende Reflexion hindurchgegangene innere Hinstreben nach einem Zustande, den ich als ein Gut vorstelle, den ich aber weder mit Sicherheit erwarten noch selbst herbeiführen kann; darum drückt sich auch der Wunsch ganz correct aus durch das conditionale „Ich wollte" — wenn ich nemlich könnte. Ich wünsche, was allein das Glück oder der gute Wille Anderer zu bringen vermag, und dehne, um so gewisser je lebhafter meine Vorstellungsthätigkeit ist, mein Wünschen auch auf bloße Phantasiegebilde aus. Der Wunsch erhebt sich über die realen Beschränkungen des Ich und seiner Verhältnisse und schafft sich eine Welt nach seinem Herzen; er belebt uns durch die imaginäre Lust, welche eine gehoffte oder geträumte Befriedigung unserer Neigungen ge-

währt. Von dieser Seite angesehen ist Wünschen ein müssiges Spiel und das Gegenstück des ernsthaften realen Wollens, das sich nur auf Zwecke richtet, die als Bestandtheile der realen Welt gedacht werden, und es hat seine Bedeutung nur darin, daß es offenbart, worin der Einzelne sein Glück und seine Befriedigung sucht, also ein Symptom der Neigungen und des Naturells ist. Auf der andern Seite ist das Wünschen wieder die allezeit wirksame elastische Triebfeder, welche die Aufmerksamkeit auf die wirkliche Welt spannt und uns auf die Gelegenheiten lauern läßt, die dem Wunsche die Möglichkeit der Verwirklichung versprechen, um ihn in das zwecksetzende Wollen überzuleiten; und der Idealismus des Wunsches, der sich auf das Beste richtet, ist überall thätig, wenigstens das Bessere herbeizuführen.

Wo die Möglichkeit der Ausführung als vorhanden angenommen, aber der bestimmte Weg zum Ziel noch nicht gefunden ist oder nicht sofort betreten oder wenigstens nicht mit Einem Schritt zurückgelegt werden kann, existiert der bejahte Zweck als Absicht. In der Absicht setzt sich das rein innere Bejahen von dem ausführenden Wollen bestimmt ab; sie sieht das Ziel in der Ferne und mißt daran die Mittel; das Wort betont darum auch das rein Innere, was gewollt wurde, gegenüber dem was wirklich, durch Zufall oder Ungeschicklichkeit, geschah; nach anderer Richtung scheidet es den entfernteren Endzweck von dem zunächst gewollten Mittel und den bloßen Vorbereitungen.

Kommt die von der Absicht eingeleitete Aufsuchung geeigneter Mittel zu dem Ergebniß, daß dieselben zwar

jetzt nicht zu Gebote stehen, aber in Zukunft zur Verfügung stehen können, so nimmt die Absicht den Charakter eines hypothetischen Wollens an. Ein hypothetisches Wollen kann aber in zwei Richtungen bedingt sein: Entweder ist der Zweck selbst bedingt gesetzt, nur unter einer Bedingung bejaht, daß ich etwas thun will — wie z. B. meine Absicht einen Armen zu unterstützen, wenn er geordnet und sparsam ist; oder ist der Zweck selbst seinem Inhalte nach unbedingt gewollt, bedingt nur hinsichtlich des Vorhandenseins der Mittel, der Macht ihn zu realisieren, der passenden Zeit der Ausführung — das ist das Vorhaben, der Vorsatz: ich habe vor, ich nehme mir vor (bezeichnend in animo habeo), den Armen zu unterstützen, sobald sich die Gelegenheit bietet. (Der juristische Gebrauch des Wortes „Vorsatz", „vorsätzlich" ist von der gewohnten Bedeutung des Wortes „Vorsatz", das Beschluß und Ausführung zeitlich zu scheiden pflegt, verschieden, und insofern weiter, als er auch den unmittelbar in Handlung übergehenden Beschluß begreift.) Den Charakter des hypothetischen Vorsatzes nimmt insbesondere das Wollen allgemeiner Zwecke an, die sich je nach der Gelegenheit durch bestimmte Handlungen verwirklichen; der Vorsatz, sparsam zu sein, läßt sich nur durch eine lange Reihe einzelner Handlungen ausführen.

β. Ergeben sich diese Modificationen der Willensentscheidung aus den verschiedenen Resultaten der Ueberlegung der Möglichkeit, so tritt, wo die Frage „Kann ich" bejaht war, die Frage „Soll ich" aber nicht zum Beschlusse ge-

führt hat, die Willensentscheidung in der Form des *Entschlusses* auf. Trotz der Unvollendbarkeit des Denkens wird ein Project bejaht oder verworfen, die Ueberlegung wird durch einen souveränen Act des Wollens, oft mit Gewalt, abgebrochen; gegenüber der Gefahr mit einem Ich wags! jacta alea esto!, gegenüber der Versuchung mit einem Ἄπαγε Σατανᾶ! tritt der Mensch als Herr auch seinen eigenen Gedanken gegenüber, ihnen Schweigen gebietend und ihren Streit durch einen Machtspruch endigend. *Unschlüssig* ist, wer noch im Stadium der Ueberlegung sich befindet; *unentschlossen*, wer geneigt ist seine Entscheidung hinauszuschieben, bis die Ueberlegung ein Facit gibt, bei welchem Gewißheit oder wenigstens ein berechenbarer Ueberschuß von Wahrscheinlichkeit sich zeigt; *entschlossen*, wer die Ueberlegung abbricht, die er doch nicht vollenden kann. Häufig führt ja schon der Mangel an Zeit, die Ueberlegung zu vollenden, die Nothwendigkeit des Entschlusses herbei.

γ. Es liegt in der Natur des *Entschlusses*, daß der Mensch dabei sich keiner *zwingenden* Gründe bewußt ist, die ihn unfehlbar nach einer Seite bestimmen; stat pro ratione voluntas. Ich kann angeben, welche Rücksichten mir beim Entschlusse vorgeschwebt haben, ich kann ihn vielleicht nachträglich als die vernünftige und richtige Entscheidung construieren; aber es war doch nur Sache meines Wollens, daß ich der einen Rücksicht andere Rücksichten untergeordnet habe, denen ich ebensogut hätte größeren Werth beilegen können; ich fühlte mich *frei*, auch anders zu entscheiden, und *unsicher*, ob ich richtig ent-

scheide. (Warum von „Entschluß“ auch da gesprochen werden kann, wo ich der Richtigkeit gewiß bin, wird unten erhellen.)

Ob ich wirklich frei bin; ob nicht hinter meinem Bewußtsein Gründe lagen, die mich widerstandslos und unfehlbar bestimmten, ist hier nicht zu entscheiden; jedenfalls darf das Unbewußte, was mich bestimmt, einen vorgestellten Zweck zu *wollen*, nicht selbst wieder ein *Wollen* genannt werden, wenn keine Verwirrung entstehen soll; ebensowenig darf gesagt werden, daß, wenn einem überlegten Wollen entgegen doch in einem unbesonnenen Augenblick eine entgegengesetzte Handlung ausgeführt wird, daraus zu erkennen sei, was der Mensch eigentlich *wolle*, ohne es zu wissen. Was er damit verräth, ist nur die *Natur seiner Triebe* und die *Schwäche* seines Wollens; und der Ausdruck Rom. 7, 16; ὃ οὐ θέλω, τοῦτο ποιῶ ist in solchen Fällen ein vollkommen zutreffender und richtiger. Denn der Bewegungsimpuls, von dem die momentane Ausführung einer bestimmten Bewegung abhängt, wird nicht blos, wie es im Zustande vollkommener Selbstbeherrschung geschieht, durch das selbstbewußte Wollen eines Zwecks, sondern auch durch andere psychische Vorgänge ausgelöst; er folgt auch, wo das selbstbewußte Wollen fehlt oder zu schwach ist, um die augenblicklichen Bewegungen des Innern vernünftigen Zwecken unterzuordnen, der unvernünftigen Begierde, dem bloßen Triebe, der affektvollen Erregung des Augenblicks, oder der Gewohnheit. In andern Fällen allerdings hatte sich die dem Bewußtsein gegenwärtige Sachlage so verändert, daß das frühere Wollen durch ein anderes aufge-

hoben wurde. Soll nur die That über den Inhalt des Entschlusses entscheiden, so wäre nie ein Entschluß aufgegeben worden.

An der Anwendung des Causalbegriffs auf diejenigen Willensacte, bei denen ich mir eines freien Entschlusses bewußt bin, scheiden sich die deterministische und die indeterministische Theorie und die einzelnen Variationen beider. Die indeterministische Lehre bezeichnet als die Ursache davon, daß ein bestimmter Zweck gewollt wurde, nur das wollende Subject selbst, das, eben darin von den übrigen Wesen verschieden, in seinem Wollen frei, d. h. nicht durch irgend welche äußeren oder inneren Umstände mit unfehlbarer Nothwendigkeit gezwungen sei, eine bestimmte Möglichkeit zu bejahen, sondern unter den verschiedenen Möglichkeiten aus sich heraus entscheide, im Acte des Wollens selbst sich die Richtung auf diesen oder jenen Zweck gebe, die nicht aus den vorangehenden Datis berechnet werden konnte. Die deterministische Lehre setzt als Ursache des bestimmten Wollens principaliter ebenso das wollende Subject, dessen Thun ja das Wollen ist, aber dieses bestimmte Wollen trat nach einer Nothwendigkeit ein, vermöge der das Subject seiner unveränderlichen oder so gewordenen geistigen Natur gemäß unter den gegebenen Umständen eben so wollen mußte; einer Nothwendigkeit, die ebenso berechenbar wäre wie der Fall eines schweren Körpers, wenn wir die psychologischen Gesetze ebenso genau wüßten wie die Fallgesetze, und die Thatbestände, auf die sie angewendet werden, so genau feststellen könnten, wie die Lage des Steins vor dem Fall.

Immer aber ist die Frage: Was ist der Grund, daß ein zunächst als möglich vorschwebender Gedanke wirklich gewollt und dadurch zum Zweck gemacht wird? Die Antwort kann nicht sein, daß der Zweck selbst der Grund des Wollens ist, das jenen Gedanken erst zum Zweck machte. Der Satz „Ohne Zweck kein Wollen [3])" ist ein rein analytischer, aus dem Correlationsverhältnisse der Begriffe Zweck und Wollen hervorgehender; er drückt kein dem Causalgesetz paralleles Gesetz aus, denn dieses lautet nicht: Keine Wirkung ohne Ursache — was ebenso aus der Correlation folgt — sondern: Kein Geschehen, das nicht Wirkung einer Ursache wäre. „Ohne Zweck kein Wollen" heißt in andern Worten: es läßt sich kein Wollen denken, das nicht Wollen eines Zwecks wäre; wer will, der will etwas, was er vorstellt, und dieses nennen wir Zweck; die Vorstellung ist zwar die conditio sine qua non, aber nicht darum die erzeugende Ursache des Wollens. Der Satz: „Ohne Zweck kein Wollen" entspricht dem Satze: „Ohne Raum keine Bewegung": der Raum ist die conditio sine qua non der Bewegung, die Bewegung ist gar nicht denkbar ohne den Raum, aber der Raum ist nicht die Kraft, welche den Körper bewegt; oder er entspricht noch genauer dem Satz: Keine Bewegung ohne Richtung; mit dem Begriff der Bewegung ist gegeben, daß sie irgend eine Richtung hat, keine Bewegung kann wirklich sein ohne bestimmte Richtung; aber die Richtung erklärt nicht die Bewegung.

Mit der Erkenntniß also, daß alles Wollen das Wollen eines Zwecks ist, fällt die Frage noch nicht weg, was

denn nun die Ursache sei, welche den Menschen bestimmt, einen irgendwie entstandenen Gedanken eines Zukünftigen zu seinem Zweck zu machen, d. h. zu wollen; und in der Erkenntniß, daß diese Ursache nicht derselben Art ist, wie die mechanischen Bewegungsursachen in der äußeren unbeseelten Natur, ist noch nicht enthalten, daß sie nicht doch in demselben Sinne Ursache sei, daß es nicht Naturgesetze des Wollens gebe, die nur jetzt in der psychischen Natur des Menschen gegründet sind. Alle wissenschaftliche Anwendung des Causalitätsbegriffes[4]) in der äußeren Natur nimmt an, daß aus einem gegebenen Thatbestand, aus gegebenen Zuständen eines Körpers A und seinen Relationen zu andern Körpern eine Veränderung von A mit einer Nothwendigkeit folge, die sich durch ein allgemeines Gesetz ausdrücken lasse, und die zuletzt in dem Wesen des A selbst gegründet sei. Wenn wir das Frieren des Wassers causal erklären, so gehen wir zuerst auf die Nothwendigkeit zurück, daß Wasser unter 0° erkältet, fest werde, und darin zeigt sich eben die Natur des Wassers; weiterhin auf die Gesetze der Abgabe der Wärme an eine kältere Umgebung, welche ebenso die Natur des Wassers mit constituieren. Fragen wir nach der Ursache eines bestimmten Wollens, so suchen wir ein Gesetz, nach welchem aus der Thatsache, daß der Mensch den Gedanken eines künftigen Zustands aus irgend einer weiter zurückliegenden Veranlassung faßt, mit Nothwendigkeit das Wollen dieses gedachten Zukünftigen hervorgeht, und diese Nothwendigkeit wäre eben der Ausdruck seiner Natur. Die

Ursache des Wollens zerlegt sich dann in dasjenige, was den Gedanken herbeiführte, und die Natur des Menschen, der, wenn dieser Gedanke in seinem Bewußtsein war, ihn wollen mußte. So ist für die Psychologie Spinoza's das Wollen nothwendig, sobald der Gedanke des Künftigen eine Förderung meiner Selbsterhaltung, einen Nutzen für mich enthält; dann muß ich dasselbe wollen, weil es in der Nothwendigkeit meiner Natur liegt, mich selbst zu erhalten; und individuell verschieden ist nur, was ich als für mich nützlich ansehe. Nicht das, daß mir irgend ein Zweck vorschwebt, sondern das bestimmte Verhältniß des darin Gedachten zu mir selbst enthält den Grund es zu wollen. Damit ist sehr wohl vereinbar, daß es gar nichts Aeußeres gibt, was jeden Menschen zwingen müßte es zu wollen, und daß die Gewalt der Natur und die Drohung des Menschen an dem festen Willen scheitern kann; dann war das Verhältniß des Gedankens, sich durch Nachgiebigkeit zu retten, zu dem wollenden Menschen nicht der Art, daß er ihn wollen mußte, sondern es lag in der Natur dieses Menschen, andere Zwecke selbst um den Preis seines Lebens festzuhalten; aber das beweist keine Unabhängigkeit des Willens vom Causalitätsgesetz überhaupt, sondern nur die Unmöglichkeit, ein für Alle in gleicher Weise gültiges Gesetz aufzustellen, nach welchem unter denselben Umständen jeder dasselbe will. Die psychologische Causalität im deterministischen Sinn unterscheidet sich also formell nicht von der Causalität auf andern Gebieten, wo Zustände sich gesetzmäßig aus andern Zuständen erzeugen, sondern nur durch die inhaltliche Be-

schaffenheit dieser Zustände; diese sind hier etwa mechanische Bewegungszustände, dort zum Theil wenigstens Bewußtseinszustände. Der Schein, als ob der Zweck als solcher den Grund des Wollens enthalte, entsteht nur, wenn zweierlei Wollen verwechselt wird, das Wollen des Zwecks und das Wollen der auf seine Hervorbringung gerichteten Handlung; für dieses allerdings liegt der Grund in dem Zweck, genauer in dem vorangehenden Wollen des Zwecks; sagt man „Keine Handlung ohne Zweck", so spricht dieser Satz das psychologische Causalgesetz aus, daß die auf Bewegungen meiner Glieder gerichteten Willensakte einen auf ihren Erfolg gerichteten Willen als ihre Ursache voraussetzen.

An diesem Punkte begegnet uns der vieldeutig schillernde Ausdruck „Motiv". Stellen wir uns auf deterministischen Boden, so kann unter „Motiv" nur dasjenige verstanden werden, was den Menschen vermöge seiner Natur und der dieselbe ausdrückenden Gesetze zu einem bestimmten Willensacte determiniert. Wo er sich dieser Determination bewußt ist, wo er weiß, warum er das will, was er will, da ist das Motiv eines bestimmten Wollens unmittelbar nichts anderes als der letzte Zweck, der durch dieses Wollen erreicht wird, und den er ein für allemal anerkannt hat — wiederum durch ein Wollen. Das Motiv der Arbeit ist Gewinnung des Lebensunterhalts; daß ich leben will, versteht sich von selbst, und weil ich das will, bin ich mir bewußt, auch die Mittel dazu wollen zu müssen; das Motiv eines Mordes ist Gewinnung

einer Erbschaft, das Motiv einer Reise Zerstreuung u. s. f. Wo wir von edeln oder unedeln Motiven reden, meinen wir zunächst immer allgemeine Zwecke, welche die Wahl einer bestimmten Handlungsweise nach sich ziehen; wir sprechen von Motiven des Eigennutzes, des Ehrgeizes, und wollen damit sagen, daß der das einzelne Wollen leitende allgemeine Zweck die Gewinnung von Vortheilen, die Gewinnung von Ehre sei.

Unsere Aufsuchung der psychologischen Ursachen geht nun aber weiter zurück auf die natürliche Basis, aus der das Wollen solcher Endzwecke entspringt, einerseits auf die einzelnen Gefühlszustände aus denen es regelmäßig hervorgeht, und weiterhin auf die Natur des Subjects, vermöge der diese eintreten, andererseits auf die äußeren Veranlassungen dieser Gefühle. Das Motiv eines Almosens ist zunächst der Wille dem Bedrängten zu helfen; der Wille dem Bedrängten zu helfen entspringt aus Mitleid, also ist Mitleid als momentaner Gefühlszustand das Motiv; dieser Zustand wird aber erregt, weil das Individuum dafür empfänglich ist, also ist Weichherzigkeit und Gutmüthigkeit das Motiv; andrerseits wird das Mitleid durch den Anblick der Noth erregt, also wird in diesem der Grund des Mitleids und des Willens zu helfen und des Almosens gesucht. Das Motiv einer Brandstiftung ist die Absicht den Betroffenen zu schädigen; diese geht als Racheverlangen aus dem Gefühl des Hasses in Folge von Mißhandlung hervor, aber nur weil der Brandstifter für solche Gefühle empfänglich, rachsüchtig ist; andererseits kann auch die erlittene Miß-

handlung selbst Motiv genannt werden. Auf die Frage also: Warum hat A dem B das Haus angezündet, kann ich nacheinander antworten: weil er ihm schaden wollte, weil er ihn haßte, weil er rachsüchtig ist, weil er von B mißhandelt war; jede dieser Antworten gibt einen näheren oder entfernteren Erklärungsgrund, keine für sich den ganzen, der in der thatsächlichen Veranlassung und der Natur des Menschen zusammen liegt.

Von dem nächsten Motive also, das ein bewußter Zweck ist und als solcher gewollt wird, geht die causale Erklärung weiter zurück auf den Grund, aus dem dieses Wollen entspringt, und findet ihn in derjenigen Beschaffenheit der menschlichen Natur, vermöge welcher in ihr Gefühle erregt werden und aus diesen Gefühlen der Drang zu bestimmten Richtungen des Thuns hervorwächst; theils vermöge des allgemeinen Gesetzes, daß Unlust den Drang erweckt sich von ihr zu befreien und vorgestellte Lust den Drang sie zu genießen, theils vermöge der specielleren und individuellen psychologischen Gesetze, nach denen Vorstellungen einer bestimmten Art lebhaften Reiz auf uns ausüben; d. h. sie geht zurück auf das was wir Trieb nennen, um den dauernden Grund zu bezeichnen, vermöge dessen die Vorstellungen bestimmter Richtungen und Erfolge unseres Thuns einen Reiz auf uns üben und mit der Erwartung der Befriedigung verbunden sind (Wissenstrieb, Ehrtrieb u. s. w.); Triebe die theils allgemein menschliche, theils individuell verschiedene sind. Diese Triebe als solche kommen uns nicht zum Bewußtsein; der Brandstifter empfindet

nur die Folge des Rachetriebs, das Verlangen, dem Beleidiger zu schaden; aber er reflectiert nicht, warum er das will, und warum ihm das Befriedigung verspricht; die Lust zur Rache ist einfach da als gebietende Macht, der letzte Grund seines Wollens aber ist ihm verborgen, und wenn er entgegenstehenden Rücksichten, der Furcht vor Strafe u. s. w. gegenüber sich zu dem Verbrechen entschließt, so zeigt er damit die Stärke des Rachetriebs, für sein Bewußtsein aber ist seine Willensentscheidung ein Letztes.

Er kann sich hinterher von dem deterministischen Psychologen belehren lassen, daß er so gehandelt, weil die Rachsucht in ihm stärker gewesen sei als die Furcht vor Strafe; in dem Momente aber, in dem er sich entschließt, weiß er nur, daß er dem Gehaßten schaden will; und in tausend Fällen wird der Wollende selbst keinen andern Grund seines Handelns angeben können, als daß er eben will, daß es ihm so beliebt, so gefällt. Die Schopenhauer'sche Lehre, daß wir durch unser wirkliches Thun unsern Charakter kennen lernen, ist consequent; aber sie verwirrt, wenn sie den dem bewußten Wollen und Thun zu Grunde liegenden dauernden Grund desselben selbst wieder als Willen bezeichnet.

Es geht aus diesem Verhältniß von Wollen und Trieb hervor, daß selbst die Rücksicht auf die Befriedigung, die eine Handlung mir gewährt, für das Bewußtsein zurücktreten kann; wer einem Nothleidenden helfen will, denkt dabei nicht an sich selbst; was ihm als bewußter Zweck

vorschwebt, ist das Wohlsein des Andern; erst an der Freude, die ihm das Gelingen verursacht, zeigt sich, daß ein Trieb seiner Natur das Wollen bewirkte.

δ. Eine besondere Untersuchung erfordert die Frage nach der Natur desjenigen Wollens, das die Frage entscheidet, ob ich ein von andern Ursachen eingeleitetes und von mir vorausgesehenes zukünftiges Ereigniß hindern soll oder nicht. Die Voraussetzung, daß es überhaupt zu einem Wollen kommt, ist auch hier das Bewußtsein der Möglichkeit eines Eingriffs; wo ich meiner vollkommenen Unmacht gewiß bin, kann ich Furcht und Hoffnung haben, kann wünschen, daß die drohende Gefahr vorübergehe, aber ein Wollen ist überhaupt unmöglich; das ruhige Geschehenlassen dessen, was ich nicht hindern kann, ist nicht eine Form des Wollens; ich kann nicht wollen, daß die Sonne scheine, oder daß es nicht hagle.

Wo dagegen der Eingriff möglich ist und ich die Frage, ob ich hindernd eingreifen soll, bejahe, da ist ein vollgültiges Wollen vorhanden, obgleich der Zweck desselben zunächst nur negativ bestimmt ist. Ich schließe meine Hausthüre, damit Niemand hereinkommt, ich weiche einem Wagen aus, damit ich nicht überfahren werde u. s. w., was ich also will, ist nur daß ein vorausgesehenes Ereigniß nicht eintritt; erst das Mittel, das ich anwende, ist positiv bestimmt, aber es wird eben nur secundär als Mittel, nicht primär als Zweck gewollt.

Wie nun aber, wenn ich mich entscheide, den Dingen den Lauf zu lassen — was ist der Inhalt meines Wollens?

Will ich dann das, was geschieht, weil ich nicht will, daß es nicht geschieht? Ist dann das Ereigniß, das ich vorausgesehen, und das zu hindern ich mich enthalten habe, mein gewollter Zweck in demselben Sinne wie jeder andere vorausgesehene künftige Zustand, der durch mein Thun zu Stande kommt? Gilt das Nichtwollen des Nichtseins gleich dem Wollen des Seins? Gilt auch hier, daß die doppelte Verneinung eine Bejahung ist?

Darüber kann zunächst gar kein Zweifel sein, daß ein wirklicher Willensact vorliegt, sobald die Möglichkeit das Drohende zu hindern mir zum Bewußtsein gekommen, und die Frage, was ich thun soll, wirklich entschieden, nicht bloß unschlüssiges Zaudern oder bequeme Trägheit von dem Geschehen überholt worden ist. Aber wir werden uns bedenken zu sagen, daß ich das, was zu hindern ich mich enthalte, im selben Sinne gewollt habe, wie die Zwecke, die ich mir von mir aus setze. Wenn ich — vielleicht ungern — einem Diener die Erlaubniß ertheile, einen Tag zu feiern; wenn ich einen Hund, der mich zu begleiten verlangt, obgleich er mir unbequem ist, nicht einsperre; wenn ich einen Baum, der mein Fenster zu überwachsen droht, nicht beschneide, und die Raupen nicht vertilge, die meinen Kohl fressen, — will ich, daß all das geschieht, was aus meinem Nichtsthun hervorgeht? Will ich, was ich nur erlaube, gestatte, zulasse?

Von einer Seite kann man geneigt sein, nur eine Selbstbeschränkung in einem solchen Wollen zu sehen, einen Verzicht auf Ausübung meiner Macht, ein Freilassen

der Kräfte der Natur oder des Thuns Anderer. Indem ich selbst die Grenzen meiner Herrschaft ziehe, ist also auch in diesem Falle der Inhalt meines Wollens ein rein negativer; war er dort das Nichtsein des erwarteten Ereignisses, so ist er jetzt meine Nichtintervention; ich breche die Brücke zwischen mir und dem was vorgehen wird ab, und will bloßer Zuschauer bleiben.

Von der andern Seite kann eingewendet werden: wenn ich entscheide, eine Gasflamme nicht zu löschen, so will ich doch, daß sie weiter brenne; wenn ich den Hahnen einer Wasserleitung nicht schließe, so will ich doch, daß das Wasser ausströmt; wenn ich den Hund, der einen Fremden gestellt hat, auf seine Bitte nicht zurückrufe, so will ich doch, daß der Mann gestellt bleibe; wenn ich dem Diener, der aus eigenem Antrieb ein Geschäft unternimmt, dasselbe nicht verbiete, so will ich doch, daß es gethan werde. Was geschieht, das geschieht, wie die Sprache sagt, mit meinem Willen; ja sie weist noch ausdrücklicher auf den engen Zusammenhang zwischen dem „Lassen" und dem „Wollen" hin, indem sie das „Lassen" sogar für das verwendet, was auf meinen ausdrücklichen Befehl geschieht, wobei also mein Wollen und mein Zweck gar nicht in Frage gestellt werden kann.

Aus dieser Antithese geht wenigstens soviel hervor, daß das bloß formelle Verhalten, das in dem Entschluß etwas nicht zu hindern besteht, nicht genügend ist um zu entscheiden, welcher Art der Zweck ist, den ich dabei will, und Unterschiede in dem Inhalt und Gegenstand des Wol-

lens in sich birgt. In welchem Falle kann gesagt werden, daß ich das *will*, was ich mich entschließe geschehen zu lassen, in welchem Falle nicht?

Die Möglichkeit eines über das Nichtsthun hinausgehenden Wollens ist da offenbar ausgeschlossen, wo das Eintretende mir bei näherem Zusehen völlig gleichgültig ist und in keiner Weise irgend ein Interesse berührt, weder ein persönliches des Nutzens oder Schadens, noch ein ästhetisches, noch ein humanes des Mitleids, weder rechtliche noch sittliche Gesichtspunkte. Wo kein Reiz ist etwas zu wollen, da kann auch kein Wollen desselben stattfinden; und in diesem Falle erfolgt die Entscheidung der Nichtintervention auf Grund der Einsicht, daß das Geschehende mich gar nicht berührt; dann kann nicht gesagt werden, daß ich es gewollt, daß ich es nicht gehindert habe, *damit es geschehe*; die Verhinderung ist unterblieben, weil ich keinen Grund hatte meine Macht auszuüben, nur damit sie ausgeübt werde. Was ich also will, ist lediglich *mein Nichthandeln*.

Dagegen muß ein *Wollen* dessen, was ich zulasse, statuiert werden, sobald es nicht gleichgültig ist, und zwar zuerst dann, wenn ich es darum geschehen lasse, weil ich es als meinen Interessen entsprechend betrachte, also Grund gehabt hätte, es selbst herbeizuführen, dann mache ich es zu meinem *Zweck*; zweitens dann, wenn ich Gründe hätte es zu verhindern, aber aus andern Gründen für das Zulassen mich entscheide; denn in diesem Falle ist das Geschehenlassen die *conditio sine qua non* oder das

Mittel zu meinem Zweck, und um dieses willen mitgewollt.

Wenn ich, um den letzteren Fall zuerst zu betrachten, einem Diener Urlaub zu einer Reise auf einen Tag ertheile, obgleich ich ihn schwer entbehren kann, so stand vor meiner Ueberlegung zuerst der Wunsch, die Reise zu hindern; gebe ich sie doch zu, so muß der Wille die Zwecke des Mannes zu fördern, ihn befriedigt zu wissen u. s. w. den Ausschlag gegeben haben; indem ich das will, will ich auch das Mittel oder die Bedingung dazu. Daß es mir unerwünscht ist, ändert nichts an der Sache; denn es wird überall Vieles gewollt, was für sich niemals Zweck würde, aber als Bedingung eines andern Zweckes gewollt werden muß, weil derselbe auf keine andere Weise zu erreichen ist. Oder wenn ich die Raupen nicht vertilge, die meinen Kohl fressen, so ist mir das Geschäft zu zeitraubend oder zu unangenehm; ich will lieber den Kohl verlieren als mich plagen; der Verlust des Kohls ist der Preis, mit dem ich meine Bequemlichkeit erkaufe; ich will ihn also, wenn ich mich auch darüber ärgere.

Aehnlich, wenn Jemand ein Kind sieht, das im Begriffe steht Tollkirschen zu pflücken und zu verzehren, und dem sich einstellenden Gedanken, daß er es warnen sollte, mit Bewußtsein nicht nachgibt um sich nicht aufzuhalten: so sehe ich keine Möglichkeit zu läugnen, daß er die Vergiftung desselben gewollt habe; denn er weiß, daß entweder das Kind sich vergiftet, oder er einschreiten muß; entscheidet er sich gegen die letztere Alternative, so ent-

scheidet er sich für die erstere; er kann das nicht darum thun, weil ihm gleichgültig ist, was geschieht, denn er braucht einen Willensact, um den natürlichen Impuls zur Rettung zu unterdrücken; und ich kann zwischen diesem Fall und dem andern, wo ich etwa einen Schuldner nicht einklage, obgleich ich sicher weiß, daß damit die Forderung verloren ist, keinen Unterschied finden; hier wird nicht zu bestreiten sein, daß ich den Verlust gewollt habe, der die vorausgesehene unausweichliche Consequenz meines Verfahrens ist. Nur ist auch hier, was ich geschehen lasse, nicht direct mein Zweck, sondern wird nur gewollt als Bedingung oder Consequenz eines andern Zwecks.

Anders steht die Sache nur, wo ich ein Eingreifen unterlasse, weil ich kein Recht und keinen Beruf habe, mich einzumischen, wo also mein Zweck nur der negative der Selbstbeschränkung ist. Aber das wird meist nur da der Fall sein, wo auch meine Macht keine directe ist, sondern von dem Wollen eines andern abhängt, der meine Einmischung zurückweisen kann; und mein Verhalten ist jetzt zwar nicht durch die physische, aber die rechtliche Unmöglichkeit des Eingriffes bestimmt, und ich verhalte mich zu dem, was geschehen wird, wie zu einer Naturgewalt, über die ich keine Macht habe; der allgemeine Zweck, die Freiheit anderer zu achten, legt mir dieses Verhalten auf.

Wo endlich der vorausgesehene Erfolg, der mir die Frage stellte, ob ich ihn nicht hindern soll, weil ich ihn nicht ohne Weiteres als günstig erkannt hatte, bei näherem Zusehen direct meine Zwecke fördert, kann ebenso-

wenig zweifelhaft sein, daß, was ich beschließe nicht zu hindern, durch einen Willensact von mir bejaht, also von mir gewollt ist; ich unterlasse ja die mögliche Gegenwirkung, damit der Erfolg eintrete; ich acceptiere als meinen Zweck, was sich mir ungesucht bietet, in demselben Sinne, in welchem ich anderes bejahe, was ich selbst herbeiführen muß; mein Verhalten ist durch den Willen bestimmt, daß das Erwartete einizete. Inwiefern das Moment der Causalität, das wir oben als integrierenden Bestandtheil in der Vorstellung des Zwecks aufgestellt haben, auch hier nicht fehlt, wird sich später zeigen; hier nur soviel, daß die Behutsamkeit, die wir anwenden, den uns günstigen Lauf der Dinge nicht zu stören, einen wesentlichen Theil unseres practischen Verhaltens ausmacht.

2. Das Stadium der Ausführung. a. Die Ueberlegung der Mittel.

Die berechnende Klugheit geht darauf aus, die Reihenfolge der Veränderungen, welche ein Eingriff in die Welt herbeiführen wird, so vollständig als möglich vorauszusehen. Aber es liegt in der Natur unseres vorbildenden Denkens, daß wir der Richtigkeit unserer Berechnung niemals vollkommen sicher sein können. Wenn ich durch einen Bewegungsimpuls eine nach außen gerichtete Wirkung, die Ursache weiterer Wirkungen hervorzubringen denke, ist es unmöglich den ganzen Complex von wirkenden Ursachen und Umständen zu übersehen, in welche ich durch meine Action eingreife, den ganzen Betrag von Veränderung der

Außenwelt, den eine einzige Handlung im Gefolge haben wird, in Gedanken voraus zu entwerfen. Nicht nur kann ein ganz unvorhergesehener Zufall, ein in den Kreis von Umständen, die ich übersehe, von außen hereinbrechendes Agens den Ablauf von Veränderungen kreuzen, den ich einleite, und ihn einem weit entlegenen Ziele zuführen; auch die Beschaffenheit der Dinge, auf die ich wirke, und der Grad meiner wirkenden Kraft ist häufig nicht hinlänglich bekannt, um mit Sicherheit den Erfolg vorauszusagen. Jedes Handeln kann Nebenerfolge herbeiführen, die meinen Zwecken und Wünschen entgegen sind, und die, wenn ich sie vorausgesehen, mich bestimmt hätten, auf das Handeln überhaupt zu verzichten. Es ist die Aufgabe der Vorsicht, diese Nebenerfolge zu vermeiden und dem Zufall den Zugang zu verwehren; aber auch die vollendetste Vorsicht, der der Mensch fähig ist, vermag nicht den Eingriff so zu bemessen, daß mit unfehlbarer Sicherheit nur der zum Voraus vorgestellte Erfolg und dieser ganz eintritt.

Die Differenz zwischen dem in meiner Berechnung vorgebildeten Verlauf einer durch willkürliche Bewegung eingeleiteten Reihe von Veränderungen und dem wirklichen Erfolge, die Ueberraschung durch den Zufall, der die berechneten Folgen vereitelt, oder gar aus der einfachsten Handlung Unheil hervorwachsen läßt, ist uns durch die Erfahrung so geläufig, daß, wenn wir uns alles immer gegenwärtig hielten, uns stets die Furcht begleiten müßte, durch jede Bewegung Kräfte zu entfesseln, die mit dämonischer Bosheit sich gegen uns kehren werden. Nicht blos mit

weitgreifenden Thaten, mit der alltäglichsten Verrichtung schon „greift des Menschen Hand in des Geschicks geheimnißvolle Urne“; das Anzünden einer Lampe kann die Einäscherung einer Stadt, die harmloseste Reise die Verschleppung einer Epidemie der Hunderte erliegen zur Folge haben; dächten wir immer an alle Möglichkeiten, so müßte uns die Hand erzittern, die ein Zündholz streicht, und der Fuß, der eine Treppe betritt auf der wir zu Tode fallen können. Ueber solche Aengstlichkeit hilft die Unmöglichkeit weg, an alles zu denken; die Beschränktheit unseres Wissens erleichtert uns das Handeln; die überwiegende Zahl der Fälle des Gelingens begründet die Gewohnheit, nur den am häufigsten eintretenden Erfolg zu erwarten, und erzeugt den natürlichen Leichtsinn, der wissenschaftlich durch die Berechnung der Wahrscheinlichkeit sich rechtfertigen läßt. Denn wollten wir uns durch die Gefahr auch unwahrscheinlicher Zufälle abhalten lassen, so wäre überhaupt kein Wollen denkbar.

Aber die Möglichkeit der Differenz zwischen dem berechneten und dem wirklichen Erfolg unserer Willensimpulse gibt doch allem Wollen zum Handeln, wenn auch in sehr verschiedener Abstufung, seinen eigenthümlichen psychischen Charakter; sie offenbart, daß der Wille zum Handeln niemals die reine logische Consequenz der Erwägung der Mittel für den gewollten Zweck sein kann, weil die absolute Sicherheit, daß unser Zweck und nur unser Zweck realisiert werde, gar nie erreichbar ist; das Wollen des Zwecks kann nicht zum Wollen der Handlung führen

ohne das Moment des Muthes, der auch auf die Gefahr des Mißlingens hin wagt; eben darin zeigt sich, daß auch zum Beginn der Ausführung eines festgestellten Zweckes ein Entschluß gehört, wie auch das Verhältniß, in dem der Entschluß zum Handeln zu den dem Denken gegenwärtigen Resultaten steht, individuell verschieden ist. Der Aengstliche will nur sichere Mittel anwenden, der Muthige handelt auf bloße Hoffnung.

Es ist nun eine, zumal auch für die Beurtheilung moralischer und juristischer Verantwortlichkeit schwierige Frage, ob und in welchem Sinne denn von einem Wollen auch der gar nicht vorausgesehenen Erfolge des Handelns, und in welchem Sinne ferner von einem Wollen der zwar als möglich vorgestellten, aber nicht beabsichtigten Erfolge der mit dem Bewußtsein einer Gefahr unternommenen Handlung die Rede sein könne. Die Schwierigkeiten, die hier liegen, sind sorgfältig zu scheiden von einer andern Classe von Schwierigkeiten, die daraus erwachsen, daß häufig der unser Handeln leitende Zweck in unbestimmter Allgemeinheit gedacht wird, und doch nur durch einen concreten Erfolg verwirklicht werden kann, und daß er ferner in der Regel unvollständig gedacht wird, so daß seine Realisierung in der wirklichen Welt nur dadurch möglich ist, daß auch anderes zugleich verwirklicht wird, was ich nicht ausdrücklich gewollt habe (wenn ich z. B. einen Kranken besuche, so ist das nicht möglich, ohne daß ich einen Theil des Sauerstoffs in seinem Zimmer verbrauche, aber daran denke ich nicht, obgleich es ein unvermeidlicher Re-

benerfolg meines Besuches ist). Lassen wir das einstweilen bei Seite und betrachten nur die Fälle, in denen der wirkliche Erfolg außerhalb des vorgestellten Zweckes und mit diesem nicht unvermeidlich durch ausnahmslose Nothwendigkeit verbunden ist.

α. Die erste Frage, ob und in welchem Sinne von einem Wollen auch der nicht beabsichtigten und nicht vorausgesehenen Erfolge des Handelns die Rede sein könne, kann nicht dadurch entschieden werden, daß man den Begriff der Causalität in den des Wollens so aufnimmt, daß man sagt, weil der Wille dasjenige sei, wodurch der Mensch causal ist, darum sei alles von ihm Verursachte auch gewollt; indem der Mensch durch seine Bewegung in die Außenwelt eingreife, setze er eine reale Ursache, die nach den Gesetzen der wirklichen Welt ihre Folgen entwickle; er wolle also unbesehen alle Folgen seiner Thätigkeit; der Irrthum des Menschen ändere an seinem Wollen nichts, denn die realen Dinge, zu denen der Wille gehöre, ändern sich nicht durch den Irrthum des Menschen. Der Wille müsse von der Vorstellung unabhängig gestellt werden. „Wer ein brennendes Zündholz wegwirft, damit es unschädlich verlösche, es aber in ein Gefäß mit Spiritus wirft, den er für Wasser hielt, hat keine Vorstellung von der Größe und Furchtbarkeit des Erfolgs gehabt, und doch ist der Erfolg nichts anderes als realisierter Wille“ [5]).

Beginnen wir mit der Frage nach den realen Causalverhältnissen, welche in irgend einer menschlichen Handlung vorliegen, und gehen wir von dem aus, was ganz unter

die äußere Betrachtung des Geschehens fällt, so haben wir zunächst den Causalzusammenhang zwischen einer körperlichen Bewegung des Menschen und ihrem nächsten Erfolg. Die Ursache einer Verwundung ist ein Faustschlag, die Ursache, daß ein Körper fällt, ein gegen ihn geführter Stoß. Wir sind ganz auf mechanischem Gebiet; die Glieder des menschlichen Körpers wirken als bewegte Massen, die Bewegung dieser Massen ist die Ursache von Veränderungen in den Körpern die sie treffen, diese Veränderungen wirken nach mechanischen Gesetzen weiter und weiter. Der menschliche Körper erscheint als die Ursache, von der der ganze Verlauf ins Werk gesetzt wird, weil aus ihm die Veränderung zu entspringen scheint, weil wir weiter zurück keine äußerlich wahrnehmbare Ursache seiner Bewegung finden; für die an den Augenschein sich haltende Betrachtung erscheint der Körper als das Agens, das mit seiner Bewegung den ganzen Verlauf beginnt. Ebenso scheint uns der Baum activ, dessen Wurzel durch ihr Wachsthum den Felsen sprengt. Erst die sorgfältige Analyse der Wissenschaft könnte in jener Bewegung, in diesem Wachsthum die bloße Fortsetzung physischer Processe entdecken.

Sieht man nur auf die mechanische Fähigkeit, Wirkungen hervorzubringen, so sind alle Körperbewegungen des Menschen vollkommen gleichwerthig, diejenigen die wir als willkürliche, wie diejenigen die wir als unwillkürliche zu bezeichnen gewohnt sind. Wer das Gleichgewicht verliert und fällt, kann durch die Schwere seines Körpers denselben Erfolg hervorbringen, wie der, der sich absichtlich zu Boden

wirft; die Mutter, die im Schlafe ihr Kind im Bette erdrückt, wirkt durch die Schwere ihres Leibes gerade so, wie wenn sie sich absichtlich darauf gelegt hätte. Wer vor Aufregung zittert, wenn er eine gefährliche Operation zu machen hat, kann das Leben seines Patienten ebenso in Gefahr bringen, wie wenn seine Muskelzuckungen willkürliche wären. Die unwillkürlichen Bewegungen haben ihre Erfolge nach denselben mechanischen Gesetzen, wie die willkürlichen.

Was nach außen causal ist, und einen Erfolg in der Welt hervorbringt, ist also zunächst die Bewegung des menschlichen Leibes und seiner Glieder als solche; was wirkt, ist die bewegte Masse.

Nun geht (um auf die Ausführungen S. 130—136 vom Gesichtspunkte der Causalität zurückzukommen) die causale Betrachtung einen Schritt weiter zurück, und fragt, wodurch die Bewegung des Leibes und seiner Glieder hervorgebracht war. Sie findet verschiedene Ursachen, aus denen Bewegungen erfolgen können; einmal körperliche Reize, die vermöge der Einrichtung der organischen Maschine Bewegungen auslösen, und diese Reize kommen theils von außen, theils bilden sie sich im Innern, wie der Gehirnabsceß der Convulsionen erzeugt; sodann Gemüthserregungen, die mit unwiderstehlicher Gewalt den Körper erschüttern; endlich die Ursache, die wir für die willkürlichen Bewegungen annehmen, den Willen.

Es ist also vornweg unmöglich, den Willen dadurch zu definieren, daß er Ursache der Bewegung sei, die in der

Welt weiter wirkt. Faßt man Wille in dem engen Sinne, daß das Wort nur den auf die wirkliche Bewegung gerichteten und sie regelmäßig hervorbringenden Act meint, so kann man allerdings, wenn man von gewissen Ausnahmen absieht, sagen, durch den Willen sei der Mensch causal nach außen; aber man gibt damit keinen specifischen Unterschied des Wollens an; man kann den Satz nicht umkehren und sagen, was die Wirkung nach außen hervorbringe, sei Wille. Das Merkmal dient dazu, den Willen zur Bewegung von anderen verwandten Erscheinungen, dem auf den Zweck gerichteten Wollen, das nicht unmittelbar eine Bewegung hervorbringt, oder vom bloßen Wünschen zu unterscheiden; aber es kann nicht dazu dienen, für sich den Begriff des Wollens zu constituieren. Es wäre auch dann, wenn alle wirksamen Bewegungen zu ihrer Ursache das Wollen hätten, nur ein charakteristisches äußeres, aus einer Relation abgeleitetes Merkmal angegeben worden; was Wille ist, wäre damit noch nicht gesagt.

Darüber kann nur das unmittelbare Bewußtsein unserer inneren Erlebnisse etwas aussagen. Erst indem wir dieses hinzunehmen, und das innere Geschehen mit den Bewegungen vergleichen, deren wir inne werden, kommen wir zu der Einsicht, daß im Einen Fall ein bestimmter bewußter Act vorhergieng, den wir Wollen nennen, in andern Fällen dieser Act fehlte, und die Bewegung ohne sein Dazwischentreten dem empfundenen Reize oder der Gemüthserregung folgte. Nur dieses Bewußtsein macht es uns überhaupt möglich, als Ursache der Bewegung in uns selbst

ein Wollen zu statuieren, und, was wir in uns selbst erfahren, nach Analogie auch auf Andere auszudehnen.

Wenn ich aber diesen psychischen Act des Wollens analysiere, den ich als Ursache bestimmter Bewegungen erkannt habe, so finde ich, daß ich eine vorher vorgestellte Bewegung meinen Gliedern auszuführen befehle, indem ich einen nicht weiter zu beschreibenden Act vollziehe, dem ich gewöhnt bin die Bewegung unmittelbar folgen zu sehen. Der Wille, meinen rechten Arm zu strecken, unterscheidet sich von dem Willen, meinen linken Arm zu strecken, für mein Bewußtsein deutlich nur dadurch, daß das erstemal die Bewegung des rechten, das zweitemal die Bewegung des linken Arms vorgestellt war. Erst die Uebereinstimmung des wirklichen Geschehens mit der vorangehenden Vorstellung gibt mir die Gewißheit des Causalzusammenhangs zwischen meinem bewußten Wollen und der Bewegung die ich mache. Würde eine Bewegung thatsächlich ausgeführt, ohne daß ich unter ihren Bedingungen irgend eine Spur der Vorstellung dieser Bewegung (beziehungsweise ihres nächsten Erfolgs) fände, so hätte ich auch kein Recht als ihre Ursache einen Willensact anzunehmen, da ich ein Wollen ohne Vorstellung dessen, was ich will, in meinem Bewußtsein nicht finde.

Das unmittelbare Object des Wollens auch auf diesem engsten Gebiete kann immer nur der vorgestellte Erfolg sein; ein bewußter Act kann ursprünglich immer nur durch etwas, was ins Bewußtsein fällt, determiniert und von andern bewußten Acten unterschieden sein, nicht durch eine reale Folge, welche in unbegreiflicher Weise die Na-

turordnung an denselben knüpft. Vermöge dieser Naturordnung bin ich, das bewußte Subject, durch den Willen eine vorgestellte Bewegung auszuführen in normalem Zustand auch die Ursache der Bewegung und mittelbar dessen, was aus dieser Bewegung vermöge der wirklichen Verhältnisse anderer Dinge zu meinem Körper folgt.

Nimmt man aus dem Begriffe des Wollens die Vorstellung dessen, was gewollt wird, heraus, und läßt nur das Moment der realen Causalität stehen, so wird der psychologische Begriff des Wollens zerstört und ein Abstractum geschaffen, das in unserem Bewußtsein nirgends vorkommt; wenn ich irgendwie Ursache einer Bewegung bin, die unabhängig von einer Vorstellung derselben erfolgt, so kann darum, weil ich sie verursache, nicht gesagt werden, daß sie gewollt sei, sondern nur, daß sie durch mich geschehe. Wenn der Rückenmarkskranke oder der von Aphasie Befallene eine Bewegung hervorbringt, die vermöge der Störung der normalen Leitung völlig zwecklos herauskommt, so hat er mit Bewußtsein den Impuls zur Bewegung gegeben; aber wir unterscheiden jetzt die Bewegung, die er machen wollte, von der, die er wirklich gemacht hat; wir können nicht sagen, er habe die verkehrte Bewegung machen wollen, weil er sie wirklich gemacht hat; und dasselbe gilt von dem Ungeübten und Ungeschickten, dessen Bewegungen anders ausfallen als er sie intendierte. Wer mit dem Hammer auf seinen Finger schlägt, statt auf den Kopf des Nagels, wollte nicht die Bewegung, die er wirk-

lich gemacht hat; der Impuls, den er gab, war nur seiner Vorstellung nicht genau angepaßt.

Ist schon auf diesem engsten Gebiete, auf dem der Wille zunächst causal ist, von Wollen nicht zu reden, ohne daß der Inhalt des Wollens etwas Vorgestelltes, nemlich eben die vorher vorgestellte Bewegung wäre; kann man nur unter dieser Voraussetzung sagen, daß das, was wirklich geschieht, realisierter Wille sei, weil sich eben nur Vorgestelltes realisieren läßt, eine Ursache aber, die nur von der realen Seite betrachtet wird, weder sich selbst noch ihre Folgen realisieren, sondern nur sie einfach haben kann: so gewinnt das Moment der Vorstellung noch weitere Bedeutung, sobald wir jenen Willensimpuls zu einer bestimmten Bewegung in seinem psychologischen Zusammenhange betrachten. Denn er ist ja, vom causalen Standpunkte angesehen, in unserem wachen und bewußten Leben nie der wirkliche Anfang einer Causalreihe; er ist wohl der Punkt, von dem aus das Geschehen ins körperliche und sichtbare Gebiet hinübergreift, er ist selbst aber erst aus anderen Ursachen hervorgegangen, von diesen seinem Eintreten und seiner Beschaffenheit nach abhängig. Diese Ursachen sind das Wollen des eigentlichen Zwecks der Handlung, und die Vorstellung der äußeren Causalverhältnisse, welche mich den beabsichtigten Zweck als realen Erfolg meiner Bewegung erwarten läßt; diesen ist der Bewegungsimpuls untergeordnet, und je nachdem diese psychologischen Bedingungen beschaffen sind, wird er so oder anders ertheilt. Denn ich will ja die Bewegung nur, weil ich ihre vorgestellten und

voraus berechneten Folgen will; ich kann von der Vorstellung des Erfolgs gar nicht absehen, sonst hängt der Wille zur Bewegung im Leeren, und die Bewegung wird ein Streich in die Luft. Der Wille zur Bewegung hat zu seinem nächsten Gegenstande die vorgestellte Bewegung; die reale Kraft aber, die der Bewegungsimpuls ausübt, ist — freilich im unsichtbaren Gebiete des Bewußtseins — eine directe Folge von dem Wollen des Zwecks, und zugleich von der Vorstellung des Erfolgs nach Maß und Richtung realiter abhängig; es ist also vergeblich, den Willen von der Vorstellung unabhängig stellen zu wollen, die er einerseits seinem Begriffe nach einschließt, und die andrerseits ein Theil seiner realen Ursache ist.

Wenn nun in Folge meiner Unkenntniß der wirklichen Lage und Beschaffenheit der Dinge, auf welche meine Bewegung sich richtet, etwas Anderes aus meiner Bewegung hervorgeht, als ich berechnet und gewollt habe: so habe ich das allerdings mittelbar durch meine Bewegung verursacht, aber ich habe es nicht gewollt; und es ist kein Widerspruch, daß ich verursache, was ich nicht will, und will, was ich nicht verursache. Derjenige, der das Zündholz in Spiritus wirft, den er für Wasser hielt, wollte, daß es verlösche; das Wollen des vorgestellten Erfolgs, daß das Wasser das Erlöschen bewirke, war die Ursache des Willensimpulses, durch den er die Bewegung des Hineinwerfens ausführte. Aber weil die Wirklichkeit anders ist, als er sie vorgestellt hatte, geschieht nicht das, was er wollte; der vorgestellte Erfolg wird nicht realisiert, sondern es geschieht

etwas Anderes, was er nicht wollte. Eben weil die realen Dinge sich durch den Irrthum des Menschen nicht ändern, überführen sie ihn fortwährend des Irrthums in der Wahl seiner Mittel und zeigen ihm, daß seine Causalität unmächtig ist, den gewollten Erfolg herbeizuführen, wenn sein Denken irrte; sie zeigen ihm, daß zwar innerhalb seines eigenen Selbst sein Willensimpuls sich nach den Vorstellungen richtet, die er sich machte, daß aber der weitere Verlauf der Dinge nur dann seiner Vorstellung und seinem Wollen entspricht, wenn er sie richtig erkannt hatte. Natura non nisi parendo vincitur.

Die Rechtsordnung hat ihre guten Gründe, den Menschen, der durch willkürliche Bewegung in die Außenwelt eingreift, für den Schaden, den er anstiftet, civilrechtlich und strafrechtlich verantwortlich zu machen. Sie hat die Aufgabe, die Rechte der Einzelnen, ihren Leib und ihr Gut zu schützen und hiezu bestimmte Regeln ihres Verhaltens festzustellen und zu erzwingen; werden diese durch ein thatsächliches Geschehen verletzt, so geht sie von dem Erfolge an der Kette der realen ursächlichen Verknüpfung rückwärts, bis sie auf die unmittelbare Handlung des Menschen trifft; dieser, als einheitliches Ganzes, ist eine Ursache, über welche sie Macht hat, und ihn faßt sie an, weil er einerseits als willensfähiges Wesen Quelle seiner Thaten, Ausgangspunkt und nicht bloß mechanischer Durchgangspunkt von Wirkungen ist, andererseits, wiederum als wollendes Wesen, durch ihre Regeln bestimmbar ist, und weil sie von ihm verlangt, daß er die gesammte Rechtsordnung

wolle und in seinen Handlungen achte und verwirkliche. Aber sie faßt ihn, wo er ihre Regeln verletzt, zunächst und ursprünglich rein realistisch als den Thäter; nur an die äußere That knüpft sie rechtliche Folgen, diese ist ihr erkennbar und wird unter ihre allgemeinen Gesetze subsumiert; sie läßt ihn büßen für das, was er gethan hat, nicht weil er gerade dieses gewollt, sondern weil er, das willensfähige Wesen, es gethan hat; und erst allmählich schränkt sie diesen Gesichtspunkt durch weiteres Zurückgehen auf die psychologische Quelle der That ein, indem sie nach der Verschiedenheit der Absicht die rechtlichen Folgen der That modificiert, dolus und culpa unterscheidet, oder auf die bona fides Gewicht legt; — aber immer bleibt der Umfang der rechtlichen Verantwortlichkeit für die That weit größer als das Gebiet, in welchem die That auf ein darauf gerichtetes wirkliches Wollen reduciert werden kann, auf civilrechtlichem Gebiet relativ größer als auf strafrechtlichem [6]).

In dem populären Gebrauche des Wortes „Schuld" liegt unzweideutig die rein realistische Auffassung gegenüber der allmählich verengten moralisch-juristischen; wenn ich Jemand zu Tisch geladen habe, der auf dem Wege zu mir umgeworfen wird, so bin ich mit meiner Einladung Schuld daran, aber ich habe keine Schuld.

Die Rechtspflege wird niemals im Stande sein, den objectiven, realistischen Gesichtspunkt, der den Thäter für das verantwortlich macht, was er gethan, ganz bei Seite zu lassen; wie weit freilich das Gebiet reicht, innerhalb

dessen die von einer Bewegung des Menschen ausgehenden Veränderungen und Folgen vom Standpunkte der objectiven Causalität als *seine That* bezeichnet werden können, wo die Grenze liegt zwischen dem, was er gethan hat, und dem, was auf andere Ursachen, insbesondere den „Casus" zurückzuführen ist, wird unmöglich sein durch eine strenge Definition zu bestimmen. Was an Bewegung äußerer Dinge durch die Arbeit seiner Muskeln nach dem Gesetze der Gleichheit von aufgewandter Kraft und Effect geleistet wird, scheint unzweifelhaft seine unmittelbare Wirkung zu sein; aber nach demselben Gesetze wirkt das in infinitum weiter; und wo seine Bewegung nur Kräfte auslöst, oder nur Umstände setzt, die den Kräften anderer Dinge eine bestimmte Richtung geben, ist es ganz unmöglich, rein objectiv seinen Beitrag zu einem weit entlegenen Erfolge auszusondern.

Der Versuch aber, alle rechtlichen Folgen eines Thuns (oder gar Unterlassens) als Folgen eines wirklichen Wollens darzustellen, muß der psychologischen Auffassung Gewalt anthun. Denn von dem wirklichen Erfolge rückwärts gehend gelangt man zunächst nur zu der Bewegung, und kann, wenn der Mensch überhaupt bei Sinnen war, voraussetzen, *daß diese* gewollt war, weil die regelmäßige Ursache einer Bewegung der Willensimpuls ist; aber weiter zurück reicht der Schluß aus ihrem objectiven Erfolge nicht; denn *was* mit ihr gewollt war, darüber entscheidet nicht der wirkliche, sondern der *vorgestellte* Erfolg; so gewiß das Wollen des Zwecks ein rein psychischer Act ist, so gewiß

kann über sein Wesen nicht die Erkenntniß der äußeren Wirkung für sich, sondern nur die psychologische Betrachtung entscheiden.

Die Psychologie beginnt an der Quelle; sie hält sich an das, was im Bewußtsein vorgieng, ehe der Mensch handelte, um die wirkliche Bewegung daraus hervorgehen zu lassen; sie sieht zu, wie aus dem Denken und Wollen des Zwecks und der Vorstellung der Dinge, auf die gewirkt werden soll, der Impuls zur Bewegung nach psychologischen Gesetzen verständlich hervorgeht. Und nun vergleicht sie mit dem vorher entworfenen Plane das äußere Geschehen, mit der Vorstellung des Erfolgs, welche die Bewegung leitete, die reale Wirkung der gewollten Bewegung. Diese ist ebenso von den wirklichen Dingen abhängig, wie der Willensimpuls selbst von der Vorstellung derselben; entspricht der Erfolg dem Zwecke nicht, so zeigt sich nur, daß sich die wirklichen Dinge nicht nach der Vorstellung und dem Wollen des Menschen richten, wenn er nicht vorher in richtiger Erkenntniß seine Vorstellung nach ihnen gerichtet hat; sie offenbaren die selbstständige Macht der Realität und die Unmacht des Menschen, der irrt. Homo tantum potest, quantum scit. Die Ursachen des Irrthums, durch den er seine Beschränktheit verräth, sind es jetzt, aus denen seine Bewegung hervorgieng; diese selbst aber, wie sie in die körperliche Welt eintritt, kann jetzt nicht als einzige und ganze Ursache angesehen, und der ganze Erfolg so dargestellt werden, wie wenn er in dem Wollen der Bewegung als in seinem zureichenden Grunde

schon enthalten gewesen wäre. Denn die Bewegung, die allerdings gewollt ist, bringt ja nicht für sich den Erfolg hervor; sie ist nur ein Theil der ganzen Ursache; der andere Theil ist die Natur der Dinge, auf welche jene Bewegung trifft, sind die Ursachen, durch welche diese der Bewegung des Menschen entgegengestellt wurden; und dieser Theil der Gesammtursache ist der menschlichen Kraft jetzt ebendarum coordiniert, weil diese ihm gegenüber ebenso als blind wirkende Ursache gelten muß wie jeder andere Körper, wenn sie durch falsche Vorstellung geleitet wird. Die Feuersgefahr, welche jener Spiritus herbeiführt, liegt zuerst darin, daß er den Schein von Wasser, und dieser Irrthum das Hineinwerfen des brennenden Zündholzes erzeugt; weiterhin liegt sie nicht in dem Zündholz für sich, sondern ebenso in der Brennbarkeit des Spiritus, vermöge der die kleine Flamme zur großen anwächst, und derjenige, der den Spiritus in das offen dastehende Gefäß gegossen, ist ebenso Schuld an dem Unglück, wie der, der das Zündholz hineingeworfen, denn er hat einen andern Theil der ganzen Ursache hergestellt, aus der der Brand hervorgieng. Dürfte dieser Brand als realisierter Wille bezeichnet werden, so wäre die Explosion in Bremerhaven von den Packknechten gewollt gewesen, die das Faß aus dem Magazin schafften; denn ihr durch ihre Muskelkraft wirkender Wille hat das Faß in Bewegung gesetzt und die Explosion bewirkt, und Thomas wäre der unschuldigste Mann, denn er hatte sie nicht bewirkt, also auch nicht gewollt.

Genug des Beweises für die Nothwendigkeit, aufs

strengste zu scheiden zwischen dem, was der Mensch will, indem er sich einen bestimmten Zweck setzt, die Mittel dazu nach seiner Vorstellung der realen Dinge und ihrer Wirkungsweise wählt, und dieser Vorstellung gemäß eine Bewegung ausführt, und dem, was er realiter durch diese Bewegung hervorbringt. Sein Wollen ist ganz durch die vorgestellte Welt bestimmt, der Erfolg seines Handelns ganz durch die wirkliche.

Die Welt, die er vorstellt, ist eine nach jeder Seite begrenzte; er übersieht nur seine nächste Umgebung, und in dieser nur einen Theil der Dinge, die sie bilden; er sieht nur in die nächste Zukunft hinaus; innerhalb dieses Kreises wählt er seine Zwecke, und auch diese sind beschränkt durch die Beziehung, welche die Zukunft zu ihm hat. So gleicht er Einem, der in der Dunkelheit wandert, und nur einen kleinen Kreis durch das Licht, das er trägt, beleuchtet, nur wenige Schritte vor sich die Ziele sieht, denen er zustrebt, und den Weg, der zu ihnen führt. In diesem Kreise bewegt sich sein Wollen und Handeln, gerade durch diese Beschränkung erhalten seine Zwecke Bestimmtheit und Festigkeit; aus dem unermeßlichen Continuum von Ursachen und Wirkungen sondert sich gerade durch seine Kurzsichtigkeit ein bestimmtes Stück aus, zu dem er mit Bewußtsein in Beziehung tritt, und alle Energie seines Handelns ist dadurch bedingt, daß er ein nahes Ziel ins Auge faßt. Was er aber durch sein Handeln bewirkt, gehört dem Naturzusammenhange an, der in unermeßlichen Ketten Folgen um Folgen an sein Handeln knüpft.

Auch wo er nicht irrt, kann er niemals die ganze Reihe von Folgen übersehen, zu denen sein Handeln einen bestimmenden Beitrag liefert; was er verursacht, ist, wenn man das Wort streng nimmt, eine unendliche Reihe, und kann niemals vollkommen angegeben werden; richtete sich die Entscheidung über das, was er gewollt, nach dem, was er verursacht, so könnte nie vollständig gesagt werden, was er gewollt hat. Aber er will nicht dieses Endlose, sondern dasjenige was er, in richtiger oder in falscher Vorstellung, als den aus seinem Thun hervorgehenden und für ihn bedeutsamen Erfolg vorstellt.

β. Verwickelter ist das Verhältniß des wollenden Subjects zu den vorgestellten möglichen Folgen einer mit dem Bewußtsein der Gefahr beschlossenen Handlung. Der Chirurg, der eine gefährliche Operation vornimmt, weiß, daß sie tödtlich verlaufen kann; der Reisende, der sich zur Erforschung der Nilquellen aufmacht, weiß, daß er vielleicht dabei zu Grunde geht. Kann man sagen, daß er neben dem günstigen Erfolg auch den ungünstigen gewollt habe, indem er eine Ursache setzte, von der er nicht wußte ob sie diesen oder jenen hervorbringt? daß er gewollt habe, was er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, mit allen Vorsichtsmaßregeln, die er zu ersinnen vermag, abzuwenden trachtet? Sicherlich nicht. Was er will, ist der Zweck, das Gelingen; nur diesen bejaht er; nur um des Gelingens willen nimmt er die Handlungen vor, die vielleicht ins Gegentheil ausschlagen; indem er alles thut um das Mißlingen zu vereiteln, zeigt er, daß er das Mißlin-

gen nicht will. Er hat nur durch die Gefahr sich *nicht abhalten lassen*; er hat die Möglichkeit des Mißlingens nicht als einen Grund gelten lassen auf seinen Zweck zu verzichten; er hat gehandelt in der *Hoffnung* des Gelingens, und die Furcht überwunden. Das ist im Grunde bei allem Handeln der Fall; wir handeln immer blos auf Hoffnung, im Glauben an das Gelingen unseres Zwecks; wir würden die Handlung ja unterlassen, wenn wir das Mißlingen voraus wüßten. Wenn wir uns auf den schlimmen Erfolg *gefaßt* machen, so heißt das nur, daß wir uns vornehmen uns durch denselben nicht überraschen und nicht afficieren zu lassen, wir nehmen ihm eben dadurch den Einfluß auf unser Wollen; wir wollen ihn nicht, aber wir wollen in der *Fassung sein, ihn zu tragen*, wir werden unser Handeln darum nicht bereuen; wir müssen uns die üblen Folgen *gefallen* lassen, d. h. hinnehmen wie etwas was uns praktisch gleichgültig ist, wozu wir uns nur betrachtend verhalten.

Die Bestimmung der *rechtlichen Verantwortlichkeit* kann Gründe haben, sich an den *Thäter* zu halten, abgesehen davon, ob er den eingetretenen Erfolg beabsichtigte oder nicht, wenn er ihn nur als möglich voraussah; sie kann das aber nicht darauf gründen, daß er das *gewollt* habe was thatsächlich aus seiner Handlung hervorgegangen ist; sie kann nur verlangen, daß er jede Handlung hätte unterlassen sollen, wovon er die Gefahr einer Rechtsverletzung befürchten mußte. Sie macht ihn haftbar oder strafbar nicht für das, was er gewollt, sondern

dafür, daß er dem als möglich vorausgesehenen Schaden keinen Einfluß auf sein Wollen gestattet hat, und sie hat vollkommenes Recht, im Interesse der Sicherheit der Gesellschaft den, der etwas nicht um jeden Preis vermieden hat, nöthigenfalls ebenso zu behandeln, wie den, der es gewollt hat. Aber anzunehmen, daß auch jener es gewollt, wäre doch nur eine Fiction, welche, wenn sie schlechthin allgemein auf dem ganzen psychologischen Gebiete gelten sollte, alles Handeln überhaupt unmöglich machte, weil sie das Wollen selbst aufhöbe. Ich kann nicht Entgegengesetztes zugleich wollen, nicht zugleich wollen, daß ich in einer Speculation gewinne und verliere, daß ich das Ziel meiner Reise erreiche und daß ich unterwegs erliege. Wollte man einwenden, daß, wer verspricht nur siegend oder todt zurückzukehren, doch auch Entgegengesetztes zugleich wolle, so übersieht man, daß es sich hier nicht um ein wirkliches „Zugleich" handelt; er will in erster Linie den Sieg, wenn dieser nicht gelingt den Tod; und er will in beiden Alternativen dasselbe, die Ehre, welche diese beiden Fälle mit Ausschluß aller übrigen in sich begreift. Er kann aber nicht zugleich den Sieg und die Niederlage wollen.

Für die meisten Fälle besteht keine solche Alternative; dem vollen Gelingen dessen, was wir unternehmen, steht eine ganze Reihe von Möglichkeiten gegenüber, die wir gar nicht alle übersehen können, die eben nur darin überein kommen, daß unser Zweck verfehlt wird und unser Handeln einen widrigen Erfolg hat. Wenn wir nun den Miß-

erfolg nicht einmal als unsere That, geschweige als etwas von uns gewolltes gelten lassen wollen, vielmehr denselben nur als Schicksal empfinden, als etwas, was uns durch eine fremde und feindselige Macht angethan wird: so haben wir dazu von dem richtigen Begriff der Causalität aus vollkommenes Recht. Denn durch das, was wir unmittelbar thun, setzen wir nur einen vielleicht verschwindend kleinen Theil der zusammenarbeitenden Factoren, deren jeder nach seiner Natur wirkt und weitere Wirkungen erzeugt. Der Grund, aus dem das menschliche Handeln eine bevorzugte Stelle unter all diesen Theilursachen einnimmt, liegt zuletzt darin, daß in dem Denken, das dem Handeln vorausgeht, diese Factoren ideell schon die Art des Eingriffs mitbestimmen, und der Mensch, indem er ihre Wirkung berechnet, sie in seinen Dienst nimmt; soweit diese Repräsentation der Ursachen in seinem Bewußtsein reicht, kann er als einheitliche Ursache betrachtet werden, gegen welche die einzelnen Mittel, weil sie vorausberechnet sind, keine selbstständige Bedeutung haben; was ich aber nicht sicher berechnen kann, ist ein mir gegenüber selbstständiger Factor, und was aus ihm hervorgeht, habe ich weder gewollt, noch bin ich die einzige oder Hauptursache davon. Wenn der Chirurg seine Operation nach den Regeln der Kunst vollzieht, und die Wunde wird trotz aller Vorsicht inficiert, so daß der Patient an Pyämie stirbt: so stellt er nur einen für sich ungenügenden Theil der Bedingungen des Todes her, die offene Wunde; das direct tödtliche Agens kommt anderswoher, und Niemand wird sagen, daß der Arzt den

Patienten getödtet. Der Giftmischer aber, der Arsenik unter das Mehl mischt, aus dem das Brod gebacken wird, welches sein Opfer genießt, hat dieses getödtet, — obgleich das, was er direct thut, gar keinen Erfolg hat ohne die Willensthätigkeit Anderer; aber er hat die Thätigkeit der Andern vorausgesehen, und den Umstand gesetzt, der seiner richtigen Berechnung nach mit den übrigen Ursachen zusammen den Erfolg hervorbringen mußte; in seinem Wollen ist die Thätigkeit aller andern Faktoren zusammengefaßt zu einem Ganzen, und darum wird er als der Mörder bezeichnet.

γ. Aus diesen Erwägungen ergibt sich auch die Entscheidung der Frage, in welchem Causalverhältnisse derjenige, der mit bewußtem Wollen ein Geschehen nicht hindert, das er hindern konnte, zu demselben steht. Wenn nach dem populären Sprachgebrauch allerdings nur derjenige etwas bewirkt, der durch seine Bewegung eine Veränderung einleitet oder eine schon im Zuge befindliche hemmt, so scheint es sich von selbst zu verstehen, daß das bloße Unterlassen einer Handlung, das bloße passive Zusehen den Menschen außer allen Causalzusammenhang stellt; und dieses Verhältniß wird dadurch nicht geändert, wenn er etwa eine andere Handlung vornimmt, die in gar keinem Zusammenhange mit dem steht, was er beschlossen hat nicht zu hindern. Aber der Mensch ist kein Stein oder Klotz, der keine Wirkung ausübt, so lange er ruht; sein Verhalten ist durch kein Gesetz der Schwere und des Gleichgewichts bestimmt; Ruhe wie Bewegung sind in gleicher Weise Wirkung seines Wollens, das nicht weniger intensiv causal sein

kann, wo es Bewegungen hemmt, als wo es Bewegungen hervorbringt. Die äußere Ruhe des Körpers bei heftigem Schmerz ist so gut die Wirkung eines Wollens, das die Reflexbewegungen hemmt, als die Ruhe gegenüber einer Beleidigung, die das Verlangen der Retorsion weckt, Folge der Selbstbeherrschung durch den Willen ist. Darüber kann also gar kein Zweifel sein, daß das ruhige Verhalten des wachen Menschen Wirkung seines Wollens sein kann, und in der Regel auch ist. Aber nach außen ist doch jeder Causalzusammenhang abgeschnitten? nach außen wirkt doch der nichts, der sich nicht bewegt, oder sich ganz anderswohin bewegt als nach dem Vorgang, um dessen Ursache es sich handelt? Allerdings, für eine rein mechanische Betrachtung. Aber sobald wir uns vergegenwärtigen, daß das von Zwecken geleitete Wirken des Menschen immer darin besteht, daß er seine Bewegungen nach den vorausberechneten Erfolgen richtet, die sie zusammen mit den wirkenden Kräften der äußeren Dinge haben werden, so ist es kein Widerspruch mehr, daß sein Handeln, d. h. diejenige auf seine Glieder gerichtete Willensthätigkeit, die einen durch seinen Zweck geforderten Zustand realisiert, auch einmal darin bestehen könne, sich ruhig zu verhalten und dadurch absichtlich denjenigen Gesammtcomplex von Bedingungen herzustellen, aus dem der gewollte Erfolg resultieren muß; es gibt in den alltäglichen Fällen gar keine feste Grenze zwischen der Weise der willkürlichen Beherrschung des Leibes die in Bewegungen, und derjenigen die in Hemmung von Bewegungen, in der Unterlassung des Eingrei-

fens in den äußeren Vorgang besteht; jedes bestimmt abgemessene Thun setzt sich ja aus Bewegung und Hemmung zusammen. Gerade weil ich für Erreichung meiner Zwecke darauf angewiesen bin, die zum Theil immer schon in lebendiger Wirksamkeit befindlichen Kräfte der Natur zu benützen, und sie nur beherrsche, weil ich sie berechne, handle ich ebenso durch bewußte und gewollte Unterlassung, wie durch Bewegung. Der Maschinist, der den Dampf in die Locomotive eingelassen hat, erreicht seinen Zweck der Fortbewegung, indem er, selbst unthätig, die Maschine arbeiten läßt; durch dieses Verhalten bewirkt er, daß der Zug Meile um Meile zurücklegt; würde er am Ziel mit Bewußtsein unterlassen, die Maschine zum Stehen zu bringen, so wäre Niemand im Zweifel darüber, daß er die Weiterbewegung gewollt und verursacht hat. Wer in sein Zimmer tritt, in dem die Gasflamme angezündet ist, erreicht seinen Zweck Licht zu haben, indem er sich hütet den Hahnen zu berühren; der Jäger, der auf den Anstand geht, hütet sich ein Geräusch zu machen, um das Wild nicht von der gewohnten Bahn zu verscheuchen. Wir pflegen überhaupt zu der Gesammtursache, von der irgend ein Geschehen abhängig ist, alles das zu rechnen, von dessen wechselndem Verhalten es abhängt, ob das Ereigniß stattfindet oder nicht stattfindet, so oder anders stattfindet. Der Stand des Thermometers ist von der umgebenden Luft abhängig; bleibt ihre Temperatur gleich, findet also keine Veränderung statt, so bleibt der Thermometerstand gleich; ändert sich die Lufttemperatur, so ändert sich der Thermometerstand. Der

Verlauf eines Brandes hängt davon ab, ob die Luft ruhig oder vom Winde bewegt ist; die Windstille rechnen wir ohne Weiteres unter die Factoren, von denen die Ausdehnung des Brandes, die Möglichkeit ihn zu löschen bedingt ist. In demselben Sinne bildet der Mensch überall da, wo er Macht hat einzugreifen, und wo je nach seinem Verhalten der Erfolg so oder anders wird, einen Theil der Gesammtursache des Erfolgs, und wir haben das Recht zu sagen, daß sein durch sein Wollen bestimmtes Verhalten causal nach außen sei, ob er nun direct eingreift, oder durch seine Ruhe den Gesammtcomplex der Factoren, von denen das Geschehen abhängt, so herstellt, daß die übrigen Agentien ungestört wirken. Es ist also buchstäblich wahr, daß durch bloßes gewolltes Unterlassen der Mensch Ursache der weitgreifendsten Folgen sein kann, und zwar die Ursache, die wir mit Recht als die principale und Hauptursache betrachten, weil in seinem Bewußtsein alle Factoren ideell zusammenwirkend eine Einheit bilden, der sein Wille die Richtung anweist, in der sie wirken werden; seinem berechnenden Denken gegenüber sind sie unselbstständige Mittel. Der Steuermann eines Dampfers, dem ein Segelschiff in den Weg kommt, und der mit Bewußtsein unterläßt auszuweichen, wird mit Recht als derjenige bezeichnet, der den Zusammenstoß und seine Folgen verschuldet hat, obgleich für die mechanische Betrachtung er nichts gethan hat, und die Gewalt des Zusammenstoßes Folge der Dampfkraft ist, die Begegnung der Schiffe überhaupt aber zufällig, der Lauf eines jeden durch weit auseinanderliegende Ursachen bestimmt

war; aber in dem Kopfe des Steuermanns wirken die Ursachen zum vorausgesehenen Erfolge zusammen, und er weiß daß sein Verhalten entscheidet, ob die mechanischen Bewegungskräfte zur Zerstörung führen werden oder nicht; darum urtheilen wir ganz richtig, daß seine Unterlassung die Katastrophe herbeiführt; ebenso wie wir in einem andern Falle urtheilen, daß die Beibehaltung des Curses das Schiff gerettet hat.

Wo dagegen das künftig Eintretende nur als mögliche, vielleicht unwahrscheinliche Folge angesehen wird, findet wiederum das rein negative Wollen statt, dessen Hintergrund die Hoffnung des Nichteintretens bildet. Wer bei einem Gewitter seine Fenster nicht verwahrt, weil er denkt es schade nichts, der will nicht, weil er keinen genügenden Grund findet etwas zu thun; wer an die Gefahr gar nicht denkt, bei dem kommt es nicht einmal zum Nichtwollen, so wenig als bei dem, der versäumt mir ein Buch zu schicken, weil er vergessen hat, daß er es versprochen hatte. Wenn Fahrlässigkeit, die aus Unaufmerksamkeit oder Vergeßlichkeit hervorgeht, strafbar ist, so kann der Mensch nicht dafür verantwortlich gemacht werden, daß er etwas gewollt, sondern nur dafür, daß er seine Macht über sich selbst und seinen Verstand nicht gebraucht hat, die er hätte brauchen sollen.

ε. Neue Fragen erheben sich, wo ein Zweck mit Bewußtsein in unbestimmter Allgemeinheit gedacht wird, so daß er sich durch eine Mannigfaltigkeit verschiedener Erfolge und nur dadurch realisieren kann, daß eine

concrete Bestimmtheit dieses Allgemeinen eintritt. In diesem Falle wird das Gewollte nur nach seinen generischen, nicht nach seinen individuellen Merkmalen vorgestellt, direct auch nur nach seinen generischen Merkmalen gewollt; aber sofern diese generischen Merkmale die Mannigfaltigkeit der individuellen einschließen, werden diese zum Voraus, innerhalb der Grenzen des allgemeinen Begriffs, mit bejaht, obgleich erst die Zukunft lehren kann, worin sie bestehen. Vollständig entwickelt würde die Ueberlegung sagen: Du willst einen Zweck A; aber dieses A läßt sich nur entweder als α oder β oder γ verwirklichen; ob aus deiner Handlung α oder β oder γ je nach den Umständen hervorgehen wird, weißt du nicht, aber durch jedes derselben wird der Zweck realisiert; wodurch sie sich unterscheiden, ist dir gleichgültig, aber da A sich nur als α oder β oder γ realisieren kann, mußt du irgendwelche dieser Bestimmungen mit realisieren, du enthältst dich aber, dein Wollen auf die eine im Unterschied von der andern zu richten. Der Zweck setzt sich also aus dem gewollten Allgemeinen und dem Individuellen zusammen; dieses ist mit gewollt, sofern das Allgemeine nur als Individuelles existieren kann, aber nicht in seiner individuellen Bestimmtheit. Auch wenn die Disjunction nicht vollständig entwickelt ist, gilt dasselbe, sofern nur das Bewußtsein der allgemeinen Natur des Zwecks da ist, und sofern das Individuelle die durch den allgemeinen Begriff gesteckten Grenzen nicht überschreitet. Wenn ich, um eine Cigarre zu rauchen, in mein Kistchen greife und eine beliebige herausnehme, so wollte ich nicht diese be-

stimmte haben, sondern irgend eine dieser Art; mein Zweck bestimmt sein Object nur generisch, nicht individuell; ich überlasse es in diesem Fall dem blinden, zufälligen Griff meiner Hand, welche sie ergreift, ich konnte aber nur eine einzige wollen; ich überlasse es in andern Fällen ebenso dem Zufall was er bringt, und habe dieses gewollt sobald und soweit es sich unter den Zweck subsumiert. Insofern kann man sagen, daß mein Wollen weiter reiche als mein Vorstellen, aber doch nur auf Grund davon, daß ich weiß, daß mein Zweck seinem Begriff nach speciellere Bestimmungen einschließt. Wer mit unbekannten chemischen Stoffen operiert, will wissen, wie sie sich verhalten; er sieht den bestimmten Erfolg, den er herbeiführt, nicht voraus, es ist ihm aber auch gar nicht um einen bestimmten Erfolg zu thun; eben weil sein Zweck nur die Erkenntniß dessen ist, was geschehen wird, und dieser Zweck in jedem Falle erfüllt wird, will er den unbekannten wirklich eintretenden Erfolg herbeiführen, aber nicht als diesen bestimmten, sondern als Mittel zu seinem Zweck; als solches aber war er vorgestellt. Andere Folgen aber, die sein Thun haben kann, z. B. der Schaden, den eine Explosion anstiftet, waren nicht gewollt, da sie außerhalb des Zweckes liegen; waren sie als möglich vorgestellt, so ist höchstens das negative Wollen da, durch die Gefahr sich nicht von der Befriedigung des Wissenstriebs abhalten zu lassen.

Gibt es also allerdings ein Wollen von Nichtvorgestelltem, aber nur soweit dieses logisch in der Allgemeinheit des Zweckbegriffs enthalten, und insofern doch theil-

weise vorgestellt ist, so trifft dieß insbesondere auch da zu, wo ein allgemein gedachter Zweck nicht in einem einzelnen Falle, sondern in einer Reihe von Fällen, die unter ihn subsumiert werden müssen, realisiert werden soll, also überall da, wo der Inhalt des Wollens eine Regel ist.

Wer sich in ein Dienstverhältniß begibt, will ausführen, was ihm aufgetragen wird; er kann nicht zum Voraus alle die einzelnen Aufträge kennen, und sie in ihrer Bestimmtheit wollen; aber er will ihre Ausführung, sofern sie unter den Begriff des Dienstgehorsams fällt, er nimmt sich, indem er sich den allgemeinen Zweck setzt, vor, in jedem einzelnen Falle das Aufgetragene zu thun, nicht weil es dieses und jenes, sondern weil es ihm aufgetragen ist. Wer verspricht, den Staatsgesetzen zu gehorchen, erklärt seinen Willen in Betreff von Gesetzen, die vielleicht noch gar nicht existieren, geschweige ihm bekannt sind; nur der allgemeine Begriff des Gesetzes ist es, der sein Wollen bestimmt, aus dem mit logischer Consequenz die einzelnen Anwendungen hervorgehen. In solchen Fällen hat sein ursprüngliches Wollen eigentlich das künftige Wollen der Zwecke zum Inhalt, die in dem allgemeinen Zwecke enthalten sind; und man kann ebensogut sagen, er wolle seine Consequenz, seine Treue, indem man das formelle Verhältniß der Subordination der Einzelzwecke unter den allgemeinen Zweck betont; und dieses Verhältniß ist wiederum vorgestellt.

ζ. Ein ähnliches Verhältniß tritt dadurch ein, daß die einzelnen Dinge und Vorgänge, durch die ich meine

Zwecke verwirkliche, außer den durch den Zweck bestimmten Eigenschaften und Folgen noch eine Menge anderer haben, die durch den Zweck nicht bestimmt, auch nicht Specialisierungen desselben, aber mit den zweckmäßigen Eigenschaften und Folgen untrennbar verknüpft sind, als conditio sine qua non der Erreichung des Zwecks von der Natur gegeben sind. Ich kann nicht von einem Orte zum andern gehen ohne die Luft in Bewegung zu setzen, Fußtapfen auf den Boden zu machen u. s. w. Soweit ich diese Nebenerfolge überhaupt vorstelle, bringe ich sie mit Bewußtsein durch mein Handeln hervor; aber wo sie schlechterdings gleichgültig sind, kann nicht deshalb gesagt werden, daß ich sie wolle, weil ich sie vorausgesehen habe und thatsächlich hervorbringe; sondern nur als ein Accidens meines Zweckes werden sie mit bejaht.

In nähere Beziehung zu meinem Wollen treten sie erst, wenn sie nach anderer Richtung eine practische Bedeutung haben, insbesondere dann, wenn sie gegen andere Zwecke streiten, unangenehm, nachtheilig sind, und also im Gebiete des Begehrens einen Widerstand hervorrufen. Dieser muß durch mein Wollen gebrochen werden, nun werden sie ausdrücklich mit gewollt in dem Sinne, daß sie bejaht werden, obgleich Grund zu einer Verneinung da wäre. Dieß gilt vor allem von der Unlust der Arbeit, der Ermüdung u. s. w., sie wird nicht um ihrer selbst willen gewollt, aber sie wird gewollt als integrierender Bestandtheil des Zwecks, die Bequemlichkeit, die von ihr abhält, kann nur durch Wollen überwunden werden.

Dasselbe ist überall der Fall, wo ich unter dem Einfluß eines Zwanges handle, der mir um eines Zwecks willen, auf den ich nicht verzichten will, ein Opfer auferlegt, mir nur die Wahl zwischen zwei Uebeln läßt. Daß hier das vollkommen Unerwünschte doch im vollen Sinne gewollt werde, kann gar nicht bezweifelt werden, sonst würde schließlich jeder Preis, den ich für eine Waare zahle, kein Gegenstand meines Wollens sein, wenn es mir erwünschter wäre sie geschenkt zu bekommen. Hier kann in entgegengesetzter Richtung derjenige, der unter dem Einfluß von Bedrohung eine rechtswidrige Handlung begangen hat, nicht darum entschuldigt werden, weil er nicht gewollt habe.

2. b. Die Ausführung der beschlossenen Handlung.

Ist der beabsichtigte Zweck auch durch die einfachste Handlung zu erreichen, so vollzieht sich diese in der Zeit und ist also an sich in Theile zerlegbar; weitaus in den meisten Fällen aber erfordert die Ausführung eine Reihe aufeinanderfolgender willkürlicher Bewegungen, deren jede durch einen besonderen Willensimpuls hervorgebracht wird. Um durch ein Glas Wasser meinen Durst zu löschen, muß ich meinen Arm ausstrecken, meine Hand öffnen um das Glas zu fassen, meine Finger beugen und gegen das Glas drücken um es zu halten, es dann zum Munde führen, es neigen und Saug- und Schlingbewegungen machen; jedes dieser Stadien ist eine besondere Bewegung oder vielmehr Bewegungsgruppe. Ihre Reihenfolge geht ideell durch logische Consequenz aus dem Zweck den Durst zu löschen

hervor; aber die logische Consequenz hat nicht die Macht sie zu realisieren; gienge aus dem Wollen des Zwecks nicht die Erzeugung der Bewegungsimpulse hervor und folgten die Glieder nicht diesem Impulse, so wäre die correcteste Berechnung des Mittels vergeblich.

Was also für die Verwirklichung eines Zwecks verlangt wird, ist, daß das rein innere Wollen des Zwecks causal sei für Hervorbringung der ihm untergeordneten Bewegungsimpulse — eine rein psychologische Causalität — und diese causal für die Hervorbringung der Bewegungen — die psychophysische Causalität. Versagt die letztere den Dienst, wie bei Lähmung, Erschöpfung, Ungeschicklichkeit, so kommt die gewollte Bewegung nicht oder anders zu Stande als sie gewollt war; versagt die erstere den Dienst, so bleibt es beim bloßen Vorsatz ohne Ausführung, oder bei einem Anlauf, der auf halbem Wege stehen bleibt, bei bloßen Vorbereitungshandlungen u. s. w. Die Art nun, wie das Wollen des Zwecks die willkürliche Handlung in ihren einzelnen Stadien hervorbringt, ist nicht die, daß ein Gesetz bestünde, nach welchem nothwendig und ausnahmslos dem Beschluß auch die ganze Reihe der Einzelimpulse folgen müßte; es gibt kein Gesetz der Trägheit auf psychischem Gebiete, nach welchem der Stoß, durch den das wollende Subject sich die Richtung auf ein Ziel gibt, nun eine Bewegung erzeugte, die von selbst mit gleicher lebendiger Kraft fortdauerte; vielmehr werden die aufeinanderfolgenden Handlungen durch fortgesetztes Wollen realisiert, und es bedarf der unausgesetzten Spannung der

Willensenergie, um durch eine Zeitstrecke hindurch den Zweck festzuhalten und die ihm untergeordneten Willensimpulse hervorzubringen. Wenn wir das Wollen als Selbstbestimmung bezeichnen, so verstehen wir eben das darunter, daß der auf den Zweck gerichtete Beschluß nun eine Reihe anderer Thätigkeiten bestimmt; aber nicht mit mechanischer Sicherheit, sondern nur durch stetiges Wollen gelingt es den Zweck zum beherrschenden Princip der einzelnen Handlungen zu machen, die ihn realisieren. Wenn ich mir vornehme, meine Bibliothek anders aufzustellen, so gelange ich nur dazu, indem mein Wollen des Zwecks jede einzelne Bewegung leitet, durch die ich ein Buch um das andere ergreife und an den bestimmten Platz stelle.

Das formale Verhalten, das darin liegt, nennen wir Consequenz — die Consequenz des Wollens im Unterschied von der logischen Consequenz des Denkens. Die nähere Art und Weise, in der sich die Consequenz verwirklicht, ist durch die psychologischen Bedingungen bestimmt, unter welchen sich unser Wollen vollzieht. Es liegt nicht in der Macht eines Beschlusses, das gesammte großentheils mit ihm nicht zusammenhängende Spiel unserer psychischen Kräfte zu sistieren, die ganze Triebkraft unserer Seele in die eine vorbestimmte Bahn zu leiten, wie der Maschinist einer Fabrik den Dampf überall abstellt um ihn nur in eine Maschine einströmen zu lassen; vielmehr geht das ganze Getriebe der psychischen Thätigkeiten ununterbrochen fort; unsere Sinne sind der Wahrnehmung offen, die uns alle möglichen Bilder zuführt, und bald hier bald dort

unsere Aufmerksamkeit reizt; unsere Einbildungskraft ist geschäftig an das Wahrgenommene alle möglichen Associationen anzureihen, die ihrerseits mannigfaltige Gefühle und unwillkürlich eintretende Begehrungen zu erregen geeignet sind; diese enthalten wiederum Antriebe zum Handeln, und streben mit Umgehung des bewußten Wollens ihr Ziel zu erreichen; die Ausführung des Handelns selbst führt Gefühle herbei, die ihre Reactionen äußern, Müdigkeit, Abspannung, aus der der Wunsch nach Ruhe und Erholung sich entwickelt. Diesem Heer unwillkürlicher Functionen gegenüber, die uns nach den verschiedensten Richtungen ziehen und drängen, ist das Verhalten, das allein consequentes Wollen möglich macht, die Selbstbeherrschung. Sie äußert sich negativ als Hemmung aller durch den Zweck nicht gebotenen Thätigkeiten, und ist bedingt durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf das, was in uns selbst vorgeht; im Gebiete des Vorstellens wehrt sie der Zerstreutheit, bei der die zufällig eintretenden Vorstellungen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und von dem Zwecke ablenken, und wird als Sammlung bezeichnet; auf dem practischen Gebiete wehrt sie allen Reizen zum Handeln, die aus unwillkürlich eintretenden Gefühlszuständen und Begehrungen hervorgehen würden, und unterdrückt alle die momentanen Impulse, die vom Zwecke abdrängen. Positiv äußert sie sich als Anspannung, Anspannung der Aufmerksamkeit auf die äußeren Umstände, unter denen gehandelt wird, und des Denkens, das sie verwerthen, und die davon drohenden Gefahren vermeiden muß, gegen=

über der Unachtsamkeit und Gedankenlosigkeit; als Anspannung der physischen Kraft gegenüber dem Ruhebedürfniß, als Anstrengung; dem Unerwarteten gegenüber als Besonnenheit und Geistesgegenwart. Uebersehen wir die Menge der psychischen Functionen, die während der einfachsten auch nur eine Viertelstunde dauernden Handlung eintreten und von dem wollenden Menschen beachtet, und theils gehemmt theils auf den Zweck gerichtet werden müssen, so bekommen wir einen Begriff von dem Herrschaftsgebiet des auf einen Zweck gerichteten Wollens und den Formen, in denen sich seine regierende Gewalt bewegt. Es scheint eine einfache Aufgabe, in einer Stadt in ein eine Viertelstunde weit entferntes Haus zu gehen; aber wie viel wir dabei doch thun im Gebiete der Selbstregierung, erkennen wir, wenn wir ein lebhaftes Kind beobachten, das denselben Beschluß auszuführen unternimmt; an jedem Object, das seine Neugierde reizt, bleibt es stehen, verfehlt aus Unachtsamkeit den Weg, vergißt wohl, weil ihm gerade ein anderes Ziel durch den Kopf schießt, überhaupt, wohin es gehen wollte, kann der Versuchung mit einem Kameraden in seinen Garten zu gehen nicht widerstehen, stolpert aus Unachtsamkeit über einen im Wege liegenden Stein, und hat schließlich, wenn ihm sein Ziel wieder eingefallen und es dort angelangt ist, vielleicht vergessen, was es dort bestellen wollte; und auch dem Erwachsenen begegnet es ja zuweilen, daß er „in Gedanken", d. h. ohne Reflexion Impulsen, die der unwillkürliche Gedankenlauf herbeiführt, nachgebend einen andern Weg als den zum Ziele führenden einschlägt.

Nun bildet sich allerdings für die meisten der untergeordneten Einzelthätigkeiten durch fortgesetzte Uebung und Gewöhnung ein psychologisch-physiologischer Mechanismus aus, der dem bewußten Wollen erspart jeden einzelnen Act, jede Bewegung der Hand und des Fußes zu beaufsichtigen, vielmehr erlaubt ganze Gruppen von Bewegungen so zu sagen durch ein Commando auszulösen, und zu vertrauen, daß die festgegründeten Associationen von Vorstellungen und Bewegungsimpulsen ohne besonderes Wollen sich einstellen. Wer sich entschlossen hat seinen Namen zu unterschreiben, braucht sich nicht jeden Buchstaben desselben und jeden Zug der Feder zu vergegenwärtigen wie das Kind, das erst schreiben lernt. Zwischen dem Lautbilde des gehörten, dem Gesichtsbilde des geschriebenen Namens und den Impulsen, die nöthig sind, es aufs Papier zu bringen, besteht eine so feste Association, daß wir unser Wollen nur auf das Ganze richten, und dem psychologischen Mechanismus überlassen die einzelnen Theile herbeizuführen; wer eine Seite vorlesen will, verläßt sich ebenso auf die festen Zusammenhänge zwischen den Gesichtsbildern der Schrift, den Lautbildern der Wörter und den Impulsen, die seine Sprachwerkzeuge in Bewegung setzen; wer einen gewohnten Weg geht, für den sind ebenso die Gesichtsbilder der Gegenstände mit den Schritten, die er zu machen hat, associiert, und er bedarf keiner Besinnung, ob er hier rechts, dort links gehen soll; der Gedanke des Ziels hat, wenn keine besonderen Hindernisse eintreten, die Macht, die ganze Reihe der nöthigen Bewegungen zum Ablauf zu bringen;

daß wir Hindernissen ausweichen, geschieht ebenso „mechanisch“, wie daß wir ein Bein vor das andere setzen, ohne uns besonderen Wollens bewußt zu sein.

Gerade daß solche Mechanismen auch auf psychischem Gebiete sich bilden, daß die oberste Behörde nicht alles Detail anzuordnen hat, macht einerseits die Selbstbeherrschung zu einer lösbaren Aufgabe, indem die Macht der Gewohnheit, mit der ein Glied der Kette das andere hervorruft, die Stärke der momentanen und zufälligen Impulse bricht, andrerseits birgt es auch die Gefahr in sich, daß der Mechanismus selbstständig wird, der Controle des Wollens sich entzieht, und etwas nicht Gewolltes zu Tage fördert. Wer einen Brief mit dem Namen des Adressaten, statt mit seinem eigenen unterschreibt, folgt darin nur der Gewohnheit, die ihm vorschwebenden Wörter zu Papier zu bringen; er hat sich den Associationen überlassen, die diesmal irre gegangen sind. Was er *geschrieben*, ist durch eine willkürliche Bewegung entstanden — in dem Sinne, in dem jede durch Vorstellungen und nicht durch bloß organischen Reflex hervorgebrachte Bewegung willkürlich ist — aber es ist nicht *gewollt*, vielmehr ein Zeichen, daß unser Wollen nicht energisch genug war den Mechanismus zu beaufsichtigen und zu corrigieren.

Die Thatsache, daß die Ausführung des gewollten Zwecks nur durch die Selbstbeherrschung möglich ist, vermöge welcher der auf den Zweck gerichtete Wille als immer gegenwärtige Macht eine Reihe von Functionen bestimmt, hat noch die weitere Consequenz, daß wir uns ersparen

können, in den Beschluß der Ausführung jedes kleinste Detail dessen, was wir thun wollen, aufzunehmen, uns den ganzen Verlauf der Handlung so vorzubilden, wie wir uns etwa eine zu haltende Rede vorher Wort für Wort einprägen, um nichts zu sprechen, was wir nicht vorher überlegt haben. Selten geben wir uns diese Mühe, und meist ist es überhaupt nicht möglich, den ganzen Verlauf so ins Detail in unser Programm aufzunehmen, weil er von unberechenbaren Factoren abhängig ist; wir müssen uns auf unsere Besonnenheit verlassen. Wenn ich beschlossen habe einen Gegenstand, der in einem Schaufenster mit beigeheftetem Preise ausgestellt ist, zu kaufen, bietet die Ausführung dieses Beschlusses wenig Spielraum; aber doch überlasse ich es ohne weitere Ueberlegung dem Augenblick, ob ich mit dem rechten oder linken Fuß zuerst in den Laden trete, in diesen oder jenen Worten dem Verkäufer mein Begehren eröffne, in dieser oder jener Geldsorte, die ich bei mir trage, bezahle; der Einfall des Augenblicks liefert mir das concrete Detail, und die Denkthätigkeiten, die es erzeugen und controlieren, verlaufen so leicht und rasch, daß wir uns ihrer nicht besonders bewußt werden; aber nichtsdestoweniger findet ein Fortwirken des Wollens statt, das diese einzelnen Acte regulieren muß, wenn sie nicht rein mechanisch ablaufen wie das Lesen und Schreiben. Bei complicierteren Handlungen findet dieses fortwährende Ausgestalten des in seinen Grundzügen entworfenen Planes in weit umfassenderem Maße statt. Gerade darum aber verräth sich die Individualität des Handelnden in diesen

kleinen Zügen, denen wir keine besondere Aufmerksamkeit schenken und die wir nicht zum Voraus berechnen, weil sie dem Zwecke gegenüber gleichgültig sind.

Dieses Verhältniß, daß ein allgemeiner Zweck gesetzt, die Art der Ausführung desselben aber theils dem eingeübten Mechanismus, theils späteren Entscheidungen überlassen wird, beherrscht nun weitaus den größten Theil unseres Handelns. Die Zwecke des vernünftigen Menschen sind größtentheils allgemeiner Natur; sie bestehen in Regeln, die sagen, daß wenn bestimmte Fälle eintreten, so und so gehandelt werden soll; und indem er diese Zwecke in langen Reihen von einzelnen concreten Fällen verwirklicht, bildet sich ein Habitus des Wollens aus, der die Unterordnung des einzelnen Wollens unter jene festen Zwecke zur Gewohnheit werden läßt. Die Befolgung sittlicher Grundsätze und rechtlicher Gesetze geschieht größtentheils in dieser Form; die Prämissen zu wollen ist uns zur Gewohnheit geworden, und wo sich die Subsumtion des einzelnen Falles durch leichte Bewegung des Denkens vollzieht, da kommt uns das Wollen der allgemeinen Zwecke, weil es die stehende Voraussetzung bildet, im einzelnen Falle gar nicht ausdrücklich zum Bewußtsein. Niemand hält sich allgemeine Rechtsregeln vor, wenn er seine Zeche bezahlt, oder allgemeine Anstandsregeln, wenn er vor einem Begegnenden den Hut abnimmt; und doch ist sein Handeln die Folge eines Wollens dieser allgemeinen Regeln. In dieser Hinsicht, aber nur in dieser, hat man das Recht, von einem unbewußten, d. h. genauer von einem un-

bewußt *geworbenen* Wollen zu reden; das Wollen der allgemeinen Zwecke ist so in die Einheit unseres Wesens aufgenommen, daß es als bleibende Gesinnung die Form des *Triebs* angenommen hat, und durch das Medium des Gefühls, welches eine der Gesinnung entsprechende oder widersprechende Aufforderung weckt, das Handeln im einzelnen Falle leitet. Aber diese Sicherheit ist selbst erst Resultat des Wollens, und darf und muß also auf dieses zurückgeführt werden; und sobald die Subsumtion des einzelnen Falles unter die allgemeine Regel sich nicht ohne Hinderniß vollzieht, wie in den sogenannten Collisionsfällen, treten sofort auch die allgemeinen Regeln wieder ausdrücklich ins Bewußtsein, und bilden die Prämissen der Ueberlegung, die den Collisionsfall zu entscheiden strebt.

Anmerkungen.

1) Zitelmann, Irrthum und Rechtsgeschäft (S. 36 verglichen mit S. 129 Note), dessen eingehenden, sorgfältigen und methodischen Analysen der hier in Betracht kommenden psychologischen Thatsachen ich im Wesentlichen zustimmen kann, obgleich ich in der Terminologie abweiche. Nur gegen den Satz S. 72, daß der Wille (d. h. der Bewegungsimpuls) gedacht werden müsse als an sich außer jeder Verbindung mit der Vorstellung stehend, habe ich Bedenken, die im Folgenden näher ausgeführt sind.

2) Gegen diese Unterscheidung hat Laas in einem scharfsinnig analysierenden und reichhaltigen Artikel „Die Causalität des Ich" (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, IV. Jahrgang Heft 1. 2. 3) auf S. 329 Einwendungen erhoben, die ich nicht für berechtigt halten kann. Er geht von dem Gegensatz zwischen Thun und Leiden, Freiheit und Abhängigkeit des Ich aus, und bestimmt den Ursprung des Gegensatzes zwischen Thun und Leiden ganz richtig dahin, daß „Leiden" ursprünglich Veränderungen bezeichne, die der Mensch wider Willen an sich und in sich erfährt, zumal solche, die unangenehm und schmerzlich sind; diejenigen Veränderungen aber Thaten genannt werden, die von seinem Wünschen und Wollen abhängig waren; und daß für die Thaten zunächst keine weiteren Ursachen gesucht wurden, weil der Mensch seine eigene That aus seinem Wollen völlig verständlich fand.

Leiden, fährt Laas fort, sei immer unfrei, nur Thätigkeiten seien frei. „Die Anwendung des Freiheitsprädicats auf Grund eigener innerer Erfahrungen ist eine verschiedene, je nach dem Standpunkt, den wir uns gegenüber einnehmen; sie ist vor allem eine grundverschiedene, je nachdem wir nur auf den vorliegenden Zeitpunkt achten oder weitere Rücksichten nehmen. Das Ich fühlt sich in jedem Momente bei dem, was in ihm und mit seinem Leibe geschieht, insoweit frei, als es fühlt und glaubt, mit seinem Wollen den betreffenden Vorgang causiert zu haben und so weit und so lange eigener Beifall ihn begleitet." „Uebrigens," fährt die Note fort, „ist es dafür gleichgültig, ob die Handlung mit oder ohne Reflexion geschieht. Simultan fühlt sich das Ich ebenso frei, wenn es, wie der Hund, nach dem vorgehaltenen Bissen sofort begehrlich schnappt, wie, wenn es erst nach Ueberlegung sich entscheidet." Hier kann ich den Zweifel nicht unter-

drücken, ob eine Handlung, die ohne Reflexion geschieht, bei der das Bewußtsein sich nur auf den gegenwärtigen Zeitpunkt bezieht, überhaupt mit dem Bewußtsein der Freiheit verknüpft sein könne, und nicht vielmehr bloß mit Bewußtsein und etwa noch mit einem Gefühl der Lust geschehe. Daß ich zwischen freien Thätigkeiten und nicht freien in mir selbst unterscheide, ist doch nur möglich, wenn ich nicht nur auf den vorliegenden Zeitpunkt achte, sondern das Bewußtsein meiner selbst als einheitlichen Subjects habe, aus dem eine Mehrheit von Thätigkeiten in der Zukunft hervorgehen kann, oder in der Vergangenheit hervorgehen konnte, und mir bewußt bin, durch mein Wollen eine dieser möglichen Thätigkeiten verwirklicht zu haben; das Bewußtsein der Freiheit setzt nothwendig voraus, daß ich mich über den einzelnen Moment erhebe, nicht in ihm aufgehe, daß durch einen ausdrücklichen Act erst für eine als möglich vorgestellte Thätigkeit entschieden wird. Es ist dabei wahr, daß nicht jedem besonnenen Entschlusse ein Kampf zwischen Reizen und Gegenreizen vorangegangen sein muß (Laas S. 330 Note); aber ein Entschluß ist doch nur dann ein besonnener, wenn er nicht bloß den augenblicklichen Drang und die daraus erwartete Lust ins Auge faßt, vielmehr weiter hinaus auf die übrigen Interessen des Subjects und die Folgen seines Thuns achtet. Dafür, ob ein Thun als ein im strengen Sinne gewolltes angesehen werden kann, hat das Dazwischentreten der Reflexion nicht bloß secundäre, sondern fundamentale Bedeutung. Denn die Einwände von Laas ruhen zuletzt auf seiner Definition von Wollen, die er S. 44 gibt. Er nennt jeden eine willkürliche Bewegung hervorbringenden „Wunsch" — der Ausdruck ist nicht geschickt gewählt, ich würde lieber sagen Streben — ein Wollen. Diese Definition scheint mir einerseits zu weit, da zum Wollen ein Selbstbewußtsein gehört, das sich der einzelnen Action gegenüberstellt, andrerseits zu eng, sofern Wollen und selbst Absicht nur da sein soll, wo die That unmittelbar folgt. „That muß sein, wo wirklich Wille und Absicht zugestanden werden soll". Wie sind dann die Acte zu nennen, in denen ich beschließe zu einer bestimmten künftigen Zeit etwas zu thun?

Sobald ich nun von dem Bewußtsein aus, einheitliches Subject aller meiner Thätigkeiten zu sein, und durch meine Willensentscheidung die einen zu verwirklichen, andere zu unterlassen, die Vorgänge in mir auffasse, dann scheint mir unanfechtbar zu sein, daß ich die bloßen Begehrungen, das Gelüsten nach etwas, den Reiz, den ein Gegenstand des Genusses auf mich ausübt, in mir als etwas erlebe, was ohne

mein Zuthun ins Bewußtsein tritt, also von diesem Gesichtspunkt aus etwas Passives ist, wie es ja von jeher als πάθος, passio bezeichnet wurde; und daß, wo so entstandene Begehrungen ohne Weiteres Bewegungen erzeugen, wie ich es vom Thiere voraussetze, ich diese nicht als eigentlich gewollte und damit auch nicht als freie bezeichnen darf; und daß dieser ganze Ablauf von diesem Standpunkte aus ein unwillkürlicher genannt werden muß, weil eben kein bewußtes Wollen dazwischen tritt.

Laas meint, es sei nicht einzusehen, wie der durch hemmende Ueberlegung herbeigeführte zeitweilige Aufenthalt an sich so schwerwiegende Discrimina hervorbringen soll. Der Aufenthalt an sich thuts freilich nicht, sondern die Thätigkeit des Subjects, die in der Ueberlegung und dem daraus hervorgehenden Wollen zu Tage tritt; die Art, wie das Thun das einemal und das andremal aus dem Subject hervorgeht, ist eine wesentlich verschiedene. Dort, beim widerstandslosen Befriedigen eines momentanen Begehrens, verhält sich das Subject nicht anders, als der Stein Spinozas, bei dem die folgende Bewegung aus der vorangehenden nach Naturgesetzen folgt; es ist eine einfache Reihe aufeinanderfolgender Zustände; der Stein, wenn er Bewußtsein hätte, würde empfinden, daß er sich bewegt, das Thier empfindet ebenso, daß es sich bewegt und Lust davon genießt. Aber Laas sagt selbst ganz treffend, der Stein Spinozas würde sich nicht frei fühlen, sollte er auch Bewußtsein davon und Freude an dem haben, was mit ihm geschieht, wenn er nicht zugleich glaubte, daß er durch seinen Willen seine Bewegung causiert habe; und ebenso kann das Thier, das blindlings und ohne Reflexion seiner Begierde folgt, nicht eines Wollens bewußt sein und sich nicht frei fühlen. Die ganze Ausführung von Laas verkennt die specifische Natur des Wollens im Unterschiede von dem widerstandslos in uns aufsteigenden Begehren und Gelüsten; verkennt, daß das Bewußtsein, eine Bewegung causiert zu haben, überhaupt nicht ohne Reflexion möglich ist.

3) v. Jhering, der Zweck im Recht I, S. 5 ff. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich mit dem Kern der Gedanken, deren Formulierung allein mir unrichtig scheint, großentheils einverstanden bin.

4) Die umfassende Erörterung dieses Begriffs siehe in meiner Logik, 2. Bd. §. 73. 95. 98.

5) Binding, die Normen Bd. II. S. 104 ff. bes. S. 112.

6) S. v. Jhering, das Schuldmoment im römischen Privatrecht.

Die Unterschiede der Individualitäten.

Wer durch belebte Straßen wandert oder in dem Gewühl eines Volksfestes sich umhertreibt, der mag sich wohl wundern, wie unerschöpflich die Phantasie der Natur in Erfindung all der Kopfformen und Gesichtsbildungen ist, die ihm begegnen; und wer sich eine Reihe ihm bekannter Personen vergegenwärtigt, der hat Grund über den Umfang unseres Gedächtnisses und die Schärfe unserer Unterscheidungsgabe zu staunen, vermöge der wir so viele Variationen eines und desselben Grundrisses festzuhalten vermögen, und in weitaus den meisten Fällen so sicher auf den ersten Blick beurtheilen, ob ein Bekannter oder ein Unbekannter uns entgegentritt. Diese Fähigkeit ist um so staunenswerther, als wir in der Regel in großer Verlegenheit wären, genau anzugeben, worin sich eigentlich der eine von dem andern unterscheidet, und das, was wir schließlich an beschreibenden Merkmalen zusammenbrächten, daß der eine braun, der andere blond ist, der eine ein breites, der andere ein schmales Gesicht, der eine eine hohe, der andere eine niedere Stirn besitzt, nur eine sehr unvollständige Schilderung enthielte, auch gesetzt, daß sie in allen Punkten richtig

wäre; denn auch das begegnet uns, daß wir selbst in Beziehung auf dieses oder jenes einzelne Merkmal gar nicht sicher sind, und zum Beispiel in Verlegenheit kommen können, wenn wir die Farbe der Augen Solcher angeben sollen, mit denen wir täglich verkehren. Wir sind ja nicht gewöhnt, uns das Bild, das anschaulich vor uns steht, in ein solches Signalement aufzulösen; wir vertrauen der anschaulichen Erinnerung, welche treu genug das Gesammtbild bewahren wird, so fest, daß wir uns diese Mühe ersparen können; würde uns doch die Sprache selbst nur einen sehr ungenügenden Vorrath von Wörtern zur Verfügung stellen, um die mannigfaltigen Formen des Ganzen und der einzelnen Theile kurz und treffend zu bezeichnen.

Etwas größer schon ist ihr Reichthum, wenn es gilt den Eindruck, den eine Physiognomie uns macht, nach der Seite wiederzugeben, nach der sie der Ausdruck der inneren Eigenschaften, sei es dauernder Charakterzüge oder vorübergehender Stimmungen ist. Die Form als solche pflegt nur dem Maler und dem Bildhauer wichtig zu sein, wenn sie nicht durch besondere Schönheit reizt oder durch abschreckende Häßlichkeit unsern ästhetischen Sinn verletzt; bei der großen Menge der Menschen ist uns vorzugsweise wichtig, was über ihre innere Beschaffenheit, ihre Gemüthsart, ihren Charakter, ihre Intelligenz von den Gesichtszügen verrathen wird. Denn ihr inneres Leben ist es vorzugsweise, das auf uns wirkt, und von dem die Bedeutung abhängt, welche sie für uns haben; an dieses knüpft sich unsere Furcht und Hoffnung, unsere Theilnahme und unsere

Abneigung; darum suchen wir aus der äußeren Hülle den inneren Gehalt zu deuten; für die leichten Variationen des Blicks und der Züge, welche Zeichen für die seelischen Eigenschaften sind, haben wir ein merkwürdig scharfes Auge; und nur darum, weil wir auch diese kleinen Züge auslegen gelernt haben, machen uns die Verschiedenheiten, in welchen uns das menschliche Antlitz entgegentritt, den Eindruck einer so unerschöpflichen Mannigfaltigkeit. Denn wir wissen, daß ihrer inneren Beschaffenheit, ihrer Gemüthsart und ihrem Charakter nach die Menschen untereinander noch viel unähnlicher sind, als in ihrer äußeren Bildung, daß in viel schärferen Gegensätzen ihr Empfinden, ihr Streben und Wollen sich bewegt; und so arm die Sprache an Mitteln ist, die Eigenthümlichkeiten der äußeren Erscheinung sicher zu zeichnen, so reich ist sie, wenn es gilt, die zahllosen Unterschiede des geistigen Lebens nach allen seinen Seiten zu treffen.

Denn die Auffassung der inneren Eigenthümlichkeit der Menschen vollzieht sich ja nicht auf dem kurzen Wege unmittelbarer Anschauung, die uns mit Einem Blicke ein unserer sinnlichen Erinnerung sich leicht einprägendes Bild gewinnen ließe; nur in einer Reihe von Handlungen und Ausdrucksweisen offenbart sich die innere Natur, und es gilt denkend und schließend diese Thätigkeiten auf einen bleibenden Grund zurückzuführen, den Wechsel des Geschehens als Ausfluß dauernder Eigenschaften zu deuten; was so erschlossen wird, können wir nur in Begriffen ausdrücken, die der sprachlichen Bezeichnung bedürfen. Alle

Kunst der Menschenkenntniß beruht zuletzt darauf, aus den vereinzelten Beobachtungen den inneren Zusammenhang der Gedanken und Strebungen zu erkennen, das besondere Gesetz festzustellen, nach welchem aus der inneren Natur und äußeren Anregungen die bestimmten Lebensbewegungen hervorgehen.

Nach dieser Methode bilden wir uns im gewöhnlichen Leben unsere Urtheile über die Persönlichkeiten, welche wir mehr oder weniger genau zu kennen glauben; meist so, daß wir nur aus bestimmter Veranlassung eine Seite bezeichnen, welche uns gerade die Handlungsweise eines Einzelnen offenbart, oder welche für das Verhältniß, in dem wir zu ihm stehen, besonders wichtig ist; seltener so, daß wir ausdrücklich darauf ausgehen, ein erschöpfendes Bild seiner Eigenthümlichkeit nach allen ihren Seiten uns zu entwerfen. Aber auch wo wir dieß nicht thun, bilden sich allmählich bei längerer Bekanntschaft umfassendere und vollständigere Auffassungen der Persönlichkeiten, mit denen wir verkehren, und die Urtheile, in welchen sie sich ausdrücken, pflegen je nach unserer eigenen Art milder oder schärfer gefaßt zu sein.

So entsteht uns mit wachsender Lebenserfahrung eine Gallerie von Porträts unserer Zeitgenossen, und wir haben nur einen flüchtigen Ueberblick nöthig um zu erkennen, wie reich sie ist, und welche unabsehbare Mannigfaltigkeit der verschiedensten Charaktere sie enthält; die einen unter ihnen stehen scharf gezeichnet, bis ins kleinste Detail ausgeführt vor uns, andere nur skizziert, mit den hervorstechendsten Linien angedeutet; hier die Sonderlinge, die sich durch

ganz auffallende und ungewöhnliche Weisen ihres Empfindens und Benehmens abheben, dort die andern, die durch allerhand Aehnlichkeiten mit einander verbunden eine gleichartigere Masse darstellen, aber doch keiner dem andern vollkommen gleich. Es liegt dabei in der Natur der Sache, daß die hervorstechendsten Züge in den weniger ausgeführten Bildern von der Art des äußeren Benehmens genommen sind, die uns am leichtesten entgegentritt; tiefer in das Innere vermag nur längere und genauere Beobachtung einzudringen.

Die bunte Reihe der Bilder, welche uns eigene Kenntniß liefert, wird weiterhin noch bereichert durch die historischen Persönlichkeiten, deren Charaktere uns der Geschichtschreiber schildert, durch die nicht minder lebendigen, faßlicheren und durchsichtigeren Gestalten der Dichtung.

Denn die Menschen, welche der Dichter schafft, pflegen den Vorzug zu haben, daß sie in sich übereinstimmend angelegt und so gezeichnet sind, daß wir aus wenigen herrschenden Motiven ihr Handeln und ihr Benehmen verstehen können; die wirklichen Menschen geben uns der Räthsel weit mehrere auf, und ihr oft wunderlich widersprechendes und unverständliches Gebahren läßt uns rathlos, wie wir uns in ihnen zurechtfinden sollen.

Mit dieser Kenntniß einer kleineren oder größeren Anzahl von Individualitäten pflegen sich gewöhnlich auch aufmerksame Beobachter und die Praktiker zu begnügen, welche ihre Kenntniß der Menschen verwerthen, um auf sie nach ihren Zwecken zu wirken; wenn auch einzelne überraschende

Aehnlichkeiten oder schroffe Gegensätze bemerkt werden, so liegt doch keine dringende Veranlassung vor, die Menschen in bestimmte Classen einzutheilen; so wenig es uns einfällt, uns für ihre Gesichter eine Classification zu machen, da wir uns mit den zufällig sich aufdrängenden Gruppen begnügen, welche etwa Familienähnlichkeit oder nationaler Typus bestimmt, die meisten aber als einzelne Exemplare stehen lassen, welche wir in keine bestimmte Kategorie einreihen, so wenig denken wir nothwendig daran, eine Classification ihrer geistigen Physiognomien vorzunehmen.

Allein die wissenschaftliche Betrachtung wird doch den Versuch machen wollen, durch Aufstellung allgemeiner Begriffe eine Uebersicht zu gewinnen, und den unübersehbaren Reichthum von Besonderheiten in ein bestimmtes Fachwerk einzuordnen, nach welchem sie uns in wenige große Gruppen zerfallen.

Wenn wir nun aber nach der Anleitung, welche die Logik zu geben pflegt, uns an das Geschäft machen, um zu sehen, nach welchen Aehnlichkeiten wir die Einzelnen in Gruppen zusammenfassen, nach welchen Unterschieden wir sie in verschiedene Classen vertheilen sollen, so stehen wir vor einer völlig verwirrenden Menge möglicher Gesichtspunkte, auf welche wir eine solche Eintheilung gründen könnten, und es scheint ein noch viel schwierigeres Geschäft, die menschlichen Individualitäten zu classificieren, als die Pflanzen oder die Thiere in ein leidlich brauchbares System zu bringen.

Nicht als ob nicht von den verschiedensten Bedürfnissen

aus, nach den vielseitigsten Gesichtspunkten die Einzelnen überall regelmäßig classificiert würden. Der Statistiker unterscheidet Kinder und Erwachsene, Ledige und Verheirathete, Evangelische und Katholische; er macht Rubriken für die einzelnen Berufsarten, er zählt hier die selbstständigen, dort die dienenden Individuen zusammen; dem Politiker zerfallen die erwachsenen Männer wenigstens in Conservative, Liberale, Radicale u. s. w.; der Criminalist stellt die Unterscheidung zwischen bürgerlich Unbescholtenen und Bestraften, unter diesen zwischen den verschiedenen Uebertretern und Verbrechern auf; für den geselligen Verkehr unterscheiden wir zwischen Gebildeten und Ungebildeten, oder auch zwischen langweiligen und unterhaltenden Gesellschaftern; jede Prüfungscommission classificiert nach der Tauglichkeit der Geprüften für irgend einen Beruf.

Jeder der Gesichtspunkte, die solchen Unterscheidungen zu Grunde liegen, ließe sich in einer stattlichen Reihe von Unterabtheilungen weiter durchführen; und mit allen Prädicaten, die wir so ertheilen, treffen wir ohne Frage bestimmte Eigenschaften der Einzelnen, welche sie von einander unterscheiden und zu der ganzen Eigenthümlichkeit eines Jeden mitgehören; denn was Jeder weiß und was er kann, was er treibt und arbeitet, welcher Confession und welcher Gesellschaftsclasse er angehört, davon hängt zu einem großen Theile seine Art und Weise zu sein und zu handeln, der ganze Typus seines geistigen Lebens ab; wir erwarten ohne Weiteres bei dem Bauern eine andere Art zu empfinden, andere Interessen, andere Ansichten,

andere Gewohnheiten des Denkens zu finden, als bei dem Seemann oder dem Soldaten.

Allein bei allen diesen Gegensätzen werden wir doch den Eindruck haben, als ob damit der Kern der Sache nicht erreicht sei, als ob diese Unterscheidungen nur die Oberfläche berühren, nicht das innere Wesen der verschiedenen Individualitäten treffen. Sie sagen uns, was größtentheils unter dem Einflusse äußerer Verhältnisse, die dem Wesen des Menschen gegenüber zufällig sind, unter dem Einfluß der Familie, in die er hereingeboren ist, des Vermögens, dessen Vortheile er genießt, der gesellschaftlichen Verfassung, die ihn schon bei der Geburt empfängt, unter dem Einfluß der häuslichen und öffentlichen Erziehung, unter dem Einfluß der Lebensschicksale, über die er keine Macht hat, aus dem Menschen geworden ist: sie sagen uns nicht, was er an sich selbst ist, was die Grundlage war, die sich unter diesen Einflüssen so oder so entwickelt hat. Die Aufgabe scheint vielmehr zu sein, durch diese zufälligen Umstände hindurch die wesentliche Natur des Menschen, die natürliche Constitution seines Geistes zu ergreifen. Eine vom allgemeinen psychologischen Standpunkt unternommene Classification kann ja nicht alle geschichtlichen Besonderheiten berücksichtigen wollen, sondern sie muß die Unterschiede aufsuchen, die im Menschen selbst liegen, und von denen es abhängt, wie er die äußeren Einflüsse aufnimmt und gegen sie reagiert.

Wenn es nur eine leichtere Aufgabe wäre, das was der Mensch von Natur, und das was er vermöge seiner

Geschichte ist, zu sondern, wenn es nur wenigstens eine unbestrittene Voraussetzung wäre, daß es überhaupt natürliche, angeborene, unverwüstliche, individuelle Bestimmtheiten des Seelenlebens gibt! Allein gerade hier stoßen wir auf eine psychologische Streitfrage von tiefgreifender Bedeutung. Die streng empiristische Schule leugnet, wie alle angeborenen Dispositionen überhaupt, so auch angeborene Unterschiede, sofern sie nicht etwa in der angeborenen körperlichen Constitution gegründet sind; der ganze Inhalt unseres inneren Lebens, die Richtung, die unsere Thätigkeiten nehmen, soll nur durch das bestimmt sein, was wir von außen in uns aufnehmen; jede Individualität sei das Product der äußeren Umstände, der Umgebung, die der Seele Vorstellungen von bestimmter Beschaffenheit in bestimmter Reihenfolge zuführt, die dann sich drängend und stoßend Gefühle und Begehrungen zwischen sich entwickeln. Durch Darreichung der richtigen Kost könnte man nach dieser Theorie aus jedem Menschen alles Beliebige machen; er wäre wie eine weiche Masse, die je nach der Umgebung in diese oder jene Form gedrückt wird.

In Wirklichkeit ist solche Auffassung des menschlichen Lebens auf die Lehrbücher der Psychologie beschränkt geblieben, welche mit mehr oder weniger Consequenz ein Schattenspiel von Vorstellungen an die Stelle des lebendigen Lebens und Strebens zu setzen unternahmen. In der wirklichen Beurtheilung und Behandlung der Menschen hat Niemand an diese Theorie geglaubt; sondern hier ist die Ueberzeugung festgegründet, daß die Einzelnen von Ge-

burt an durch unaustilgbare Eigenthümlichkeiten geschieden seien, daß Jeder seine individuelle Natur mitbringe, deren Entwicklung allerdings durch die äußeren Einflüsse in diese oder jene Bahn geleitet, gefördert oder verkümmert werden könne, aber doch so, daß ein charakteristisches Gepräge bleibe. Wie je nach Pflege oder Vernachlässigung aus einem Samenkorn eine starke und kräftige, oder aber eine verkrüppelte Pflanze erwächst, aber niemals aus einer Eichel eine Buche, noch aus einer Dattel eine Tanne, so verhalte es sich mit den angebornen Anlagen der einzelnen Menschen.

Und es ist im Grunde eine sehr einfache Regel, nach welcher man im gewöhnlichen Leben zu unterscheiden pflegt, was auf Rechnung der Natur, und was auf Rechnung der äußeren Umstände, der Erziehung, des Standes zu schreiben sei: dasjenige, was unter gleichen äußeren Einflüssen gleich geräth, ist das Werk dieser; was trotz gleichen äußeren Umständen verschieden bleibt, ist auf Rechnung der Natur zu setzen. Kein Dorfschulmeister hat je daran gezweifelt, daß innerhalb seiner Schuljugend, die unter derselben Umgebung, inmitten derselben Beschäftigungen, unter denselben Sitten und unter demselben Unterrichte aufwächst, die Verschiedenheit der trägen und der lebhaften, der wißbegierigen und der stumpfen, der intelligenten und der dummen Kinder jedenfalls zum größten Theil auf natürlichen Anlagen beruhe; und daß andererseits die seinen Schülern gemeinsame Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten sein Werk sei.

Allein wenn wir auch die Richtigkeit dieser Auffassung im Allgemeinen zugeben wollten, so würde sie nun doch im

Einzelnen nur dann anwendbar sein, wenn wir die Einflüsse, unter denen der Einzelne gestanden ist, übersehen und nach einer allgemeinen Regel bestimmen könnten, wie viel auf ihre Rechnung kommt; und wenn nicht die eigenthümliche Natur des geistigen Lebens überhaupt eine solche Trennung von Erworbenem und Angeborenem erschwerte. Denn es gehört ja zu den Grundgesetzen geistiger Entwicklung, daß ursprünglich vorhandene Kräfte verschwinden, wenn ihnen keine Gelegenheit zur Bethätigung gegeben ist; daß andrerseits durch beharrliche Uebung einer auch nur im geringsten Ansatze vorhandenen Fähigkeit diese selbst wächst, und daß später den Eindruck einer ursprünglich vorhandenen hervorragenden Begabung machen kann, was nur Resultat sorgfältiger Pflege und Ausbildung ist. Das bekannte Wort, „das Genie ist der Fleiß", enthält sicher eine Uebertreibung, aber eine Uebertreibung einer unzweifelhaften Wahrheit.

So kann nun zwar die allgemeine Ueberzeugung stehen bleiben, daß ursprüngliche Unterschiede vorhanden sind, und die Verschiedenheit der Persönlichkeiten, denen wir begegnen, zu einem wesentlichen Theile auf ihnen beruht; aber auf dem Wege der Beobachtung und Analyse der einzelnen Individualitäten diese Unterschiede zuerst im Einzelnen festzustellen, um sie nachher zu einer vergleichenden Uebersicht zu bringen, ist eine Aufgabe, welche die Mittel unserer psychologischen Analyse übersteigt.

Und so bleibt nichts übrig, als von der Ueberzeugung aus, daß es überhaupt ursprüngliche und wesentliche Verschiedenheiten gibt, einen anderen Weg einzuschlagen, um

uns klar zu machen, worin sie bestehen können. Es sollen ja Verschiedenheiten sein, welche innerhalb einer gemeinsamen menschlichen Natur heraustreten; nur unter dieser Voraussetzung sind sie uns überhaupt verständlich; von einer Richtung des geistigen Lebens, von der wir in uns selbst auch nicht eine Spur fänden, vermöchten wir uns keinen Begriff zu machen; und jeder Versuch, ein Individuum zu verstehen, das mit einer uns vollkommen unbekannten Form geistiger Thätigkeit ausgestattet wäre, das einen sechsten Sinn hätte, oder dessen Gedanken nicht in einer zeitlichen Folge verliefen, würde vollkommen vergeblich sein. Eine methodische Eintheilung kann nur von dem Allgemeinen selbst ausgehen, dessen verschiedene Modificationen dargestellt werden sollen, von der gemeinsamen menschlichen Natur: in ihr müssen die Merkmale aufgefunden werden, die noch unterschiedene und entgegengesetzte Bestimmungen zulassen; dadurch gewinnen wir eine Entwicklung des allgemeinen Begriffs in die in ihm selbst enthaltenen Besonderungen, und können nun erwarten, daß den so gefundenen Gliedern die wirklich beobachteten Differenzen entsprechen und die begriffliche Theilung an der Einzelbeobachtung sich bewähre.

Versuchen wir also zunächst ein allgemeines Schema des geistigen Lebens nach seinen gemeinsamen Zügen zu entwerfen: so ist es uns vor allem gegeben nicht als etwas Ruhendes, das wir in einem bleibenden Bilde festhalten könnten, sondern in ununterbrochener Bewegung als ein Verlauf mannigfaltiger Thätigkeiten und wechselnder Zu-

stände, die nach den verschiedensten Richtungen zu dem, was außer uns ist, in Beziehung stehen. Diese Lebensäußerungen sind in doppelter Weise zur Einheit zusammengehalten: von der einen Seite durch das alle umfassende Selbstbewußtsein, vermöge dessen Jeder alle seine inneren Ereignisse, seine Vorstellungen, seine Gefühle, seine Strebungen, so verschieden ihre Gegenstände sein mögen, als die seinigen weiß, auf sein eigenes Ich als das in allem Wechsel einheitlich beharrende Subject bezieht; von der anderen objectiven Seite durch den wenigstens in seinen Hauptzügen erkennbaren gesetzmäßigen Zusammenhang, vermöge dessen sie nicht in isolierten Reihen verlaufen, sondern in mannigfaltigster Abhängigkeit von einander stehen — einer Abhängigkeit, die im Einzelnen zu erkennen eben die Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Psychologie ist.

Und nun hat die Wissenschaft des inneren Lebens durch eine lange, in der Theorie über die Principien, aus denen alles erklärt werden müsse, schwankende, in den Hauptresultaten doch übereinstimmende Forschung ein allgemeines Bild dieses inneren Lebens aufzufassen und zu zeichnen vermocht, indem sie zuerst die Vielheit von einzelnen unterscheidbaren Vorgängen und wechselnden Zuständen nach ihren Hauptunterschieden sondern und unter wenige große Classen zusammenfassen gelernt hat, und dann den Hauptformen der Wechselwirkung nachgegangen ist, welche zwischen den verschiedenen Richtungen unseres geistigen Lebens besteht.

Daß ein größerer oder kleinerer Reichthum von Vor-

stellungen und Gedanken unser Bewußtsein erfüllt, mit deren Hülfe wir theils die uns umgebende Welt in engerem oder weiterem Umfange, oberflächlicher oder tiefer, bruchstückweise oder in größeren Zusammenhängen erkennen, theils in freien, nur unserem Drange folgenden und uns selbst sympathisch oder wohlgefällig berührenden Combinationen phantasievoll spielen, theils überlegend den Werth der Dinge für uns bestimmen, und die Zukunft vorbildend, Zwecke uns setzend und Mittel suchend unser absichtliches Handeln leiten; daß schwächere oder lebhaftere Gefühle der Lust und Unlust, der Befriedigung oder Nichtbefriedigung unseres eigenen Strebens, der Theilnahme am Wohl und Wehe Anderer die wechselnden Verhältnisse zur Welt begleiten, deren wir uns bewußt werden, und sich mit unwillkürlicher Gewalt in Ton und Geberde ihren mimischen Ausdruck geben; daß endlich neben dem Spiele der Vorstellungen und dem Auf- und Abschwanken der Gefühle ebenso ununterbrochen unser Leben in Strebungen und Willensbewegungen sich äußert, durch die wir theils unsere Aufmerksamkeit spannen und unsere Vorstellungsthätigkeiten bestimmen und regieren, theils unsere Glieder zur Wirkung nach außen in Bewegung setzen, sei es, um augenblickliche Begierden zu befriedigen, die das natürliche Streben nach Lust und Fliehen der Unlust in uns erzeugt, sei es, um verständig ausgedachte Zwecke zu verwirklichen oder allgemeine Gebote zu erfüllen; daß keinem menschlichen Leben irgend eine dieser drei Grundformen der Seelenthätigkeit, des Vorstellens, Fühlens nnd Strebens fehlt, daß keine

derselben unabhängig von den andern und ohne vielfache Rückwirkung auf sie ist: das sind die überall erkennbaren Grundzüge des Bildes, das von unserem inneren Geschehen uns dargeboten wird, und das, soweit es sich um die bloße Beschreibung handelt, auch übereinstimmend aufgefaßt ist, wie viel auch über die Quellen, aus denen die einzelnen Thätigkeiten fließen und die letzte Deutung ihres Zusammenhangs gestritten werden, und wie groß die Verschiedenheit der Meinungen darüber sein mag, ob diese unterscheidbaren Formen des inneren Geschehens gleich ursprünglich sind, oder eine von der anderen abgeleitet werden muß.

Und wenn wir, unbeirrt von Schulmeinungen, unser unmittelbares Bewußtsein selbst fragen, so kann auch darüber kein Zweifel sein, daß unser eigentliches innerstes Sein und Leben durch die Gefühle constituiert wird, in denen wir unsern Zustand und seine Bedeutung unmittelbar empfinden, und durch die Strebungen, durch welche wir wirksam uns selbst bestimmen und uns die Richtung von einem Moment zum andern geben. Das ist der reale Kern unserer Existenz, wie sie uns zum Bewußtsein kommt. Darin erscheinen wir uns als wirkliche, im Zusammenhang des Erleidens und Wirkens mit der übrigen Welt stehende Wesen, während die Vorstellungsthätigkeit die allgemeine Form ist, in der unser eigenes Leben als ein bewußtes und unsere Beziehungen zur Außenwelt sich für uns abbilden, und insofern allerdings wieder eine fundamentale Bedeutung beansprucht, als der unterscheidende Charakter des seelischen Daseins eben darin gelegen ist, daß die Be-

ziehungen, in denen wir zur Welt stehen, nicht bloß die realen des Wirkens und Erleidens sind, sondern daneben zugleich in dieser wunderbaren, idealen Form stattfinden, vermöge der das Aeußere einen Gegenstand unseres Bewußtseins bildet. Aber es erscheint uns doch so, daß, wenn unsere Vorstellungen wechseln und ein Bild ums andere an uns vorüberzieht, damit noch nicht wir selbst in unserem eigensten Sein betroffen werden; eben weil wir das Vorgestellte uns gegenüberstellen und von uns ablösen, bildet es keinen Bestandtheil unseres eigenen Selbst; aber was wir fühlen, das ist allein unser Schmerz und unsre Lust, was wir wollen und vollbringen, das ist unsre That, und ein Stück von uns selbst. Wir können viel lernen und viel vergessen; diese Gedanken scheinen bei uns ein- und auszugehen, wie Besuche, mit denen wir uns eine Zeit lang unterhalten; was uns angehört, ist der Eindruck, den sie auf uns machen, und die Entschlüsse, zu denen sie uns bestimmen. Das Bewußtsein der Schuld spricht deutlicher und unwiderleglicher als alle psychologischen Theorieen dafür, daß wir unser eigentliches und wahres Sein in unserem Wollen und Fühlen finden.

Gehen wir nun aber den Wechselverhältnissen dieser verschiedenen Seiten unseres Lebens nach, so kann im Grunde kein Streit sein über ihre thatsächlichen Beziehungen untereinander. Unsere Vorstellungen kann man am ehesten versuchen als ein isoliertes Gebiet darzustellen, das nur seinen eigenen Gesetzen folge, vermöge der die Vorstellungen in unser Bewußtsein eintreten, dort sich in der vielfachsten

Weise untereinander begegnen, hemmen und verknüpfen, zu verwickelteren Gebilden zusammenwachsen, und so ein Ganzes darstellen, dessen Ordnung nur durch den objectiven Inhalt der einzelnen Vorstellungen bestimmt wäre, dessen Bedeutung darin bestünde, die äußere Welt in ihrem Zusammenhang und unser eigenes Sein in ihr abzuspiegeln. Aber genauer zugesehen kommen sie gar nicht zu Stande und werden nicht unser Eigenthum ohne die Betheiligung der anderen Seiten unseres Lebens; es ist ja nicht so, als ob nach mechanischen Gesetzen ohne Wahl die äußeren Dinge durch die geöffneten Pforten unserer Sinne in unser Inneres einzögen und dasselbe erfüllten; schon die sinnliche Auffassung selbst, das was wir wirklich sehen und hören, ist nicht bloß durch die Gegenwart der Dinge, sondern durch unsere Aufmerksamkeit bestimmt, und diese wieder wird durch den Werth gespannt, den die Gegenstände für unser Gefühl haben; in der Erinnerung haftet am sichersten nicht das Gleichgültige, und wäre es noch so oft unserem Blicke begegnet, sondern das, was uns den lebhaftesten Eindruck gemacht, uns beglückt oder erschreckt hat, oder was wir uns absichtlich mit Anstrengung unseres Wollens einprägten; umfassenderes Wissen ist nicht denkbar ohne Wißbegier und lebendiges Streben, ohne die Anstrengung des Nachdenkens, ohne die Aufregung des Zweifels und die Freude der Entdeckung; und wo unsere Gedanken nicht absichtlich der Erkenntniß zugewendet werden, da folgen sie durchaus nicht den Anziehungen, die ihre logischen Verbindungen begründen würden, sondern vielmehr unseren Stim-

mungen, und je nachdem unser Gemüth erregt ist, drängen sich andere und andere Bilder aus unserer Erinnerung, andere und andere Phantasieen für die Zukunft.

Was aber durch äußere Wahrnehmung und Mittheilung in uns eingeht, und was sich in uns selbst weiter spinnt, regt lebhaftere oder leisere Gefühle auf; nur die elementaren sinnlichen Lust- und Schmerzgefühle sind unabhängig von vorangehenden Vorstellungen, unser übriges Gefühlsleben wird erst durch die Auffassung unserer Beziehungen zur Außenwelt und insbesondere zu unsern Mitmenschen erregt.

Unsere Strebungen aber entspringen, wo wir uns ihrer Quelle bewußt sind, aus dem Wohl und Wehe, das wir erfahren oder vorausschauend erwarten; sie sind zugleich von den Vorstellungen abhängig, welche ihre Ziele ihnen vorhalten und unseren Thätigkeiten bestimmte Richtung geben; aber umgekehrt bestimmt unser Streben und Wollen wieder der Gang des Vorstellens, das unter ihrem Druck den erstrebten Zustand festhält, und die Mittel und Wege sucht, ihn zu erreichen, und das Gelingen und Nichtgelingen erzeugt wieder lebhafte Gefühle der Befriedigung oder Nichtbefriedigung, welche ihrerseits wieder dem Laufe unserer Gedanken seine Richtung geben.

So entsteht in endloser Mannigfaltigkeit der Verflechtung der einzelnen Fäden das bunte Gewebe unseres inneren Lebens; dieselben elementaren Bestandtheile und übereinstimmende Formen ihrer Verknüpfung zu einem Ganzen lassen sich durch das bunte und wechselvolle Spiel hindurch erkennen.

Wenn wir uns nun fragen, welche näheren Unterschiede an diesem gemeinsamen Schema hervortreten, und wo also die Eigenthümlichkeiten liegen können, durch welche die einzelnen Menschen ihr besonderes Gepräge erhalten, so springt uns vor allem ein doppelter Gesichtspunkt entgegen: wir können einerseits nach den Gegenständen der verschiedenen Thätigkeitsweisen fragen, andrerseits nach der Art der Thätigkeit selbst. Dort treffen wir auf Verschiedenheiten des Inhalts, der das Vorstellen der Einzelnen erfüllt, der bestimmten Arten von Lust oder Unlust, welche vorzugsweise in ihnen erregt werden, und durch welche die Gegenstände, denen sie gegenüberstehen, und die Schicksale, die sie erfahren, verschiedene Bedeutung für sie gewinnen, der Ziele, denen ihr Begehren und Wollen zugewendet ist, und deren Verwirklichung ihre Arbeit erstrebt. Hier, wo es sich um die Art der Thätigkeit handelt, kann wiederum ein doppeltes ins Auge gefaßt werden. Zuerst nemlich gibt es, wenn wir die Gesammtheit der Lebensthätigkeiten oder einzelne Richtungen derselben bei verschiedenen Individuen vergleichen, quantitative Unterschiede in der Intensität der Thätigkeit selbst, Grade der Energie, mit welcher das Gesammtleben überhaupt, oder einzelne Seiten desselben sich vollziehen; weiterhin aber treffen wir auf verschiedene Arten der Verknüpfung der einzelnen Thätigkeitsweisen, auf verschiedene Systeme der Wechselwirkung zwischen den unterscheidbaren Seiten des inneren Lebens, vermöge welcher dieselben Elemente zu verschiedenen Combinationen vereinigt sind.

Nennen wir jene Unterschiede die *materiellen*, diese die *formellen*: so ist klar, daß für das Zusammenleben der Menschen in erster Linie die materiellen Unterschiede wichtig sind; durch diese nimmt Jeder seinen bestimmten Platz in der Gesellschaft ein, auf ihnen beruht die gegenseitige Ergänzung der Einzelnen zu gemeinsamer Arbeit, oder ihr feindseliger Kampf. Was die Einzelnen wissen, welche Kenntnisse sie besitzen, welche Ansichten sie haben; ob sie vorzugsweise von Lust- oder Unlustgefühlen erregt werden, heiter oder trübsinnig sind, was ihnen ferner wohl oder wehe thut, ob sie mitleidig oder schadenfroh, ob sie für sinnliche Genüsse empfänglich sind oder Ehrgefühl haben, und was sonst sie in lebhaftere Aufregung versetzt, was sie gleichgültiger läßt; welche Zwecke sie endlich verfolgen, in welcher Richtung ihr Handeln und Arbeiten sich bewegt, was sie als erstrebenswerthe Güter betrachten — das scheidet die Menschen am auffälligsten, weil davon abhängt, wie der Einzelne zu den andern sich verhält, was er wirklich thut und leistet.

Nun ist keine Frage, daß diese materiellen Unterschiede, so wie sie uns im wirklichen Leben erkennbar gegenübertreten, zu einem Theile zufällige sind, sofern sie von den äußeren Umgebungen und Einflüssen bestimmt werden. Was ich von der Welt durch unmittelbare Anschauung kennen lerne, welche Bilder meiner Erinnerung gegenwärtig sind, hängt von der Umgebung ab, in der ich lebe, und von dem Umkreis, den ich zu durchwandern Gelegenheit hatte; die mancherlei Kenntnisse, die ich über das hinaus erwerbe,

was ich selbst sehen und beobachten kann, von dem Unterrichte, den ich genossen, von den Bildern, die ich gesehen, von den Büchern, die ich gelesen habe; die allgemeinsten Ansichten, religiöse Glaubenssätze oder philosophische Meinungen, sind meist ebenso durch den Kreis bestimmt, in dem ich aufwachse. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenig durchschnittlich Jeder selbstständig und unabhängig von andern erwirbt, wie viel von dem, was er weiß und glaubt, Gemeingut ist, so gewinnt man fast den Eindruck, als ob die individuelle Abgeschlossenheit der Einzelnen bloßer Schein sei, und nur für ihre körperliche Existenz gelte; was von Vorstellungen und Gedanken in ihnen lebt, ist etwa der Luft vergleichbar, die in ihre Lungen eingeht, aus der allgemeinen Atmosphäre genommen, die sie umgibt, und wieder in diese zurückströmend. Und doch zeigt sich bei näherer Betrachtung auch hier die durchgreifende Bedeutung der Individualität; nicht nur in dem Umfang, in dem angeeignet und dem Gedächtnisse anvertraut wird, treten quantitative Differenzen hervor, sondern mehr noch zeigen sich Unterschiede in der Auswahl, die jeder macht; und hier gehen wir auf Unterschiede der intellectuellen Begabung zurück, vermöge der gewisse Classen von Vorstellungen leicht aufgenommen und behalten, andere aber nicht angeeignet werden, und diese Unterschiede setzen wir als natürliche: so daß schon hier die materiellen Differenzen nicht bloß als gewordene, sondern als ursprüngliche erscheinen. Und dann ist es ja nicht so, als ob unser Vorstellen nur im Aneignen eines von außen gebotenen Inhalts

bestünde; als wäre unser Kopf nur ein Repositorium für allerlei Bilder und Wörter und Sätze; all das wird ja erst wichtig dadurch, daß wir in lebendiger Thätigkeit etwas daraus zu machen wissen, daß wir unsere Sinne gebrauchen und beobachten lernen und durch Schlüsse unsere Wahrnehmungen mit unseren Voraussetzungen verknüpfen und sie zu weiterer Erkenntniß oder richtigem Handeln verwerthen. Was wir als Talent bezeichnen, ist die angeborene Geschicklichkeit für bestimmte Kreise der Thätigkeit, vermöge der wir im Stande sind, unsere Vorstellungen unter sich und mit Handlungen zweckmäßig zu combinieren, um das Gelernte zu neuer Erfindung zu verwerthen.

Hängt so schon im Gebiete der Vorstellungen der Inhalt, mit dem sich unser Bewußtsein erfüllt, nicht bloß von außen ab, sondern ebenso von ursprünglichen Dispositionen und Richtungen: so ist im Gebiete des Wollens und Handelns ein ähnlicher und noch engerer Zusammenhang. Auch hier zwar zeigt sich auf den ersten Blick der Mensch als bedingt durch alle möglichen äußeren Umstände, durch die Lage, in die er hereingeboren ist, durch die Gesellschaft, in der er aufwächst. Sehen wir auf das, was er treibt, womit er sich beschäftigt, was Gegenstand seiner täglichen Arbeit ist, so ist er hier von dem gesammten Culturzustand seines Volkes und seiner Zeit, und weiterhin von der äußeren Lage abhängig, die ihm diesen oder jenen Beruf aufdrängt, und damit eine Reihe von Gewohnheiten der Thätigkeit erzeugt, die auf den ganzen Habitus seines Lebens zurückwirken, indem sie bestimmen, worauf sich seine

Aufmerksamkeit richtet, und welche seiner Eigenschaften geübt und entwickelt, welche verkümmert werden. Ebenso ist aber auch, was er für löblich und schändlich, für geboten und verboten, für recht und unrecht hält, von der Gesellschaft und der in ihr geltenden öffentlichen Meinung abhängig; und die äußere Gewalt, welche herrschende Personen oder Gesetze ausüben, fügt einen weiteren Druck hinzu, der sein Wollen in bestimmte Richtungen zwingt. Und doch belehrt uns jeder Versuch, der im Kleinen oder Großen gemacht wird, die Menschen zu erziehen und zu regieren, daß sie sich von Hause aus zu den Zwecken, die ihnen von ihrer Umgebung zugemuthet werden, sehr verschieden verhalten, daß hier eine nicht weiter erklärliche Vorliebe für eine bestimmte Art der Beschäftigung, dort eine ausgesprochene Abneigung besteht, die nicht einmal durch Zwang überwunden wird; und der Reichthum der menschlichen Individualitäten zeigt sich auch hier in der Mannigfaltigkeit der Thätigkeitstriebe. Und ebenso weist das sittliche Gebiet, dessen Kernpunkt unser Verhalten zu anderen bildet, die schärfsten Gegensätze zwischen den geselligen und egoistischen Neigungen, zwischen willigem Anschließen und trotzigem Eigensinn auf; Liebe und Haß, Gutmüthigkeit und Bosheit sind in den verschiedensten Abstufungen vertheilt, und Niemand kann im Ernste daran denken angeborene Charakteranlagen zu läugnen.

Am ausgesprochensten endlich scheinen die materiellen Differenzen auf dem Gebiete des Gefühls dem Versuche zu widerstreiten, sie nur auf die jeweiligen Umstände und

Einflüsse zurückzuführen. Eine umfassende historische Betrachtung wird zwar auch hier Gelegenheit genug haben zu zeigen, wie die Art, wie der Mensch von der umgebenden Welt und dem Thun seiner Mitmenschen afficiert wird, Sache der Gewohnheit ist; was ihm gefällt oder mißfällt, was ihn überhaupt ästhetisch erregt und was ihn gleichgültig läßt, hängt von der Nation ab, in der er lebt, und von der Culturstufe, der sie angehört; oft genug ist die Verschiedenheit in dem Urtheil verschiedener Zeiten über das, was schön und gefällig sei, betont, und beispielsweise gezeigt worden, seit wie kurzer Zeit erst landschaftliche Bilder den lebhaften Eindruck der Schönheit und Erhabenheit machen, der uns heutigen als etwas Natürliches und Selbstverständliches erscheint. Aber auch jenseits des bloß ästhetischen Gebiets tritt uns Vieles entgegen, was Sache der Erziehung und des gesellschaftlichen Einflusses ist; die Reizbarkeit des Ehrgefühls ist ebenso eine ganzen Classen gemeinschaftliche Eigenschaft, als die Richtung, welche die religiösen Gefühle nehmen, ihre bestimmte historische Grundlage hat. Sagt man ja oft und mit Recht, daß die Gefühle ansteckend seien.

Und doch wissen wir, daß dem Einzelnen sich nicht befehlen läßt, was ihm gefallen und mißfallen, woran er Freude haben und was ihm widerwärtig sein soll; daß auch bei der größten Gleichheit der äußeren Bedingungen noch die größte Mannigfaltigkeit des Gemüthslebens möglich ist; und gerade die Art, wie jeder in seinem Gefühle erregt wird, scheint uns das Eigenste und Ursprünglichste,

am wenigsten aus allgemeinen Regeln berechenbar zu sein. Diese Verschiedenheit der Gefühlsaffection ist zum Theil schon mit den Differenzen der Talente und der Triebe gegeben; so gewiß die Richtungen des Strebens mit der Empfänglichkeit des Gefühls zusammenhängen, so gewiß Vorstellen und Handeln fortwährend auf unser Gefühl zurückwirken, so gewiß sind auch ursprüngliche Dispositionen des Gefühls zugleich mit der Verschiedenheit der Anlagen und der Thätigkeitstriebe gesetzt.

Wenn wir nun darauf verzichten, in die weitaussehende Untersuchung einzugehen, wie viel von den materiellen Unterschieden auf äußere Bedingungen, wie viel auf natürliche Dispositionen zurückzuführen ist, so können wir auch die enge damit zusammenhängende Frage nur berühren, welche Bedeutung den gemeinsamen Zügen größerer Gruppen zukommt, die wir als Nationalanlage oder Nationalcharakter bezeichnen. Denn auch hier wiederholt sich dieselbe Streitfrage: die eine Richtung, die streng empiristische, wird geneigt sein, die Besonderheiten in der Empfindungsweise, dem Geschmack, den herrschenden Bestrebungen und Leidenschaften eines Volks aus seiner Geschichte, und den Gang derselben zuletzt aus äußeren Einflüssen, des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, der Nahrung und ähnlichen Ursachen zu erklären, die bewirkten, daß die von Hause aus richtungslose, für die verschiedensten Einwirkungen gleich empfängliche menschliche Natur hier diese, dort jene Bahn einschlug; und daß der Einzelne in geringerem oder höherem Grade an dem Nationalcharakter Theil nimmt, wird sie auf

Erziehung und Nachahmung zurückführen. Die andere Richtung aber wird die natürliche Ursprünglichkeit verschiedener Rassen- und Stammeseigenthümlichkeiten betonen, und sich darauf berufen, daß unter demselben Klima die verschiedensten Stufen und Richtungen der Cultur sich entwickelten; und sie wird auch nach der Lehre, daß erworbene Gewohnheiten sich in Form natürlicher Triebe und Neigungen vererben, das geschichtlich Gewordene von Generation zu Generation in eine natürliche und angeborene Beschaffenheit umschlagen lassen.

Aber wenn wir auch nicht festzustellen unternehmen, wo zwischen den Extremen die Wahrheit liegt, so läßt sich, sobald nur überhaupt angeborene Unterschiede der Einzelnen zugestanden sind, wenigstens Eines mit Sicherheit aufstellen, daß nemlich das Maß des Beitrags, den angeborene Disposition und äußere Einwirkung zur wirklichen Gestaltung der Individualität liefert, im Einzelnen ein verschiedenes sein wird, der Eine sein Gepräge überwiegend von außen erhalten, der andere die in ihm angelegte Form ausgestalten wird. Haben wir überhaupt das Recht, das Leben als Entwicklung einer individuell bestimmten Anlage unter dem Einflusse äußerer auf sie einwirkender Umstände zu betrachten, von welchen die angeborene Kraft zu ihren einzelnen Aeußerungen gereizt wird, so stehen sich zwei entgegengesetzte Möglichkeiten gegenüber: entweder überwiegt die Receptivität, der Verlauf des Lebens ist vorzugsweise durch die wechselnden äußeren Anregungen, gehen sie von der Natur oder der Gesellschaft aus, bestimmt, denen der

Mensch mit bildsamer Empfänglichkeit nachgibt; oder überwiegend durch stark ausgesprochene einseitige Richtungen der geistigen Kraft, welche die ihr zusagenden Objecte der Bethätigung auswählend aussuchen und von außen zwar gehemmt, aber nicht bestimmt werden können. Jene gleichen den variabeln Gewächsen, welche jede Aenderung von Standort und Boden empfinden, und durch verschiedene Form ihrer Blätter oder verschiedene Farbe und Größe ihrer Blumen beantworten; diese den andern, die eigensinnig ihren Typus festhalten, und wohl verkümmern, aber sich nicht accommodieren. Die einen sind die schmiegsamen, nachgiebigen Naturen, deren weiche Masse nach jedem Drucke sich formt, und das Gepräge jedes Stempels annimmt; diese die spröden und scharfkantigen, die in sich selbst, wie ein Krystall, das Gesetz zu tragen scheinen, nach dem sie sich bilden.

Im Gebiete des Vorstellens sind die receptiven Naturen diejenigen, die werden, was die Schule aus ihnen macht; die alles aufnehmen, was Zufall oder Unterricht ihnen bietet, ihr Gedächtniß mit beliebigem Stoffe anfüllen und bereitwillig glauben, was man ihnen vorsagt; diese dagegen sind in ihrer Empfänglichkeit beschränkter, gehen an Vielem gleichgültig vorüber, oder weisen es, wenn es ihnen aufgedrungen wird, widerwillig ab, um mit desto größerer Begier das sich anzueignen, was ihrer Anlage entspricht und ihr Interesse erweckt, um nun ein eigenartiges Denken zu entwickeln.

Im Gebiete des Handelns sind jene die leichtbestimm-

baren, abhängigen, dienenden Naturen, denen es Bedürfniß ist sich leiten zu lassen, andere um Rath zu fragen und ihrem Beispiel zu folgen, die keiner Aufforderung widerstehen und keinen Zweck gegen den Widerspruch anderer oder entgegenstehende Hindernisse durchsetzen; diejenigen, deren ganze Haltung von der Gesellschaft abhängt, in der sie leben, die Sünder aus Schwachheit und nicht aus Bosheit. Jene dagegen sind die Eigenwilligen, widerspenstig und trotzig gegen jede Zumuthung von außen, eigensinnig in der Verfolgung selbstgewählter Zwecke, unglücklich, wenn sie sich fügen und dienen müssen, und zufrieden nur, wenn andere sie gewähren oder sich von ihnen beherrschen lassen. Und derselbe Gegensatz reflectiert sich auch im Gefühlsleben: denn wenn bestimmte Gefühle in doppelter Art entstehen, theils aus directer Einwirkung äußerer Vorgänge, theils durch die Rückwirkung unseres eigenen Thuns auf unser Sein: so bringt es die Natur der Sache mit sich, daß jene Weichen und Bestimmbaren vorzugsweise die rein passiven Gefühle in sich erleben werden, welche von der Beschaffenheit desjenigen abhängen, was von außen an uns herantritt; die Spröden und Eigenwilligen aber werden überwiegend von den Gefühlen bewegt sein, welche von dem Gelingen oder Mißlingen der im Innern entsprungenen lebendigen Thätigkeit abhängen.

Von der Mischung der originalen und der nachahmenden Individuen hängt es ab, ob eine Gesellschaft mehr eine gleichartige Masse darstellt, einer Ebene oder welligem Lande vergleichbar, oder ob aus ihr, schroffen Felsen und

scharfgezeichneten Spitzen ähnlich, die einzelnen Individualitäten mit kräftig ausgeprägter Eigenart hervorragen.

Innerhalb der Unterschiede nun, welche durch den verschiedenen Inhalt des Lebens sich ergeben, treten uns überall die quantitativen Abstufungen der Intensität der geistigen Thätigkeit sowohl im Ganzen, als in einzelnen Richtungen gegenüber; es ist uns ja ganz geläufig, solche Maßangaben zu verwenden, um die Größe der lebendigen Kraft, welche sich nach den verschiedensten Seiten äußert, vergleichend zu bestimmen.

Gehen wir nur von dem Gesammteindruck aus, welchen in dieser Hinsicht das Verhalten der Einzelnen uns macht, so stehen uns an dem einen Extreme die trägen und schläfrigen Menschen, bei denen die geistige Lebendigkeit überhaupt nur ein Minimum ist, die vegetativen Naturen, die nur starke äußere Antriebe überhaupt für kurze Zeit in eine merkliche Bewegung setzen, während jeder innere Impuls zur Thätigkeit fehlt, und die Schwachen, denen auch beim besten Willen versagt ist, in irgend einer Richtung in lebhaftere Thätigkeit zu gerathen; und ganz allmählich geht dieses untere Extrem in die pathologischen Erscheinungen über, die wir als Schwachsinnigkeit u. dgl. bezeichnen.

An dem andern Ende finden wir die lebhaften und von Kraft übersprudelnden Naturen, denen nur in starker und ununterbrochener Thätigkeit wohl, und jeder Moment der Ruhe ein Greuel ist, die in gleicher Weise vom lebhaftesten Triebe zur Thätigkeit bewegt werden und die

Kraft besitzen diese Thätigkeit anhaltend auszuüben. Zwischen diesen Grenzpunkten liegt eine lange Leiter von Abstufungen des Gesammtmaßes der Lebendigkeit.

Aber nur eine ganz summarische Schätzung könnte bei der Vergleichung der geistigen Gesammtkraft stehen bleiben; es wäre etwa so, wie wenn wir die Unterschiede der Maschinen erschöpft zu haben glaubten, wenn wir sie nach der Zahl der Pferdekräfte vergleichen. Jene verschiedenen Leistungen der geistigen Lebenskraft vertheilen sich in doppelter Weise verschieden: einmal, wenn wir auf den Zeitverlauf achten, den alles Geschehen darstellt, und dann, wenn wir auf die einzelnen Bestandtheile sehen, aus denen sich jene Durchschnittsgröße zusammensetzt.

In der ersteren Richtung tritt uns der Gegensatz gleichmäßiger Thätigkeit und stoßweisen Wechsels von Ruhe und Bewegung entgegen; dort der ruhige Fluß einer stetigen Natur, hier längere Perioden träger Schläfrigkeit und dann plötzliches Aufraffen zu lebhafterer Thätigkeit, in der sich ein angesammelter Vorrath von Energie wieder rasch zu erschöpfen scheint.

Wichtiger als diese Vertheilung der Kraft auf Perioden des Schlafens und Wachens erscheinen überall die Unterschiede in der Intensität der Kraft, die in den gesonderten Richtungen des psychischen Lebens wirksam ist; und die allgemeinsten und am häufigsten gebrauchten Prädicate, mit denen wir die Einzelnen charakterisieren, liegen auf diesem Gebiete, auf dem sich ebenso die Zeugnißtabellen der Schulen und der Prüfungen zu bewegen pflegen. Für jede Haupt-

richtung geistiger Thätigkeit haben wir eine Anzahl von Abstufungen, zwischen dumm und gescheidt, zwischen gleichgültig und empfindlich, zwischen faul und fleißig oder lahm und energisch; und wir führen die Besonderungen noch weiter in die einzelnen Richtungen der Intelligenz oder des Wollens hinein, wir messen die Auffassungskraft, das Gedächtniß, das Urtheil besonders, und ebenso besonders die Empfindlichkeit für sinnliche Lust und Unlust oder die Reizbarkeit des Ehrgefühls. Die Tabellen zwar, in denen diese Methode zu Hause ist, pflegen überwiegend intellectuelle Fähigkeiten und Leistungen zu vergleichen; in großem Maßstab ist aber dasselbe System von der sogenannten Phrenologie angewendet worden, welche Anlagen, Talente und Triebe an den schwächeren oder stärkeren Protuberanzen des Schädels ablesen wollte, und die ganze geistige Individualität aus den Numern zusammensetzte, welche die Stärke der 36 oder 60 verschiedenen „Organe" bezeichneten.

So äußerlich und mechanisch ein solches tabellarisches Verfahren erscheinen mag, so liegt ihm doch die richtige Ansicht zu Grunde, daß die individuellen Unterschiede zu einem großen Theil Gradunterschiede sind, die an den gemeinsamen Factoren heraustreten, aus welchen überall das Ganze des Lebens sich zusammensetzt, und daß die Mischung dieser relativ von einander unabhängigen Richtungen in verschiedenen Verhältnissen ein immerhin brauchbares und zutreffendes Schema abgibt, um die Einzelnen nach einem gemeinsamen System zu charakterisieren; und gerade die quantitative Abstufung erhält uns den Gedanken gegen-

wärtig, daß wir es nirgends mit schroffen Gegensätzen, sondern mit fließenden Unterschieden zu thun haben. Charakteristisch werden für den einzelnen diejenigen Prädicate sein, die mit der höchsten Numer erscheinen; und wo wir lauter mittlere Werthe angeben müßten, da hätten wir eben damit das Bild eines Durchschnittsmenschen.

Was aber doch wieder einen Mangel dieses Systems ausmacht, ist das mechanische Addieren einzelner Posten, als ob sie unter sich zusammenhangslos und von einander unabhängig wären, und der Mensch sich als eine bloße Summe nebeneinanderstehender Fähigkeiten darstellen ließe. Wo es sich um den Umfang der Kenntnisse und intellectuellen Leistungen in verschiedenen nebeneinanderliegenden Gebieten handelt, da ist ja in der That diese Unabhängigkeit in gewissem Sinne vorhanden; es kann einer ein guter Mathematiker und ein schlechter Lateiner sein, in der Geographie viel wissen, aber keinen deutschen Aufsatz zu Stande bringen; aber sobald wir auf diese Weise das ganze Seelenleben rubricieren wollten, so liegt auf der Hand, daß seine einzelnen Richtungen nicht unabhängig von einander sind, und daß die eingreifendsten Unterschiede vielmehr in den verschiedenen Formen der Wechselwirkung zwischen den einzelnen Seiten des Seelenlebens begründet sein müssen. Jene tabellarische Methode gibt uns so zu sagen die Anatomie des Menschen; „die Theile habt ihr in der Hand, fehlt leider nur das geist'ge Band;" denn sie zeigt uns nicht den inneren Zusammenhang des Lebens, die geistige Constitution. Diese ist vielmehr davon abhängig, welche Seite

des Lebens die herrschende und die übrigen nach sich bestimmende ist. Wer einen hoch entwickelten Verstand hat, ist darum noch kein Verstandesmensch, wer lebhafter Gefühle fähig ist, noch kein Gefühlsmensch.

Versuchen wir aber auch in diese am schwersten faßbare Verschiedenheit einzudringen, so tritt uns zunächst der charakteristische Unterschied des Gefühlslebens von den übrigen Seiten der Seele entgegen. In der Gefühlserregung verhalten wir uns nur zu uns selbst; wir wenden alles nach innen; jeder einzelne Moment des Lebens gewinnt seine Bedeutung dadurch, daß wir ihn nur mit uns selbst vergleichen, ihn als einen willkommenen oder widerwärtigen, als einen mit uns harmonierenden oder disharmonischen empfinden; wie unser einheitliches individuelles Sein von dem Wechsel seiner Erlebnisse bald feindlich bedroht und angegriffen, bald begünstigt und gefördert wird, kommt uns in dieser Form zum Bewußtsein, und wir stellen es als dieses empfindliche Centrum der übrigen Welt gegenüber. Es ist die passive Seite unseres Lebens. Wo wir dagegen im eigentlichen Sinne activ sind, sei es vorstellend oder handelnd, müssen wir aus uns heraus, uns mit dem Gegenstande beschäftigen, uns ihm hingeben, uns selbst vergessen; der Gegenstand macht seine eigenen Rechte geltend, wir können uns erkennend oder handelnd seiner nur bemeistern, wenn wir nicht auf das achten, was uns selbst dabei widerfährt, sondern auf das, was nach allgemeinen Gesetzen die Sache verlangt, die wir zu verstehen oder auf die wir zu wirken trachten; wir stehen im Kampf, und so lange er

dauert, dürfen wir nicht empfindlich sein, wenn wir auch da oder dort gedrückt oder verletzt werden; nur durch Verläugnung unserer selbst gelangen wir zum Sieg, und ergreifen das Wissen, in welchem wir unsere Gedanken nach dem Gegenstande bestimmen, und erreichen unser Ziel, indem wir unsere Wünsche nach den Gesetzen der wirklichen Welt beschränken. Während wir im Gefühl uns auf uns selbst zurückziehen, stiften wir im Erkennen und Handeln eine Einheit zwischen uns und einem Andern.

Und nun ist der einschneidendste Gegensatz der geistigen Constitutionen, der sich denken läßt, dadurch bestimmt, daß hier die passive Seite des Gefühls, dort die active des Vorstellens und Handelns überwiegt. Hier wird das Leben in erster Linie durch die Gefühlserregungen bestimmt, die wir von Moment zu Moment als die Wirkung der augenblicklichen Lage auf unser empfindliches Gemüth erleben; das jeweilige Gefühl gibt nach einer Seite dem Verlauf der Vorstellungen seine Richtung, nach der andern erzeugt es die Impulse zum Streben und Handeln; der Zusammenhang der einzelnen Lebensbewegungen ist durch die Aufeinanderfolge der Gefühlserregungen bestimmt. Dort aber sind die thätigen Richtungen des Lebens die herrschenden Mächte; die Verknüpfung der einzelnen Thätigkeiten folgt nach einer Seite dem inhaltlichen Zusammenhang der Vorstellungen, und ist andrerseits durch die Zwecke bestimmt, die wir für unser Handeln uns setzen, und die nach den Gesetzen der wirklichen Welt uns die Unterordnung der Mittel unter die Zwecke dictieren; die Gefühle sind nur

die begleitenden Accorde, aber sie bestimmen nicht Melodie und Rhythmus des Lebens. Dort drückt die Formel, nach der das Leben verläuft, die ganz individuelle Innerlichkeit aus; hier das Verhältniß der gegenständlichen Welt zu der auf sie gerichteten geistigen Kraft.

Versuchen wir die Constitution, die durch das Ueberwiegen der Gefühlsseite bestimmt ist, weiter zu entwickeln: so wird sie dadurch bezeichnet sein, daß bei allem, was geschieht, die Erregung des Gefühls in den Vordergrund tritt und den Mittelpunkt des Bewußtseins bildet; die natürlichen Aeußerungen des Gefühls in Geberde und Laut, in Weinen und Lachen, seine Rückwirkungen auf die körperliche Constitution werden der inneren Erregung folgen und sie verrathen; das Bedürfniß der Mittheilung wird lebhaft sein, mag es sich in Ausdrücken der Freude oder in Klagen ergehen. Die Vorstellungswelt wird ihre Bedeutung durch die Gefühle gewinnen, die sie erweckt; an den Dingen und Personen zuerst das beachtet werden, was gefällt oder mißfällt, was erfreut oder verletzt; und gleichgültig wird lassen, was keinen unmittelbaren Eindruck hervorzubringen im Stande ist, sondern seinen Werth nur durch den objectiven Zusammenhang hat, in dem es mit Anderem steht. Ob, was mitgetheilt wird, langweilig oder unterhaltend, rührend oder abstoßend ist, macht den durchgreifenden Unterschied aus; und in der spontanen Beschäftigung des Denkens wird ebenso die Befriedigung des Gemüths gesucht werden. Für diesen individuellen Maßstab hat es keinen Sinn etwa nach einem allgemeinen Begriffe des

Schönen zu suchen, sondern „schön ist was mir gefällt"; oder nach einem allgemeinen Grundsatz des Rechts, denn recht ist, was mein Gefühl befriedigt; oder nach einem allgemeinen Maßstab der Wahrheit, denn wahr ist, was mit mir übereinstimmt; der alte Satz, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, findet hier seine Verwirklichung. Auf dem Gebiete des Wollens und Handelns aber muß sich ebenso die Empfindlichkeit des Gefühls geltend machen; je reizbarer es ist, desto ängstlicher wird jede Verletzung desselben gemieden werden, desto weniger Lust vorhanden sein, Unbequemlichkeiten oder Gefahren sich auszusetzen; natürliche Zaghaftigkeit und Neigung zur Furcht, scheues Zurückweichen vor jeder rauhen Berührung mit der Außenwelt erzeugen Abneigung gegen directen Kampf und rathen durch List sich zu decken. Wo aber nicht bloß Unangenehmes gemieden, sondern positiv gehandelt wird, da wird einerseits das augenblickliche Gefühl den Impuls zum Handeln geben, und andrerseits das Handeln darauf ausgehen, unmittelbare Befriedigung zu schaffen und einen mit der Gefühlslage harmonisch stimmenden Zustand zu erzeugen. Und da unsere Beziehungen zu andern Menschen besonders lebhafte Gefühle zu erwecken pflegen, theils sofern wir für ihre Anerkennung empfänglich sind, theils sofern sie uns günstigen oder ungünstigen Eindruck machen, sympathisch oder antipathisch sind, so wird das Handeln überwiegend durch persönliche Rücksichten geleitet sein; einerseits aus dem Bestreben hervorwachsen, andern zu gefallen, andrerseits auf Förderung derer ausgehen, welchen wir günstig

sind, und alle energischere That, alle Aufopferung nicht aus der Begeisterung für unpersönliche Zwecke, sondern aus Liebe entspringen.

Diese Züge genügen schon um uns erkennen zu lassen, daß das Bild der überwiegend durch das Gefühl bestimmten Constitution mit demjenigen zusammenstimmt, was wir als die Besonderheit der weiblichen Natur zu betrachten gewöhnt sind.

Mit dem allgemeinen Charakter der männlichen Natur dagegen finden wir diese Weichheit des Gefühls und diese Zartheit leicht verletzbarer Empfindung unvereinbar, wir muthen ihm größere Härte gegen Eindrücke zu und gestatten ihm die Derbheit, die sich auch um leichte Verletzungen Anderer wenig kümmert. Der Schwerpunkt seines Wesens soll nicht in der Empfänglichkeit für das liegen, was ihn berührt, sondern in der Bethätigung der Kraft des Denkens und des Wollens; er soll unbeirrt durch die Stimmungen des Augenblicks sich nach den allgemeingültigen Regeln richten, welche die Natur der Sache seinem Denken vorschreibt, und mit kalter Objectivität die Dinge nehmen wie sie sind; er soll sich ebenso Zwecke von allgemeiner Gültigkeit setzen, und sie mit unbeugsamer Consequenz zu realisieren trachten; und Gefühlen wollen wir nur Einfluß gestatten, soweit sie, wie die Begeisterung für Wahrheit und Recht, die Art ausdrücken, wie allgemeine Ideen in das innerliche Leben aufgenommen sind und darum Impulse zum Wirken bilden, oder wo sie in der stolzen Befriedigung über die Erreichung großer intellectueller oder

sittlicher Zwecke, oder in der zornigen Erregung durch Hindernisse bestehen, die sich dem Wollen entgegenstellen.

Ob diese allgemeine Vorstellung, die wir uns von dem Gegensatze der weiblichen und männlichen Natur machen, sich im Einzelnen bestätigt; ob wir Recht haben, überhaupt das weibliche Geschlecht im Ganzen der einen, das männliche der andere Richtung zuzuweisen, soll hier nicht untersucht werden; genug, daß unsere Eintheilung uns auf einen Gegensatz geführt hat, der anerkannt ist und in der Sprache seinen Ausdruck gefunden hat, die — freilich wenig rücksichtsvoll gegen das schwächere Geschlecht — mit dem Beiworte „männlich" die Eigenschaften zusammenzufassen pflegt, welche die Energie des Thuns ausdrücken, vom Weibe aber zwei Adjective gebildet hat, von denen weiblich die normale Beschaffenheit seines Geschlechts, weibisch aber im tadelnden Sinne diese Eigenschaften bezeichnet, wo sie sich am Manne finden. Es hängt damit zusammen, daß es ein sehr zweifelhaftes Lob ist, einen Mann eine gute Seele oder ein gutes Herz zu nennen; eine Frau aber als einen „Kopf" zu bezeichnen, ist entschiedene Beleidigung.

Ist mit dem aufgestellten Gegensatz der männlichen und weiblichen Naturen die durchgreifendste Scheidung gegeben, so wird diese Theilung jetzt durch eine andere gekreuzt, die von dem Verhältnisse der beiden Seiten der Thätigkeit genommen ist, welche ja auch in der weiblichen Constitution nicht fehlen. Die einen richten ihr Thun vorzugsweise auf das ideale Gebiet der Vorstellungen, und dieses auszugestalten entweder als Abbild der wirklichen Welt

oder in freier Schöpfung ist ihnen das wichtigste Bedürfniß; die andern sind auf Erreichung realer Zwecke gerichtet, und auf Ausübung der Macht und Herrschaft über die äußere Natur oder über andere Menschen. Jene sind die beschaulichen, theoretischen Naturen, diese die geschäftigen, praktischen. Jene finden, sonst bedürfnißlos, ihre Befriedigung in der Wahrheit und Schönheit ihrer idealen Schöpfung; diese in der Umgestaltung der Wirklichkeit, sei's für individuelle, sei's für allgemeine Zwecke; jene handeln ebensoweit, als nöthig ist, um sich die Mittel zum Ausbau ihrer Gedankenwelt zu schaffen; diese stellen ihr Erkennen und Sinnen, ihr Beobachten und Erfinden in den Dienst des Handelns.

Die männliche Beschaulichkeit wird darauf ausgehen, die Dinge in ihrem Sinn und Zusammenhang zu verstehen, von jedem Gegenstande angeregt werden, ihm seine Stelle im Ganzen zu bestimmen, ihn als Beispiel eines allgemeinen Gesetzes aufzufassen; es ist die philosophische Richtung. Die männliche Geschäftigkeit wird das einzelne Handeln bestimmten Zwecken, sei's egoistischen, sei's sittlichen unterzuordnen suchen, diese selbst aber in den allgemeinen Zusammenhang menschlicher Zwecke einreihen; ihre Bethätigung ist die Arbeit für einen Beruf.

Wo aber die Thätigkeit vom Gefühle beherrscht ist, wird jede Gefühlserregung bei den Beschaulichen sich darin äußern, daß sie Gedanken hervorruft und auffordert über den Gefühlswerth der Dinge zu reflectieren und ihre Bedeutung danach zu schätzen, ob sie mit unserer Stimmung

harmonieren oder in Mißklang mit ihr stehen; es ist die sentimentale Verfassung des weiblichen Gemüths, die bald in gerührtem Entzücken die Welt voll Schönheit und Glück findet, bald in melancholischem Weltschmerz nur die Grausamkeit sieht, mit der die Rechte des Herzens von der rauhen Wirklichkeit mißachtet werden; bei den practischen Naturen aber werden aus den Gefühlen die lebhaften und zum Theil stoßweisen Antriebe entspringen, durch thätiges Eingreifen hier zu erfreuen, dort mitleiderweckende Noth zu lindern, nach allen Seiten das Gefällige und Wohlthuende zu verwirklichen.

Zu diesen Gegensätzen der weiblichen und männlichen Natur, der beschaulichen und geschäftigen Richtung kommt nun, untergeordnet für den Hauptcharakter des geistigen Lebens für sich, aber wichtig für die geselligen Verhältnisse der Menschen und die Wechselwirkung der Einzelnen, ein dritter Gegensatz hinzu, der sich auf die Aeußerung der inneren Zustände bezieht, und von einer Verschiedenheit in der Stärke des geselligen Triebs begleitet zu sein pflegt. Bei den einen findet, was in ihnen vorgeht, nur schwer den Weg nach außen, in schweigender Einsamkeit verfolgen sie den Weg ihrer Gedanken und kaum eine leichte Veränderung ihrer Mienen zeigt den Wechsel ihrer Gefühle; es sind die stillen Menschen, verschlossen, wenn auch äußere Aufforderung nicht im Stande ist, sie zur Mittheilung zu bewegen, schüchtern, wenn dem geselligen Triebe die natürliche Lebhaftigkeit und der Muth zur Mittheilung fehlt. Bei andern liegen die Gedanken auf der Zunge, und ihr

Gesicht und ihre ganze Haltung ist der Spiegel, der in fortwährendem Wechsel die Stimmungen verräth; mittheilsam für Alles, was ihnen einfällt oder sie bewegt, geben sie ihren Erregungen lebhaften Ausdruck, und Freude wie Schmerz äußert sich in lauten Ausbrüchen. Allein nur oberflächliche Betrachtung kann die Lebhaftigkeit der augenblicklichen Aeußerung für ein Maß der inneren Lebendigkeit nehmen, denjenigen für beschränkt und langsamen Geistes halten, der in Gesellschaft langweilig ist, und denjenigen für kalt und unempfindlich, der nicht Jedermann sagt, was ihm etwa wohl oder wehe thut. Im Gegentheil pflegt die Kraft, welche dazu verbraucht wird, das Innere nach außen zu wenden, dem inneren Leben selbst verloren zu gehen; und das Sprichwort, daß stille Wasser tief sind, hat wenigstens insofern Recht, als tiefe Wasser in der Regel still sind.

Die darstellenden Thätigkeiten selbst aber werden überwiegend das offenbaren, was das Bewußtsein erfüllt; der Beschauliche wird seine Gedanken offenbaren, und je nachdem er überwiegend der für alle gleichen Erkenntniß zugewendet ist, oder in freier Combination eigenthümlich sich bewegt, ist seine Mittheilung lehrhaft oder witzig und geistreich; der Geschäftige aber wird seinen Eifer für die Zwecke des Handelns an den Tag legen, seine Hoffnungen und Befürchtungen äußern oder berathend und Genossen werbend zur Theilnahme an seinem Streben überreden wollen. Die Darstellung der Innerlichkeit des Gefühls selbst endlich kann, sowie sie über den unwillkürlichen Ausdruck hinausgeht, und mit Bewußtsein und Willen geschieht,

keinen andern Zweck haben, als in andern verwandte Gefühle zu erregen; und diese Tendenz ist es, die sich im künstlerischen Thun vollendet.

Wir haben die hauptsächlichsten Gegensätze construiert, welche sich aus der Betrachtung der verschiedenen Verhältnisse zwischen Hauptrichtungen des geistigen Lebens ergeben. Allein wenn wir nun daran gehen wollten, die einzelnen Individualitäten in die eine oder die andere der dadurch gewonnenen Abtheilungen einzureihen, so begegnet uns eine neue Schwierigkeit darin, daß der Einzelne selbst eine Entwicklung durchmacht, in welcher die Form seines inneren Lebens sich wandelt. Nicht nur treten erst allmählich die Züge seiner Natur schärfer und bestimmter heraus, sondern im Laufe seines Lebens ändert sich nach natürlichen Gesetzen selbst die Bedeutung, welche die einzelnen Lebensäußerungen für das Ganze haben, und Vieles, was später bestimmenden Einfluß gewinnt, kann in früheren Perioden noch nicht wirksam werden. So stellt sich uns der Einzelne in den verschiedenen Lebensaltern verschieden dar; er scheint, wie ein Organismus, der einer Metamorphose unterworfen ist, durch verschiedene Formen und Typen des Lebens hindurchzugehen, und diese Verschiedenheit ist oft eine so durchgreifende, daß wir in Verlegenheit sind, in dem Wechsel einen durch alle Stadien hindurch gleichbleibenden Charakter zu entdecken, in dem Jüngling den Knaben, in dem Manne den Jüngling wieder zu erkennen; und von dieser Seite angesehen wollen die Bestimmtheiten der Lebensalter zum Mindesten gleiche Bedeutung für das Gesammtbild des gei-

stigen Lebens beanspruchen, als die Unterschiede, welche wir zwischen Gleichaltrigen finden. Die Gemüthsverfassung des Kindes oder des hohen Alters scheint uns eine ganz specifische Art des geistigen Lebens zu enthalten, so daß wir auch einen Erwachsenen dadurch charakterisieren können, daß er kindlich, einen Jüngling dadurch, daß er greisenhaft sei. Es mag sein, daß wir der Allgemeinheit gegenüber, in der wir die Veränderungen des geistigen Gesammtlebens im Verlaufe der Entwicklung beobachten, geneigt sind zu übersehen, wie scharf schon in frühester Jugend entgegengesetzte Anlagen heraustreten; aber eben nur, weil der Eindruck der Verschiedenheit des kindlichen Lebens von dem des reifen Alters überwiegt.

Schon darum scheint uns das kindliche Alter einen gleichmäßigen Charakter darzubieten, weil viele Gegensätze materieller und formeller Art erst später deutlicher heraustreten; und wenn wir ihn bestimmen wollen, so finden wir es in dem Wesen der Entwicklung selbst, die größere Zusammenhänge des Denkens und Handelns erst allmählich entstehen lassen kann, begründet, daß die Empfänglichkeit des Gefühls für den Eindruck des Augenblicks überwiegt, und die Bedeutung der Gegenwart noch nicht durch zusammenfassendes Denken und weitaussehende Zwecke beeinträchtigt ist; und ebenso gehört es zum Wesen der kindlichen Seele, daß in jedem Augenblick die von der menschlichen Natur selbst vorgeschriebene Wirkung jedes einzelnen Eindrucks rein und voll erfolgt, und noch nicht durch Erziehung oder Berechnung gehemmt ist. Eben in dieser Natürlich-

keit und Unbefangenheit, in der Durchsichtigkeit des ganzen Getriebes und der Offenheit, mit der jede Regung zu Tage tritt, liegt uns der hauptsächlichste Reiz der kindlichen Seele.

Sind wir aber schon hier in Gefahr, das Bild des kindlichen Benehmens, das uns am meisten gefällt, mit dem allgemeinen Wesen des kindlichen Alters zu verwechseln, so steigert sich mit den folgenden Perioden die Versuchung, gewisse Idealgestalten etwa des Jünglings und des Mannes zu zeichnen, und nun für eine allgemeine Beschreibung bestimmter Verfassungen der Seele auszugeben, was uns eben nur ein poetisch verklärtes Bild dessen ist, was wir als die normale Stufenfolge betrachten. Allerdings wird die Psychologie sich zur Aufgabe setzen müssen, die Veränderungen, welche an dem Einzelnen heraustreten, zu begreifen, aus der allmählichen Abstumpfung der Erregbarkeit des Gefühls, der zunehmenden Erfahrung, den fester werdenden Gewohnheiten, den unvermeidlichen Einseitigkeiten, welche ein bestimmter Beruf mit sich bringt, zuletzt aus der allgemeinen Abnahme der Lebendigkeit im höheren Alter den Abstand verständlich zu finden, der das Leben des Greises von dem des Jünglings trennt. Aber wollten wir von den allgemeinen Gesichtspunkten reden, die hier in Betracht kommen, so könnten doch nur sehr weitumfassende Allgemeinheiten entstehen; in Wirklichkeit modificieren sich die psychologischen Gesetze der Entwicklung in unabsehbarer Verschiedenheit je nach den Individualitäten, und wir glauben doch niemals eine irgendwie bestimmte und genauer charakterisierende Angabe zu machen, wenn wir von einem

sagen, in welchem Jahrzehent des Lebens er steht; wir deuten damit etwa an, welchen Gesammthabitus wir am wahrscheinlichsten bei ihm erwarten dürfen, aber wir sagen etwas viel weniger bestimmtes, als wenn wir ihn einen Gefühlsmenschen oder einen Verstandesmenschen, wenn wir ihn träg oder energisch nennen. Die wichtigsten Unterschiede, die wir kennen, pflegen zuletzt doch, wenn auch in verschiedener Erscheinungsweise, den Menschen durch sein ganzes Leben zu begleiten; die Wandlungen aber, welche die Einzelnen durchmachen, verlaufen in viel zu wirren Linien, bald aufsteigend, bald absteigend, als daß wir uns an den Versuch wagen möchten, auch hier noch unterscheidende Formeln für die Lebensläufe aufzustellen. Zuletzt müßten wir doch auf die elementaren Gegensätze zurückgehen, die wir oben gefunden haben, um mit ihrer Hülfe bestimmte Ausdrücke zu gewinnen; und es war uns eben nur um eine Uebersicht der wichtigsten Eintheilungsgründe zu thun, nach denen die Einzelnen sich scheiden.

Wir haben die aus ihnen sich entwickelnden Gegensätze aufgestellt, ohne dabei der ältesten und populärsten Classification der Individualitäten zu erwähnen, nemlich der Unterscheidung der vier Temperamente. Sehr Verschiedenes ist nacheinander im Laufe der Zeit mit diesem Worte bezeichnet gewesen; im heutigen Gebrauche meint es die größere oder geringere Erregbarkeit des Gefühls und die damit verknüpfte größere oder geringere Raschheit und Energie des Handelns; in diesem Sinne reden wir von ruhigem und sanftem, oder auf der andern Seite von leb-

haftem, reizbarem, heftigem, hitzigem Temperamente. Die gewohnten Namen der vier Temperamente wollen aber doch nicht bloße Gradunterschiede der Erregbarkeit angeben; wir würden sonst nicht den doppelten Gegensatz gewinnen, der immer unter den hergebrachten Namen gesucht und freilich in so verschiedener Weise gefunden worden ist, daß die wissenschaftliche Sprache sich am besten dieser oft umgeprägten Ausdrücke begäbe. Zwar daß das phlegmatische Temperament einen geringen Grad von Erregbarkeit des Gefühls bezeichne, darüber sind so ziemlich alle einverstanden, und etwa auch darüber noch, daß ein cholerischer Mann derjenige sei, der leicht in Zorn gerathe und in Folge davon zu raschem und heftigem Handeln geneigt sei. Aber was man gewöhnlich unter einem sanguinischen und melancholischen Menschen versteht, trifft nicht mehr Grade der Erregbarkeit überhaupt, sondern Richtungen des Gemüthslebens; der Sanguiniker ist darum lebhaft, weil er alles von der heiteren Seite auffaßt, dem Genusse des Augenblicks mehr zugeneigt ist, als der bedächtigen Ueberlegung, der Hoffnung mehr als der Furcht; melancholisch aber heißt uns der Trübsinnige. Nach der gewöhnlichen Anwendung der Wörter sind also Gegensätze gemeint, die wir oben schon aufgestellt haben, denen aber eine entscheidende Bedeutung neben den andern beizulegen kein Grund vorliegt; die wissenschaftliche Begriffsbestimmung der Ausdrücke aber ist schwankend und stimmt mit dem populären Sprachgebrauche nicht überein; die immer noch nicht aus der Uebung gekommenen Temperamentsschilderungen endlich

sind beim Lichte betrachtet willkürliche Constructionen bestimmter scharf ausgeprägter Typen, denen die Bedeutung nicht zugestanden werden kann, welche sie in Anspruch zu nehmen pflegen, die grundlegenden Unterschiede des Naturells aufzustellen und so die Hauptarten der Individualitäten anzugeben. Je bestimmter man durch Häufung einzelner Züge die Begriffe macht, denen die Temperamentsnamen entsprechen sollen, desto stärker contrastiert dann damit die Voraussetzung, von welcher die Lehre ursprünglich ausgeht, daß jeder Mensch eines dieser vier Temperamente haben müsse, etwa noch gemischt mit einem zweiten, und daß man also von jedem müsse ausmachen können, zu welcher Classe er gehöre.

Damit ist vollkommen verkannt, was schon Galenus in Beziehung auf die Temperamentslehre seiner Zeit gesagt hat: ausgehen müsse man nicht von den Gegensätzen, sondern von der Mitte; in der Mitte stehe die richtige Mischung, der Normalmensch; von dieser Mitte aus müssen die Richtungen bestimmt werden, nach denen eine Abweichung von der richtigen Mischung, eine Dyskrasie stattfinde.

Was Galenus hier sagt, gilt von allen Versuchen, die individuellen Unterschiede nach gewissen Gesichtspunkten zu classificieren. Es handelt sich nicht darum, verschiedene Arten von Menschen herauszubringen, die durch scharfe Gegensätze von einander so geschieden wären, daß nun die Gesammtheit der Menschen in getrennte Gruppen zerfiele; die Unterschiede sind vielmehr alle fließend; in der Mitte steht das normale Durchschnittsmaß der geistigen Lebendig-

keit überhaupt, stehen die allgemein menschlichen Richtungen des Thuns, steht die Constitution, in welcher alle einzelnen Kräfte und Functionen, aus deren Zusammenwirken das geistige Leben besteht, in gleichgewogener Stärke verknüpft sind, und keine Seite des Lebens einseitig die anderen beherrscht; und von dieser Mitte aus bestimmen wir die Richtungen, nach denen durch das Ueberwiegen der einen oder andern Seite die Unterschiede sich entwickeln, indem wir als Grenzfälle die größten und ausgesprochensten Gegensätze hinstellen. Und, wie in allen ähnlichen Fällen, werden die Extreme verhältnißweise selten, die der Mitte sich nähernden Werthe die häufigeren sein; je verwickelter aber das System unterscheidbarer und gegenseitig sich bedingender Functionen ist, welche die Gesammtheit des geistigen Lebens bilden, desto unabsehbarer kann darum doch die Mannigfaltigkeit von Formen sein, welche auch kleine Differenzen zu erzeugen vermögen. Dadurch eben ist uns das Leben anderer verständlich, daß wir, was in uns selbst lebt, in so verschiedener Mischung in Andern wieder finden können, und gerade darin besteht der unerschöpfliche Reiz, den der Mensch für den Menschen hat.

Ueber die Eitelkeit.

Ein Vortrag.

Wenn ich sage, daß ich über die Eitelkeit, ihr Wesen und ihre verschiedenen Formen reden will, so bin ich darauf gefaßt, daß einige der Anwesenden von einem gelinden Schrecken befallen werden über ein so heikles und verfängliches Thema; aber es sind sicher nur Herrn, die in ritterlichem Eifer für die Damen es höchst bedenklich und unzart finden, in ihrer Gegenwart gerade von etwas zu reden, was ihnen für eine besondere Schwäche des schönen Geschlechtes gilt. Ebenso gewiß bin ich aber auch, daß von den Damen selbst der Schrecken nicht getheilt wird; denn sie haben alle ein vollkommen gutes Gewissen, und sind nicht nur, jede für sich selbst, sich bewußt, daß sie entfernt nicht eitel sind, sondern sie fürchten auch gar nicht, von irgend Jemand für eitel gehalten zu werden. Sie also können keine anzüglichen Absichten hinter diesem Thema vermuthen, denn wenn sie sich überhaupt nach lebenden Exempeln dieser Eigenschaft umsehen wollten, fiele ihr Verdacht ganz gewiß nur auf Männer; und so erhalte ich von dieser Seite des Hauses sicher das Zeugniß, daß ich keine schuldige Rücksicht durch die Ergründung einer Eigenschaft ver-

letze, die höchstens auf der andern gefunden werden könnte. Und wenn ich nun darauf käme, in dem, was wir Eitelkeit nennen, nur eine kleine Steigerung einer höchst lobenswürdigen und für den Bestand und das Glück der menschlichen Gesellschaft höchst wohlthätigen Sinnesrichtung zu finden, so läge es klar vor Augen, daß ich bloß die Gelegenheit ergreife, vor dem Gerichtshof, von dem wir immer ein mildes Urtheil zu empfangen wünschen, eine Schutzrede für das männliche Geschlecht zu halten.

Um dabei mit der Gründlichkeit zu verfahren, die dem Philosophen geziemt, muß ich Ihnen zumuthen, einige allgemeine Sätze von fast beleidigender Selbstverständlichkeit anzuhören. Wie die meisten Eigenschaften, durch welche wir nicht die intellectuellen Unterschiede der Menschen, sondern ihre Sinnesart und ihren Charakter bezeichnen, gehört auch die Eitelkeit zwei Seiten unseres Lebens an; sie ist einerseits eine Art und Weise zu empfinden, eine Empfänglichkeit, vermöge der uns gewisse Dinge wohl, andere wehe thun; andrerseits eine bestimmte Richtung unseres Strebens und Thuns, wodurch wir uns jenes Wohlgefühl zu verschaffen, diese Unlust zu meiden trachten. Jenes können wir die passive, dieses die active Seite der Eitelkeit nennen.

Worin aber jene Empfindungen des Eiteln wurzeln, und worauf sich diese Bestrebungen beziehen, ist nicht etwas, was wir als einzelne und isolierte Geschöpfe erleben könnten, sondern es sind Beziehungen, in denen wir zu andern Menschen stehen; die Eitelkeit gehört zu den geselligen Eigenschaften.

Nun sind die Beziehungen, in welche wir zu andern treten, doppelter Art. Auf der einen Seite handelt es sich um die Erhaltung unserer realen Existenz, um die Befriedigung unserer Bedürfnisse durch unser Wirken nach außen, um Besitz und Macht; ob wir unsere Kräfte freundschaftlich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen, oder im Kampf ums Dasein feindlich gegeneinander wenden, unser Thun gilt realen Zwecken und Veränderungen in der wirklichen Welt der Dinge, wir suchen die Macht andern zu helfen oder das Recht ihnen zu befehlen und sie für uns arbeiten zu lassen. Auf der andern Seite ruhen unsere Beziehungen zu unsern Mitmenschen nur auf Gedanken und Gefühlen, die der realen Wirkung entbehren und rein idealer Natur sind; es kommt jetzt auf den günstigen oder ungünstigen Eindruck an, den wir gegenseitig auf einander machen, und die Beurtheilungen, die daraus hervorgehen. Die Eitelkeit gehört offenbar ganz diesem letzteren Kreise an; denn, um ihr Gebiet in vorläufigem Umriß abzugrenzen, es handelt sich bei ihr ja zunächst bloß um das, was andere von uns denken und sagen, nicht um das, was sie uns geben oder nehmen, nützen oder schaden.

Wodurch wir nun auf andere einen günstigen Eindruck machen und Gegenstand ihrer Anerkennung werden können, ist sehr mannigfaltiger Art; Gefälligkeit der äußeren Erscheinung, anregende Unterhaltung, bewundernswerthe Kraft und Geschicklichkeit des Körpers oder des Geistes, Pünktlichkeit in der Beantwortung von Briefen oder in der Rückgabe entliehener Bücher, reicher Besitz, hohes Amt, gelten neben-

einander als Vorzüge. Aus dem weiten Gebiete dessen aber, was aus verschiedenen Motiven geschätzt wird, zeichnet sich ein engerer Kreis mit einem eigenen Maßstab aus; in ihm wird unser Wollen und Handeln nach allgemeingültigen Regeln gemessen, der Werth unserer Person nach der Gesinnung beurtheilt, welche sie in ihrem gesammten Verhalten bethätigt, und nach den Erfolgen, welche sie für die gemeinsamen Zwecke der Gesellschaft erreicht. Es ist das Gebiet der Ehre im eigentlichen und strengen Sinne des Worts; und die Geltung, die hier erlangt wird, ist Achtung vor der Ehrenhaftigkeit und Anerkennung des Verdienstes.

Für die strenge Betrachtung nach den Grundsätzen der Vernunft ist die Pflichterfüllung aus reiner Gesinnung das Einzige, was in Wahrheit Ehre verdient, und nach diesem Maßstab sollen wir als unbestechliche Richter uns gegenseitig unsern Werth bestimmen. Aber die wirkliche Empfindungsweise der Menschen will sich nicht zu dieser strengen Vernünftigkeit bekehren lassen; sie rechnet nicht nach der reinen Goldwährung des ächten Verdienstes; sie gibt sich nicht die Mühe, immer erst den innersten Kern zu untersuchen, sondern sie läßt sich meist durch einzelne Seiten, die in lebhafterem Eindruck uns auf den ersten Anblick gewinnen oder abstoßen, in ihrem Urtheile leiten; und so gilt in ihrer Werthschätzung nicht nur dasjenige, was Achtung verdient, sondern alles was gefällt und erfreut; und wie sie fortwährend die schroffen Unterschiede verwischt, welche die Moral statuieren möchte, so können auch wir

uns die strenge Sonderung der Gesichtspunkte ersparen, wo es sich nur um eine Naturbeschreibung der idealen Beziehungen handelt, in welche die Menschen durch den thatsächlichen Eindruck treten, den sie auf einander machen.

Wenn wir nun aber diese Beziehungen näher ins Auge fassen, so scheint es, als habe unsere räthselhafte Natur Alles auf den Kopf gestellt. Denn man sollte doch denken, es müßte uns vor allen Dingen darum zu thun sein, daß wir von unseren Mitmenschen, von allem, was sie sind und thun, diese glückliche und erfreuliche Anregung erhielten; wir müßten den lebhaftesten Wunsch haben, daß sie uns gefielen, daß sie uns die Freude bereiteten sie bewundern zu können, daß sie uns den unangenehmen Anblick der Häßlichkeit oder Ungeschicklichkeit, den niederschlagenden Eindruck ihres Unverstandes, den Schmerz der Mißbilligung ihrer sittlichen Unvollkommenheiten ersparten. Aber nein; daß dieser und jener unser Mißfallen erregt, unserem Tadel oder unserer Geringschätzung verfällt, ertragen wir mit merkwürdiger Leichtigkeit; ja wir finden eine seltsame und schwer begreifliche Befriedigung darin, manches recht ungeschickt, häßlich, widerlich, unausstehlich zu finden, recht kräftig tadeln, recht von Herzen verabscheuen zu dürfen; und der, den der bloße Anblick der mancherlei Unvollkommenheiten seiner Mitmenschen im Ernste tief unglücklich machte, würde uns doch eigentlich als ein wunderlicher Heiliger erscheinen. Aber daß wir andern mißfallen, daß wir ihnen Gegenstand eines noch so schwachen unangenehmen Eindrucks werden sollen, das verletzt uns; verletzt uns höchstens dann

in geringerem Grade, wenn wir sie nicht als bloße Zuschauer, sondern als feindselige Gegner vor uns haben, die es gilt unsere Macht fühlen zu lassen. Und selbst dem Gegner wünschen wir noch nebenher zu imponieren; er soll anerkennen, daß wir Recht haben, und eine hohe Meinung von unserer Macht und Ueberlegenheit, und wo möglich auch noch von unserer Großmuth gewinnen.

Die Allgemeinheit dieser Gemüthsverfassung verhindert uns in der Regel, uns über diesen merkwürdigen Zug des menschlichen Geschlechts zu verwundern; wir sehen als selbstverständlich an, daß der Eindruck, den andere von uns erhalten, weniger für sie, als für uns selbst die Quelle lebhaften Genusses und tieftreffender Verletzung ist. Und doch, was haben wir denn eigentlich davon, wenn andere uns so oder so ansehen? Was geht es uns an, ob sie uns in ihren Gedanken Beifall schenken oder nicht? Denn es wäre eine sehr unzureichende Erklärung, wenn man etwa auf die Berechnung zurückgehen wollte, daß nach dem Eindruck, den wir auf andere machen, das practische Verhalten derselben sich richten werde; daß, wenn wir ihnen gefallen, sie uns beschenken, uns helfen und uns fördern, im entgegengesetzten Falle uns stören und uns schaden werden; wir unterscheiden vielmehr ganz deutlich die aus dieser Nützlichkeitsrechnung hervorgehende Furcht und Hoffnung von dem unmittelbaren Eindruck, den uns das Bewußtsein zu gefallen oder zu mißfallen auch gegenüber von solchen macht, die uns weder nützen noch schaden können; wir dehnen den Kreis derer, um deren Urtheil wir uns bekümmern, weit

über die Grenzen der Gesellschaft aus, mit der wir handelnd in Wechselwirkung stehen, und in der höchsten Steigerung dieses Interesses richtet sich ja der Blick selbst auf die ungeborenen Geschlechter. Nicht als Mittel zu einem andern Zweck also, sondern an sich selbst hat das Bild von uns, das in der Seele eines andern existiert, seinen Werth und seine Bedeutung; die Gedanken als solche, selbst die verschwiegenen, durch kein Zeichen verrathenen Gedanken, die wir nur vermuthen können, oder die ganz harmlose Aeußerung derselben in Mienen oder Worten, die uns kein Haar krümmen und keinen Pfennig unserer Habe rauben, vermögen uns in Aufregung zu bringen, als ob unser Wohl und Wehe von solchen luftigen und ungreifbaren Gebilden abhienge. Was thun uns doch diese Gedanken an? Sind wir nicht verrückt, daß wir unser leibhaftiges Dasein vergessend immer nur nach unserem Schatten sehen, daß wir diesen Doppelgänger fürchten wie ein Gespenst, und ihm Opfer bringen wie einem Dämon, der Macht hat zu beglücken oder zu verderben? Müssen wir uns nicht von Falstaff katechisieren und zum Verständniß bringen lassen, daß Ehre keine Wunden heilen und kein Bein ansetzen kann?

So räthselhaft sie sein mag, die Thatsache ist da; wir begnügen uns nicht mit unserem Wissen von uns selbst, mit dieser einsamen Betrachtung unseres eigenen Bildes, nicht damit, daß wir uns nur in der Stille mit andern vergleichen und für unser verschwiegenes Urtheil den Werth unserer Existenz an ihnen messen; wir haben vielmehr ein unüberwindliches Verlangen, Gegenstand der Gedanken

anderer zu sein, und zu wissen, daß sie uns beachten; es ist, als ob wir unserer eigenen Existenz erst sicher wären, wenn sie uns von andern bezeugt ist, als zerflössen wir in Luft, wenn wir nicht gewiß sind gesehen zu werden, als wären wir in Gefahr verloren zu gehen wie eine einzige Handschrift, wenn wir nicht in den Seelen anderer vervielfältigt sind. Wir sind Idealisten; wir bestätigen fortwährend den Satz, daß dasein eigentlich heißt vorgestellt und gedacht werden.

Dieses Bedürfniß für anderer Gedanken da zu sein ist zuletzt nur der Ausdruck der geselligen Natur des Menschen, und eines der stärksten Motive, welche den geselligen Zustand fortwährend erhalten; in seinen Wirkungen umfassender und anhaltender als das gegenseitige Bedürfniß des Schutzes und der Hilfeleistung, so gewiß unsere Gedanken beweglicher und unermüdlicher sind als unsere Hände. So lange man die Gesellschaft nur auf das Bedürfniß der physischen Selbsterhaltung gründet, ist jeder für den anderen nur Mittel zum Zweck, ein Werkzeug von allgemeiner Brauchbarkeit oder ein besonders gelehriges Hausthier; mir am nützlichsten, wenn er gar keinen eigenen Willen hat und als Sclave mir vollkommen unterworfen ist. Aber auch wer über Sclaven geböte, würde sich des Gefühls seiner Herrschaft nur dann voll freuen, wenn er sich zugleich an dem Eindrucke weidete, den seine Ueberlegenheit hervorbringt; damit ist er aber thatsächlich wieder von seinen Untergebenen abhängig; die menschliche Seele, die ihm gegenübersteht, ist durch ihre Gedanken eine Macht,

der er sich nicht zu entziehen vermag, und damit erst ist das Fundament der Gleichheit und Gegenseitigkeit der Beziehungen gelegt, welche die menschliche Gesellschaft auch unter einem Despoten von einer Herde unter ihrem Hirten unterscheidet.

In der Freude nun, welche uns die Anerkennung anderer gewährt, folgt die Natur ihrem allgemeinen pädagogischen Systeme der Belohnungen und Strafen; zu dem, wozu sie uns bringen will, reizt sie durch den Genuß, den sie an die Erfüllung ihrer Zwecke knüpft, und sie straft mit Unlust aller Art die Mißachtung ihres Willens. Zur Erhaltung des Lebens treibt sie durch die Pein des Hungers und das Wohlgefühl der Sättigung; freundliche und friedliche Beziehungen in der Gesellschaft herzustellen, hat sie weder der unsicheren Berechnung des Nutzens überlassen, noch hat sie der Macht selbstloser und uneigennütziger Menschenliebe vertraut, vielmehr auf alles, was das gesellige Leben begünstigt, auf alle die Eigenschaften, durch welche wir andern angenehm und förderlich sind, noch einen besonderen Preis gesetzt. Knüpft sie doch schon an die äußerlichste und gleichgültigste Form des Verkehrs, das bloße Kennen und Gekanntwerden, lebhafte Befriedigung; ja es genügt schon uns zu erheben, wenn nur unser Name von Vielen genannt wird. Welches Hochgefühl erfüllt den Primaner, wenn er zum erstenmale seinen Namen unter den zur Universität Abgehenden in der Zeitung gedruckt liest, und sich nun vorstellt, daß die Tausende von Abonnenten jetzt von ihm, dem Paul Müller oder Friz Schulze wissen;

und ich will nicht dafür stehen, daß nicht auch der eine oder der andere von uns noch in einem Vorlesungsverzeichnisse seinen Namen aufsucht — natürlich nur um sich zu vergewissern, daß kein Druckfehler sich eingeschlichen hat — aber doch ein geheimes Behagen empfindet, daß nun Urbi et Orbi verkündigt wird, daß er da ist. Machen wir nicht ferner den Anspruch, daß die gleichgültigste und flüchtigste Begegnung eine dauernde Erinnerung hinterlasse, und im Album jedes Gedächtnisses unsere Photographie aufbewahrt werde; empfinden wir es nicht als eine Beleidigung, von denen vergessen zu sein, die uns früher gekannt? Durch diese feinen Fäden spannt sich ein weites Netz gegenseitiger Beziehungen, durch die zuerst die Isolierung und Fremdheit der Einzelnen gegeneinander überwunden und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit begründet wird.

Aber wichtiger als dieses bloße Gekanntsein ist uns die hellere oder dunklere Färbung, die unser Bild durch die Gefühle erhält, mit welchen es betrachtet wird; Gefühle des Wohlgefallens und der Anerkennung hier, Gefühle des Mißfallens und der Mißbilligung dort. Wer behauptete, daß es ihm nicht wohlthue, zu gefallen, anerkannt, belobt, bewundert zu werden, wäre entweder nicht ehrlich, oder ein gemüthskranker Melancholicus; oder aber, er wäre unerträglich hochmüthig, ein wahrer Menschenfeind, der sich in einsamer Höhe an seinem eigenen Bewußtsein genug sein läßt, und die übrige Welt soweit unter sich sieht, daß er es für eine Erniedrigung achtete, ihre Stimmen zu hören.

Auch wer sich bewußt ist, in seinem Verhalten sich bloß durch die Gebote der Menschenliebe leiten zu lassen, nimmt den Beifall, den er dadurch erntet, als eine angenehme Zugabe hin, wie derjenige, der aus Pflicht sich nährt, doch lieber wohlschmeckende Speise ißt; in der That wirkt aber die Empfindlichkeit für die Anerkennung anderer zugleich als höchst wirksames Motiv, und sie ist eine der großen Mächte der Civilisation. Wir dürfen uns nur einen Zustand ausmalen, in dem es Jedem gleichgültig wäre, was andere von ihm halten, gleichgültig ob er ihnen angenehm oder unangenehm, edel oder gemein erscheint, und wir bedürfen keiner besonders lebhaften Phantasie, um sofort alle die Gräuel der Barbarei zu übersehen, in die wir versunken wären. Denn auch die ernsten Regeln des sittlichen Verhaltens gewinnen einen großen Theil ihrer wirksamen Kraft nur durch die Ehre, die sich an ihre Befolgung, die Schande, die sich an ihre Verletzung knüpft; darum ist das sichtbare und dem öffentlichen Urtheil verfallende Verhalten der Menschen durchschnittlich um ein gut Theil besser als ihre verschwiegenen Gedanken und Gelüste. Aber auch die kleineren Dinge, die keines der zehn Gebote und kein Rechtsgesetz regelt, und die wir doch als wesentliche Bestandtheile eines gesitteten Zustandes betrachten, sind durch jenen Grundzug unserer Natur bestimmt.

Aus ihm geht zunächst das Bestreben hervor, uns in unserer äußeren Erscheinung zu idealisieren, alles was mißfallen und verletzen könnte, zu entfernen oder zu verbergen, den sichtbaren Theil unseres Selbst so zu gestalten, daß er

einen günstigen Eindruck mache. Es liegt im tiefsten Grunde ächte Menschenfreundlichkeit schon in dem Bestreben des Wilden sich zu putzen und durch allerhand Schmuck und Zierat sein Aeußeres stattlicher und glänzender zu machen; es ist ein ganz richtiges Gefühl darin, daß wir eine Pflicht gegen unsere Nebenmenschen erfüllen, wenn wir ihren Schönheitssinn zu erfreuen trachten und etwa sorgfältig überlegen, welcher Schnitt unsere Gestalt am besten hebt, oder welches Kleid heute Abend angelegt werden soll und welches Band und welcher Schmuck dazu paßt; es ist ebenso eine Pflicht der Menschenfreundlichkeit, dem Nächsten das Mitleid zu ersparen, das er mit einem ungenügend gegen die Winterkälte geschützten Haupt oder einer Lücke in dem Zaun empfinden müßte, über den bei Homer die Worte entfliehen. Es liegt eine tiefe Philosophie in dem Interesse, das wir diesen Fragen widmen, und das angestrengte Nachdenken, das sie zuweilen fordern, ist darum erklärlich: wir treten damit für eine teleologische Naturbetrachtung ein, für die Ueberzeugung, daß die Natur dem Menschen eine Gestalt von idealer Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit und Schönheit verleihen wollte, und daß es unsere Aufgabe sei, diese Zwecke als erfüllt darzustellen und ihr nachzuhelfen, wo zufällige Störungen ihre Absichten vereitelt haben; wir widerlegen den Pessimismus, der die Welt für unvernünftig und zweckwidrig erklärt, indem wir die Anerkennung ihrer Schönheit erzwingen; und es ist ja nur ein Ausfluß derselben Zweckmäßigkeit der Natur, wenn sie uns nun durch ein angenehmes Gefühl für die Opfer entschädigt, die wir ihrer Verherrlichung bringen.

Freilich spricht sich in unsern Gewohnheiten die Ueberzeugung aus, daß nur die eine Hälfte der Menschheit die natürlichen Anknüpfungspunkte für diese ästhetische Idealisierung darbiete, bei der andern, mit Ausnahme weniger besonders Begünstigter, die rauhe Wirklichkeit nur die realistische Darstellung des Charakteristischen gestatte. Bei Völkern niederer Culturstufe allerdings suchen beide Geschlechter wetteifernd sich zu putzen und zu schmücken; mit fortschreitender Einsicht scheint die Menschheit gefunden zu haben, daß das männliche Geschlecht besser thue, auf solche Hebung seiner äußeren Erscheinung zu verzichten und nur etwa auf Bedeckung seiner allzu sichtbaren Mängel sich zu beschränken; den Dohlen, Elstern und Nebelkrähen in winterlicher Landschaft gleich haben wir aus unserer Tracht die Farbe beseitigt und den Schmuck verbannt, höchstens daß ein aus den ältesten untersten Schichten verschämt hervorlugender Hemdknopf noch, wie eine Versteinerung, an jugendlichere Perioden erinnert. Denn was etwa im Gebiete der Decoration an farbigen Bändern und Sternen sichtbar wird, soll ja nicht direct als verschönernder Schmuck auf das Auge wirken, sondern ist nur Symbol für unsichtbare Vorzüge.

In der Offenbarung dieser ist uns zu unserem Trost ein weites Gebiet idealisierender Selbstdarstellung geblieben, auf dem wir mit dem schönen Geschlechte zu wetteifern vermögen. Geberden, Worte und Handlungen sind der natürliche Ausdruck des Innern, der Gedanken, Stimmungen und Gesinnungen. Und nun beruht ja unser ganzer geselliger Verkehr darauf, daß wir nicht rücksichtslos gegen

den Eindruck, den wir auf andere machen, unsere Gedanken aussprechen, unsern Stimmungen Ausdruck geben, unsere Gesinnung bethätigen. Wir sind Schauspieler, und unser Publicum besteht auch aus Schauspielern; jeder spielt eine Rolle und stellt sich mit mehr oder weniger Glück so dar, wie er eigentlich sein sollte, oder wenigstens wie er wünscht, daß er den andern erscheine. Zwar mehr Verstand und Witz zu verrathen als man hat, ist eine schwierige Sache, und wer hierin bedeutender erscheinen will als er ist, verlegt sich besser auf stummes Spiel mit vielsagendem Lächeln und ausdrucksvollem Kopfnicken; aber liebenswürdige und edle Eigenschaften bieten sich leichter der dramatischen Kunst. Wir gewöhnen uns, in Gesellschaft uns heiter und aufgelegt zu zeigen, wenn wir verdrießlich und verstimmt sind; wir verhüllen unser Mißfallen, unsern Zorn und Haß, und spannen alle Kraft der Selbstbeherrschung an, um keine Scenen herbeizuführen; wir zeigen uns theilnehmend, für jede Aufmerksamkeit dankbar, gegen unsere Feinde großmüthig, in unsern eigenen Ansprüchen bescheiden. Es wäre eine sehr kurzsichtige Moral, welche diese Komödie, die wir fortwährend gegeneinander spielen, in Bausch und Bogen als täuschenden Schein und unwürdige Heuchelei verurtheilen und damit alles, was wir Lebensart und Anstand nennen, verwerfen wollte, wo es nicht ächter, natürlicher, unverfälschter Ausdruck unserer wirklichen Gesinnung und Stimmung ist; die uns verbieten wollte, dem ungelegenen Besuch, dessen Klopfen uns ein verdrießliches Brummen erweckt, zu sagen, daß es uns freue ihn zu sehen, oder geböte durch

aufrichtiges Schelten dem Aerger Luft zu machen, den uns ein durch die Ungeschicklichkeit des Nachbars verdorbenes neues Kleid oder ein Flecken Rothwein auf einem frischen Tischtuche verursacht. Es genügt auch nicht, diesen Schein etwa dadurch zu entschuldigen, daß er ja nicht täusche und von allen durchschaut werde, daß Niemand unsere Höflichkeiten für baare Münze nehme, und die kleineren und sanfteren Mittel, mit denen wir jetzt unsere Unzufriedenheit andeuten, die Kraft und Wirkung der stärkeren und gröberen gewinnen, zu denen die ungezügelte Natur uns treibt. Es liegt vielmehr, wie in der Pflege der äußeren Erscheinung, so auch in dieser Schauspielkunst, trotz den damit verbundenen Gefahren, eine tiefere Bedeutung, eine Huldigung, die einem menschlichen und sittlichen Ideale dargebracht wird; was wir thun, soll nicht mit jeder Aufwallung unserer Leidenschaften, sondern mit unserem wahren und besseren Selbst harmonieren; die äußere Darstellung eines edleren Charakters wirkt als sittigende Macht nach innen zurück, und das Wort Mignons: So laßt mich scheinen, bis ich werde, trifft den wahren Sinn dieser Aeußerung unseres Strebens nach Anerkennung.

So gewiß nun das Prädicat der Eitelkeit eine Schwäche bezeichnen und einen leichten Tadel ausdrücken will, so gewiß kann es nicht diese allgemein menschliche Sinnesart überhaupt meinen, welche des Beifalls und Lobes sich freut, und durch die Art, wie wir uns verhalten und darstellen, Mißfallen und Mißbilligung zu vermeiden trachtet. Wir würden im Gegentheil den, der dagegen unempfindlich

wäre, mit weit stärkerem Tadel hochmüthig oder unverschämt nennen. Nur einige besondere Zweige also, die auf diesem Stamme wachsen, können wir als Eitelkeit bezeichnen wollen; denn allerdings gibt es Unterschiede theils in dem Grade jener Empfindlichkeit, theils in der Richtung, in der sie sich äußert.

Unter einem eitlen Menschen verstehen wir nun jedenfalls einen solchen, bei dem die Empfänglichkeit für Anerkennung besonders lebhaft ist, und die daraus entspringenden Gefühle eine unverhältnißmäßige Stärke besitzen; wir unterscheiden ihn aber von dem Ehrgeizigen, mit dem er diese allgemeine Richtung theilt, dadurch, daß der Ehrgeizige auf verdientes und dauerndes Lob achtungswerther Leistung ausgeht, und mit dem jeweils Erreichten unzufrieden seine Kraft anspannt, um immer größere Ehre zu erwerben, der Eitle aber auf die gegenwärtige Anerkennung dessen Werth legt, was er schon ist, und sich jeder Art des Beifalls, auch des vorübergehenden Eindrucks freut.

Nun kann, was so lebhaft uns erregen soll, nicht etwas sein, was wir als selbstverständlich erwarten oder was wir längst gewöhnt sind. Es geht mit dem Wohlgefühl der Anerkennung wie mit dem der Gesundheit; in gewöhnlichen Zeiten fühlen wir uns nicht besonders beglückt, wenn wir Morgens aufstehen können und keine Schmerzen haben. Eitel kann nur sein, wer der Anerkennung nicht sicher ist und im Geheimen fürchtet zu mißfallen; nur wer mit Zagen das Urtheil anderer erwartet, kann durch den günstigen Ausfall desselben hoch beglückt werden. Aphrodite können

wir uns nicht eitel denken; sie weiß daß sie schön ist, und es kann ihr keine freudige Ueberraschung sein, wenn sie bezaubert. Aber die Sterblichen, die nicht in fertiger Schönheit dem Meere entsteigen, sondern langsam aus den Schulbänken heraus wachsen, pflegen die glückliche Zeit solcher Ueberraschungen durchzumachen; sie fangen an zu merken, daß sie beachtet werden, daß sie gefallen, und nun erst wachsen sie in ihren eigenen Augen und achten begierig auf jedes Zeichen der Aufmerksamkeit, auf jedes Wort, das sie anerkennt; und aus der passiven Eitelkeit wächst die active von selbst hervor, welche sich bemüht, bei jeder Gelegenheit vor den Augen der Richter zu bestehen und neuen Beifall zu ernten. Aber auf dem Niveau dieser Eitelkeit kann in die Länge doch nur stehen bleiben, wer fortfährt sich selbst zu mißtrauen, und also immer wieder die eigene Schätzung seines Werthes von dem Urtheil anderer abhängig macht, und für jede neue Anerkennung dankbar ist, weil er nicht das Selbstgefühl hat, sie als sein Recht zu fordern. So ist die Eitelkeit dem Stolze entgegengesetzt, der im sichern Bewußtsein des eigenen Werthes der Anerkennung wenigstens der Urtheilsfähigen zum Voraus gewiß ist, und ruhig gerade aus gehen kann, ohne rechts und links zu schielen und zu horchen, was die Leute sagen und was sie für Gesichter machen. Und dieselbe Unsicherheit drängt den Eitlen nun, durch das Eindruck zu machen, was in die Augen fällt; er geht darauf aus, von den Leuten gesehen zu werden und von jedem einen wohlgefälligen Blick oder ein zustimmendes Wort zu erhaschen;

er thut mit Vorliebe, was den augenblicklichen Beifall möglichst Vieler hervorruft; denn das verständige Urtheil über den ganzen Mann pflegt nicht so leicht und nicht so oft hörbar zu werden, als das flüchtige Lob einer einzelnen öffentlichen Leistung, einer gelungenen Volksrede oder auch eines populären Vortrags.

Diese Eitelkeit ist der Trost der Unsicheren und Schwachen, wo sie gutmüthig und heiter genug sind, sich an jedem Sonnenblick des Beifalls zu freuen; ihre Qual aber, wo sie mit besonderer Stärke jede Verletzung empfinden, weil das eigene Bewußtsein gegen den Tadel wehrlos ist. Dieser verbreitetsten Form der Eitelkeit, die zudem keine feste Grenze von der normalen Empfindlichkeit scheidet, können wir nicht zürnen; sie erkennt ja demüthig die Ueberlegenheit unseres Urtheils an und bemüht sich naiv und offen um ein gutes Zeugniß; sie macht gesellig, lenksam und dienstwillig; wir können sie als die liebenswürdige Eitelkeit bestimmen, und wir würden fast etwas vermissen, wenn sie ganz aus der Welt verschwände.

Aber derselbe Zweig treibt noch vereinzelte andere Blätter. Das Bedürfniß, sich anerkannt zu wissen, ist lebhaft; der ausgesprochenen und deutlich hörbaren Bewunderung ist viel zu wenig, um den Appetit zu stillen; es gesellt sich dazu der Verdruß des Eitlen, daß es Leute gibt, auf die seine Schönheit keinen Eindruck macht, oder die bei seiner Unterhaltung gähnen, oder die sonst gegen seine Vorzüge blind sind. Gegen solche Verweigerung der Alimente seines Selbstgefühls hilft er sich nun dadurch, daß er sich

selbst an die Stelle des Zuschauers versetzt, und an sein eigenes — natürlich unbefangenes — Urtheil appelliert; sie stellt sich vor den Spiegel, um zu finden, daß sie doch gewiß hübsch und auch geschmackvoll gekleidet sei, und Jedem gefallen müsse, der Augen habe; er liest sich Stellen aus seinen Werken oder Gedichten vor, sie sind treffend, geistreich, packend, klassisch — und damit ist von dieser Appellationsinstanz das Urtheil erster Instanz vernichtet, auf diesen Spruch hin wird die Entscheidung derer, die geschwiegen haben, nach dem Grundsatz „Wer schweigt, der stimmt zu“ ergänzt, und die künftigen Entscheidungen anticipiert. Das ist das Thun der Eitelkeit, die wir die selbstgefällige nennen, nicht um zu sagen, daß sie nur sich selbst gefallen wolle, sondern daß sie sich einbildet, was ihr gefalle, müsse auch dem Publicum gefallen, das sie sich im Hintergrunde denkt.

Eine Abart der selbstgefälligen Eitelkeit des Eingebildeten ist die thörichte Eitelkeit, die sich in den Mitteln vergreift, durch welche sie Beifall zu gewinnen glaubt. Mittelmäßige Gedichte drucken lassen; über einen kleinen geselligen Verstoß tiefere Bekümmerniß empfinden, als über eine Läßigkeit im ernsten Geschäft; durch jugendlichen Putz blühend erscheinen wollen, der doch nur durch den Contrast die Vergeblichkeit dieses Beginnens um so deutlicher hervortreten läßt; in gleichgültigen Künsten die Auszeichnung suchen, die man sich durch wichtigere Leistungen verdienen könnte; mit grauen Haaren eroberungslustig tänzeln, — das sind die Züge, die wir in höchster

Steigerung als die lächerliche Eitelkeit des Gecken bezeichnen.

Bis jetzt haben wir immer noch gutartige Erscheinungsformen dieser Epidemie beschrieben; aber sie tritt auch in weniger harmloser Weise auf. Denn auch in dieses Gebiet, das ursprünglich auf gesellige und menschenfreundliche Sinnesrichtung sich gründet, drängt mit dem egoistischen Kampf ums Dasein ein feindseliges Element sich ein. Der gutartigen Eitelkeit genügt es, ihren Theil des Lobes zu ernten; die neidische will, daß ihr Theil der größte sei; sie lebt von Comparativen und Superlativen, sie will nicht glänzen wie die Sterne am Firmament, die zu Tausenden das Auge erfreuen, sondern wie die Sonne, vor der alle anderen Lichter erbleichen. Der Spiegel an der Wand soll nicht nur sagen: Du bist schön, sondern wie der der Königin im Märchen: Du bist die Schönste im ganzen Land; die glänzendste Theaterkritik macht einen Bühnenheros unzufrieden, wenn daneben eine ebenso günstige einer andern Rolle steht; es ist ihm unerträglich, daß, mit Göthes Wort, zwei solche Kerle da sein sollen.

Darum beginnt nun der Wettkampf; zuerst in Gedanken, in der stillen Vergleichung des Eindrucks, den ich selbst machen müßte, mit dem, den andere auf mich machen; in der Abschätzung, um wie viel besser ich aussehen, reden, schreiben würde, als dieser und jener; in der Zuversicht, daß ich solche Fehler wie andere doch gewiß nicht gemacht hätte; und im Eifer dieser stillen Vergleichung waffnen wir — ich meine natürlich nicht uns — unsere Brust mit drei-

fachem Panzer gegen die Wirkungen, die fremde Vortrefflichkeit auf uns ausüben könnte, setzen blaue Brillen auf, um kein zu helles Licht sehen zu müssen und das Auge für das Mikroskop tauglich zu erhalten, durch das wir die eigenen Verdienste betrachten. Welche wunderliche Rangordnung käme doch heraus, wenn jeder aufrichtig den Platz bezeichnete, an den er nach seiner Meinung eigentlich hingehört!

Nun gilt es aber eben darum, auch nach außen den Eindruck zu steigern, alle Mittel aufzubieten um andern das Verständniß für die eigene Vortrefflichkeit zu öffnen; und das nächstliegende ist, von sich selbst zu reden, sich zu loben, von seinen Heldenthaten, oder noch besser von dem Lobe anderer zu erzählen; in gespreizter Wichtigthuerei auch in den gewöhnlichen Dingen feierlich zu sein, um den Eindruck des Bedeutenden zu machen, und jede Leistung eines Andern, die mit Anerkennung erwähnt wird, nöthigenfalls durch Gegenüberstellung der eigenen Triumphe auf ihr richtiges Maß zurückzuführen.

Aber diese prahlerische Eitelkeit, besonders widerwärtig, wo sie nur durch plumpe Schaustellung des Reichthums imponieren will, verfehlt ja meist ihren Zweck und erweckt die Lust des Widerspruchs; was feiner zu Werke geht, sucht durch die klagende Methode zum Ziel zu kommen, die einen Widerspruch zu unsern Gunsten herausfordert. Man thut recht bescheiden; man setzt sich gegen andere herab; man seufzt mit melancholischer Stimme, daß nichts gelingen wolle. Aber wehe dem, der naiv genug

wäre zuzustimmen, in aufrichtiger Theilnahme mit zu klagen und zur Resignation zu mahnen; wüthende Blicke würden die elegische Weichheit Lügen strafen.

Diese heuchlerische Bescheidenheit führt uns nun in eine Region des geselligen Scheins zurück, die eine Carricatur seines ursprünglich edlen Sinnes ist. Wir vermuthen, daß es dem andern besonders angenehm ist, wenn er erfährt, daß er von uns bewundert wird, und statt ihn dadurch zu gewinnen, daß wir selbst uns in einer idealeren Gestalt ihm zeigen, machen wir uns zum bloßen Spiegel, in dem er sein verschönertes Bild sieht; wir reflectieren nicht bloß den Schein, den er selbst zu verbreiten trachtet, sondern fügen einen zweiten künstlichen Schein hinzu, in der Aussicht, daß ihm ein Spiegel besonders werthvoll, und um so werthvoller sein werde, je schmeichelhafter sein Bild daraus zurückstrahlt. Und nicht nur das; indem wir vor andern, oder gar öffentlich übertriebenes Lob aussprechen, hat der Gelobte die Befriedigung, daß sein geschmeicheltes Bild auch von andern gesehen wird; durch diesen doppelten Reflex sieht er sich von lauter verschönerten Abbildungen umgeben, und er erfährt jenen schwindelerregenden Eindruck, den wir in einem Spiegelsaale empfangen. Wo diese Methode liebenswürdig zu sein und sich angenehm zu machen die herrschende würde, da wäre allerdings alle Wahrheit des geselligen Verkehrs, die mit dem gefälligen Scheine des Anstands sehr wohl zusammenbestehen kann, der Lüge preisgegeben, nicht bloß der Lüge dessen der schmeichelt, sondern auch der halbbewußten Selbst-

täuschung dessen, dem geschmeichelt wird. Dem cynischen Grundsatz: Calumniare audacter, semper aliquid haeret, tritt jetzt der nicht minder cynische zur Seite: Adulare audacter, semper aliquid haeret; der, den Du lobst, um ihm zu gefallen, wird, wenn er Dich auch nicht für aufrichtig hält und einige Procente abzieht, sich doch angenehm gekitzelt fühlen und Dir günstig sein; denkst Du, er wäre mißtrauisch, wenn Du ihn selbst lobst, so lobe seine Kinder, lobe seinen Hund und seine Katze, zeige Dich von der kleinsten Kleinigkeit, die ihm gehört, entzückt, so wirst Du bei ihm einen Stein im Bret haben. Denn es gehört immerhin einiger Weltverstand dazu, die ächte und wahrhaftige Theilnahme an dem, was uns angehört und uns erfreut, von täuschendem Spiegeln zu unterscheiden, und nur gesunder Geschmack empfindet Eckel vor solcher Süßigkeit. Manche aber, und nicht immer die Schlechtesten, zieht eine dämonische Gewalt in den Kitzel dieses Spiegelspieles so hinein, daß sie es nicht entbehren können, und daß, wie dem Säufer der Taumel, so ihnen die geistige Berauschung im Weihrauch zum täglichen Bedürfniß wird. Und wie der Säufer am Emde beim gemeinsten Getränke anlangt, so verliert, wer dem Delirium der Lobsucht verfallen ist, zuletzt die Unterscheidung für den Werth der Person, aus deren Munde das Lob kommt; der Eitelkeitswahn erzeugt Hallucinationen, und wer die vierte Gallerie klatschen hört, glaubt es sei das ganze Publicum.

Kein Wunder, daß der widerliche Anblick solcher wahnkranken Eitelkeit den verständigen Menschen treibt, auf seiner

Hut zu sein, und auch jeden Schein der Eitelkeit zu meiden; alle die Mittel zu verschmähen, welche der Eitelkeit dienen könnten, Sorgfalt in der Kleidung, Gefälligkeit im Benehmen, freundlichen Dank für erwiesene Ehre; alle Welt soll wissen, daß er nicht darauf ausgeht ihr zu gefallen. Häufig ist es ja wahrhaftige Einfachheit und ächter Eifer um die Sache, der sich so äußert. Aber schon Socrates hat dem Antisthenes gesagt, daß durch die Löcher seines Mantels die Eitelkeit hervorsehe; mit dem Scheine der Eitelkeit ist nicht sie selbst verschwunden, und nur aus Eitelkeit wollen manche zu denen zählen, die nicht eitel sind; die Krankheit hat sich nur auf die inneren Theile gezogen, und ist um so hartnäckiger.

Mit dieser letzten Form der Eitelkeit, der versteckten, könnte ich meine Naturgeschichte derselben schließen, wenn ich dächte, Sie halten es für möglich von der Eitelkeit zu handeln, ohne auf die Mode zu kommen; denn die periodischen Seufzer, die ihre Wechsel uns auspressen, sind zwar oft heuchlerisch genug; wie viele möchten doch den Glanz missen, der auf sie selbst von der Eleganz, die an ihrem Arme wandelt, zurückfällt — aber geheuchelt oder nicht, jedenfalls werden sie auf Rechnung der leidigen Eitelkeit geschrieben, welche nicht lassen könne, immer die neueste Mode mitzumachen. Nun bin ich diesem Capitel gegenüber freilich in einer schlimmen Lage; die Philosophie muß suchen, die Dinge zu begreifen, und geht von der Voraussetzung aus, daß das Wirkliche vernünftig ist, aber die Mode oder vielmehr die Moden überzeugen uns, daß es

mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Philosophie verstehen kann; und da es mir noch nicht gelungen ist, auch nur den ersten Schritt zu thun und sicher zu ergründen, wer denn die mysteriöse Macht ist, welche anordnet, daß man jetzt breite Hüte trägt, jetzt spitze, jetzt Hüte, die keine Hüte sind, und welche zu glauben befiehlt, daß was 1879 schön und fein war, 1880 unpassend, 1881 aber abscheulich und unanständig sei, so kann ich nur bis zu besserer Belehrung meine vorläufige Ansicht aussprechen, daß Eitelkeit und Mode vielmehr in directem Gegensatze stehen. Es erfordert ja nichts als Selbstverläugnung, nicht bloß auf jede Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit der Kleidung zu verzichten, sondern auch zu tragen, was zu Kopf und Gestalt vielleicht gar nicht paßt, mit wahrhaft militärischem Gehorsam jede Uniform anzulegen, welche von der geheimnißvollen Regierung befohlen wird, und von dieser strengen Disciplin nur in den seltenen Fällen kurzen Urlaub zu erhalten, wenn lebende Bilder oder eine Theatervorstellung ermöglichen dem eigenen Geschmack zu folgen, wo dann auch herauszutreten pflegt, wie viel Licht für gewöhnlich unter den Scheffel der Mode gestellt wird. Die Herrschaft der Mode könnte als Folge einer demokratischen Verschwörung der Mittelmäßigkeit der großen Masse gegen die Aristokratie des persönlichen Adels, eines nihilistischen Complots für die Gleichheit aber gegen die Freiheit erscheinen; indem alle Aufmerksamkeit auf das Kleid gezogen wird, soll der freilich vergebliche Versuch gemacht werden, alle Unterschiede der Geburt verschwinden zu lassen. Fragen

wir aber nach dem Motiv, aus dem sich die selbstverläugnende Unterwerfung unter jene Befehle erklären läßt, so kann ich nichts finden, als lobenswerthen Gemeinsinn. Denn die Mode des Tages ist zuletzt doch nicht so ganz demokratischer Natur; sie hat ihre Bedeutung als Erkennungszeichen für das, was man die Gesellschaft, man meint die feine Gesellschaft nennt; indem man der Mode folgt, erklärt man seine Zugehörigkeit zu derselben, schließt sich mit Seinesgleichen zusammen, und erhält gerade dadurch die sociale Ordnung. Freilich hat das Erkennungszeichen den Uebelstand, kein geheimes zu sein, wie das der Freimaurer; denn jedes strebsame Stubenmädchen bemächtigt sich desselben auch, und rechnet sich damit zu den Bevorzugten, die man unter dem mystischen „Man" versteht; auch sie legt ab, was „man" nicht mehr trägt; und dadurch ist es nothwendig, alle paar Monate eine neue Parole auszugeben, um durch den Vorsprung der Neuheit die Gesellschaft zu retten. Nicht die Befriedigung der Eitelkeit also wird in der Mode gesucht, sondern die Ehre des pünktlichen und opferwilligen Gehorsams gegen das geheime Comite der permanenten Revolution an Haupt und Gliedern im Dienste der socialen Ordnung. Nicht einmal die zuletzt betrachtete versteckte Eitelkeit kann im Spiel sein; denn diese will sich doch auszeichnen, gegenüber den anderen auffallen; die Mode wird aber gerade mitgemacht, um ja nicht aufzufallen, um nicht den Schein zu erwecken, als ob man seinen eigenen Geschmack haben und sich dadurch über die andern erheben wollte; wer der Eitelkeit der Löcher im Mantel huldigte,

würde sich vielmehr außer Reih' und Glied stellen. Mögen auch die einzelnen Moden ursprünglich mit dem Gedanken erfunden werden, daß sie gefällig und reizend sind, so vollzieht sich durch ihre Verallgemeinerung unfehlbar der fortwährende Proceß der Selbstvernichtung der Eitelkeit, und so komme ich zu dem Resultate, daß, was die Mode vorschreibt, im Grunde ein fein ersonnenes System von Bußübungen ist, um alle Eitelkeit auszurotten, die sich auf die äußere Erscheinung gründen könnte. Es erhellt daraus, welches Recht die Frauen zu dem Glauben haben, daß sie von dieser Eigenschaft frei sind. Wie es bei uns Männern steht, ist eine andere schwierigere Frage; ganz kann ich unser Geschlecht ehrlicherweise nicht von jedem Verdachte freisprechen; ich selbst wenigstens wünsche lebhaft, durch einen kurzen Schluß Sie angenehm zu überraschen.

